Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Digitized by Google

MAX BÜRKLIN. L

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum
Abdruck Aufträge auf ganze und halbe [illegible] inbarung. Annahme von Anzeigen
ttgart, Berlin, Leipzig.

erwendet
Stets

. . . . à 10 Pfg.
er . . à 10 Pfg.
r à 10—30 Pfg.
zepte gratis von den
che!
BIELEFELD.

tgart, Berlin, Leipzig.

fohlen!
it:

Die Armutsprobe.

Roman.

Zwei Bände. Preis broschiert M. 6.50.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Natürlicher Biliner Sauerbrunn!

Hervorragender Repräsentant der alkalischen (Natron) Quellen.

Uebertrifft im Gehalt an doppeltkohlensaurem Natron die bekannteren natürlichen alkalischen Wässer bedeutend.

In 1000 Theilen Wasser **4,78 doppeltkohlensaures Natron.**

Biliner Sauerbrunn ist ganz besonders zu empfehlen bei **Magen-, Nieren-, Blasen-** und **Harnleiden, gichtischen Ablagerungen,** Erkrankung der **Respirationsorgane** und **Lunge,** unübertroffen bei **Diabetes** (Zuckerkrankheit).

Als prophylaktisches Mittel gegen alle das **Verdauungssystem,** die **Nieren-, Galle-, Harn-,** und **Blasenfunktionen störende** Einflüsse, dabei wegen seiner reichen Menge Kohlensäure (gesammte Kohlensäure 5,517 in 1000 Theilen) ein äusserst **wohlschmeckendes, angenehmes Erfrischungsgetränk** und zur Mischung mit Wein geeignet

In Flaschen à 7/8 u. 3/8 Liter vorräthig in allen Apotheken, guten Droguerien und in den **Mineralwasserhandlungen.**

☛ Auf den »Korkbrand« (Biliner Sauerbrunn) wird besonders aufmerksam gemacht, Flaschen mit Korken **ohne** Brand enthalten gefälschtes Biliner Wasser.

Curanstalt Sauerbrunn

mit allem Comfort ausgestattet. **Wannen-, Dampf-, elektrische Bäder, Kaltwasser-Heilanstalt** vollständig eingerichtet. *Brunnen-Arzt Med. Dr. Wilhelm v. Reuss.*

☛ **Biliner Verdauungszeltchen.** ☚ **Pastilles de Bilin.**

Vorzügliches Mittel, aus den Abdampfrückständen d. Biliner Sauerbrunn erzeugt, bei Sodbrennen, Magenkatarrhen, Verdauungsstörungen überhaupt.

Depots in allen Mineralwasserhandlungen, Apotheken und Droguenhandlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen).

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Natürlicher Biliner Sauerbrunn!

Hervorragender Repräsentant der alkalischen (Natron) Quellen.

Uebertrifft im Gehalt an **doppeltkohlensaurem Natron** die bekannteren natürlichen alkalischen Wässer bedeutend.

In 1000 Theilen Wasser **4,78 doppeltkohlensaures Natron.**

Biliner Sauerbrunn ist ganz besonders zu empfehlen bei **Magen-, Nieren-, Blasen- und Harnleiden, gichtischen Ablagerungen,** Erkrankung der **Respirationsorgane** und **Lunge,** unübertroffen bei **Diabetes** (Zuckerkrankheit).

Als prophylaktisches Mittel gegen alle das **Verdauungssystem,** die **Nieren-, Galle-, Harn-,** und **Blasenfunktionen störende** Einflusse, dabei wegen seiner reichen Menge Kohlensäure (gesammte Kohlensäure 5,517 in 1000 Theilen) ein äusserst **wohlschmeckendes, angenehmes Erfrischungsgetränk** und zur Mischung mit Wein geeignet

In Flaschen à 7/8 u. 3/8 Liter vorräthig in allen Apotheken, guten Droguerien und in den **Mineralwasserhandlungen.**

☞ Auf den »Korkbrand« (Biliner Sauerbrunn) wird besonders aufmerksam gemacht, Flaschen mit Korken **ohne** Brand enthalten gefalschtes Biliner Wasser.

Curanstalt Sauerbrunn

mit allem Comfort ausgestattet. **Wannen-, Dampf-, elektrische Bäder, Kaltwasser-Heilanstalt** vollständig eingerichtet. *Brunnen-Arzt Med. Dr. Wilhelm v. Reuss.*

Biliner Verdauungszeltchen. ☞ **Pastilles de Bilin.**

Vorzügliches Mittel, aus den Abdampfrückständen d. Biliner Sauerbrunn erzeugt, bei Sodbrennen, Magenkatarrhen, Verdauungsstörungen überhaupt.

Depots in allen Mineralwasserhandlungen, Apotheken und Droguenhandlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen).

Digitized by Google

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Zu der Erzählung „Von der Logenbrüstung“ von D. B Warren. (S. 74)
Originalzeichnung von Enrico Buffetti.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1900
Dreizehnter Band

Stuttgart • Berlin • Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Printed in Germany

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
275491A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Der eiserne Ring. Roman von Lore Hollweg (Fortsetzung und Schluss) 7

Von der Logenbrüstung. Eine australische Liebesgeschichte. Von D. B. Warren 58
Mit Illustrationen von Enrico Bulfetti.

Bei den stummen Frauen. Ein Klosterbesuch. Von Otto Häussler 78
Mit 12 Illustrationen.

Verbrauchte Mittel. Novelle von Anna Vogel v. Spielberg 95

Ein Kleinod Thüringens. Bilder von der Wartburg. Von Alexander Ritter 143
Mit 16 Illustrationen.

Ein Gang durch die Pariser Weltausstellung. Momentbilder von Fred Morris 166
Mit 14 Illustrationen.

Vor den Thoren Chinas. Beitrag zur Völkerkunde. Von Ernst Montanus 186
Mit 13 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Das Geschäft der schönen Witwe 206

Neue Erfindungen: Seite

I. Elektrisch-selbstthätiger Feuermelder 212
Mit 2 Illustrationen.

II. Ein Polizeifahrrad 213
Mit Illustration.

Zu Tode gespielt 215

Geschäfte mit Gaunern 216

Auch ein Forschungsreisender 221

Eine kostbare Hand 222
Mit Illustration.

Aus dem Leben des Vogels Strauss 224

Die siebente Todsünde 226

Warum es in China keine Schauspielerinnen giebt . 228

Ludwig der Geizhals 229

Die Aussichten der drahtlosen Telegraphie 230

Ackerbau in Deutsch-Neu-Guinea 232
Mit Illustration.

Der erste Reim auf Deutschland 234

Die Tabakoper 234

Von Geisterhand. 237

Noten wegen Noten 237

Napoleons I. Einzug in Thorn 238

Der Branntwein und die Bienen 239

Henker-Doktoren 239

Das boshafte Beispiel 240

Der eiserne Ring.

Roman von Lore Hollweg.

(Fortsetzung u. Schluss.) (Nachdruck verboten.)

Fünfzehntes Kapitel.

Als der Oberst wieder allein auf seinem Zimmer war, kehrten seine Bedenken wegen seiner persönlichen Sicherheit zurück. Er wurde unruhig, mißtrauisch gegen alles und jeden, und je mehr die Stille der Nacht und tiefes Schweigen um ihn herrschten, desto besorgter, ängstlicher und aufgeregter lauschte er, ob nicht doch etwas um ihn herum vorgehe, was ihn bedrohe. Diese unausgesetzte Aufmerksamkeit und Angst fingen bereits an, sich in seinem Gesicht auszuprägen. Die Augen zeigten die nervöse Erregtheit des Verfolgten, und Oberst Wessing dachte schon daran, seine Zuflucht wieder zu einer blauen Brille zu nehmen.

Fassen wollte er sich nicht lassen, um keinen Preis. Er war entschlossen, jeden niederzuschießen, wenn es sich ernstlich um seine Person und um seine Sicherheit handelte. Er hatte sich zu diesem Zweck einen Revolver gekauft, der die sinnreiche Einrichtung hatte, daß sich der Sicherheitsverschluß automatisch dadurch außer Kraft setzte, indem er den Finger an den Drücker legte. Er hatte also

nur einen Griff zu machen, damit die Kugel ſofort aus dem Lauf flog. Dieſer Revolver verließ ihn nie. —

Als er am nächſten Morgen aus ſeinem Zimmer herunter kam, um zu frühſtücken, war Gräfin Romiroff noch nicht ſichtbar, obgleich er am Abend vorher mit ihr verabredet hatte, ſie wollten zuſammen nach dem kleinen Hafen von Villefranche fahren, wo eine große Segelregatta abgehalten werden ſollte. In der Nacht war aber ſchlechtes Wetter geworden, die See ging ſehr hoch, und große gegen das Ufer rollende Sturzwellen verhinderten die Regatta. Ein Kellner teilte ihm mit, daß ſie auf unbeſtimmte Zeit verſchoben worden ſei.

Von Gräfin Romiroff keine Spur.

Sie wird packen, dachte er und ſetzte ſich an die lange Frühſtückstafel. Der Zug, mit dem ſie abreiſen wollten, ging erſt nach ſieben Uhr abends, ſo daß ſie noch vor Mitternacht in Genua eintrafen. Er ſelbſt hatte ſeine Koffer ſchon gepackt. Sie ſtanden fix und fertig auf ſeinem Zimmer, und das Bewußtſein, jeden Augenblick auf und davon zu können, hatte für ihn etwas Beruhigendes.

In dem großen Speiſeſaal gingen die Leute hin und her. Nicht weit von ihm ſaß ein Herr, offenbar ein Engländer, mit einem geſunden roten Geſicht, wie man es in London auf allen Straßen ſieht, und las eine Zeitung. Oberſt Weſſing hatte den Mann noch nicht geſehen, er mußte alſo erſt in der Nacht oder heute früh angekommen ſein. Etwas Auffälliges war daran nicht zu finden, da in einem großen Gaſthofe tagaus, tagein die Fremden kommen und gehen, nur das unruhige Mißtrauen des Oberſten gegen jeden, der in ſeiner Umgebung auftauchte, konnte ihn veranlaſſen, den Neuankömmling genauer ins Auge zu faſſen.

Der Herr hatte ihm den Rücken zugedreht und beſah die Bilder in der „Illuſtrated London News“. Der Oberſt

hatte also alle Muße, ihn genau zu betrachten, aber es war absolut nichts an ihm zu sehen, was seine Aufmerksamkeit fesseln konnte, Kleidung, Erscheinung, Gesicht und Gestalt — alles war so gewöhnlich wie nur möglich — einer von jenen Dutzendmenschen, die kein weiteres Interesse bieten.

Nach einiger Zeit trat die Romiroff ein. Sie sah den fremden Herrn offenbar nicht, wenigstens nahm sie nicht die geringste Notiz von ihm, und auch der Oberst verlor ihn wieder aus dem Gesicht. Nur einige Minuten später sah er ihn noch einmal zufällig durch die Glasthür hindurch, wie er draußen im Flur stand und sich behäbig seine kurze Pfeife, wie sie die Engländer auch auf der Reise lieben, anzündete. Dann schlenderte er ruhig davon, in der Richtung nach der Kasinoterrasse.

„Sie haben schon gepackt, meine Teuerste?“ fragte der Oberst.

„Alles fertig. Sie sehen mich ja schon in der Reisetoilette, wenn wir auch erst abends fahren. Wir haben noch den ganzen Tag vor uns. Sie werden doch heute noch einmal einen Versuch machen?“

Gräfin Romiroff sagte das alles im gleichgültigen Plauderton, trank und aß, sprach ein paar Worte dazwischen, wie um eine zufällige Pause in ihrer Mundbeschäftigung auszufüllen, und trank dann wieder.

„Was meinen Sie, Gräfin?“ fragte der Oberst.

„Man sagt, daß Leute, die bereits auf dem Sprunge sind, abzureisen, die gleichsam im Flug noch einmal durchs Kasino gehen, mit Vorliebe von der Göttin Fortuna begünstigt werden. Vorige Woche soll es thatsächlich vorgekommen sein, daß ein junger Pariser Advokat, der mit seiner Frau auf der Hochzeitsreise durch Monte Carlo kam, dreihunderttausend Franken gewonnen hat, trotzdem er alles in allem noch nicht drei Stunden in Monte Carlo war.“

„Dreihunderttauſend Franken!"

„Ja, in drei Stunden. Das lohnt ſich, nicht? Der berühmte Garcia, Sie wiſſen, der ſpaniſche Vabanque-ſpieler, der der Bank von Monaco über ſechs Millionen Franken abgenommen hat, ſoll es auch ſo gemacht haben. Er kam gewöhnlich abends mit dem letzten Zug von Nizza an. Eine halbe Stunde vor Mitternacht kam er ins Kaſino. In zwanzig Minuten hatte er ſein Spiel gemacht, und eine Stunde ſpäter war er ſchon wieder in Nizza. Das hat er, ich weiß nicht wie lange, fortgeſetzt. Sechs Millionen! Denken Sie 'mal, Oberſt. Der arme Kerl! Vorigen Winter iſt er in Madrid geſtorben. Auf dem Stroh. Keinen Centime hatte er mehr. Drollig. Nicht?"

Dann tunkte ſie ihr Weißbrot in den Thee, biß ein Stück ab, kaute — was alles wunderhübſch zierlich und nett ausſah.

Oberſt Weſſing paßte genau auf. Er wußte nicht, daß das eine von den vielen Spielbank-Räubergeſchichten war, die die männlichen und weiblichen „Schlepper" der Bank in Umlauf ſetzen, um die Gimpel anzulocken.

Sie hätte das gar nicht nötig gehabt. Oberſt Weſſing wäre auch ohne dies wieder zur Bank gegangen, um ſein Glück nochmals zu probieren. Ein hauptſächlicher Grund, daß er ſich von der Romiroff hatte beſchwatzen laſſen, noch einen Tag in Monte Carlo zu bleiben, beſtand darin, daß er nochmals ſpielen wollte. Nur noch einmal! Dieſes Teufelswort der Spieler hielt auch ihn wie mit Raubtierkrallen feſt. Wenn er dann, ſo dachte Oberſt Weſſing, während ſeine ſchöne Freundin frühſtückte, mit einigen hunderttauſend Franken Gewinn mit dieſer in Jeterinsky ſaß, ſo würde er es wohl aushalten und das weitere in Ruhe abwarten können.

Es war immer derſelbe Prozeß in der Seele dieſes

Mannes. Wie bei seinem ersten Verbrechen die Sorge für das Alter dazu gedient hatte, ihm den Diebstahl moralisch weniger abscheulich zu gestalten, so diente hier die Zurückerstattung des Gestohlenen an die Geschädigten dazu, ihm das Laster des Spiels weniger gehässig zu machen. Hätte er nun wirklich einen entsprechenden Gewinn gemacht, so würde er vermutlich über die Rückerstattung an andere wieder andere Ideen bekommen haben.

An diesem Tage konnte es Oberst Wessing kaum erwarten, bis das Kasino und die Spielsäle eröffnet wurden.*) Er war einer der ersten, die eintraten, wenn sich auch die Säle dann überraschend schnell füllten, so daß ein ruhiger Beobachter auf die Idee hätte kommen können, daß die Leute eine furchtbare Eile haben müßten, ihr Geld los zu werden. Heute wollte der Oberst also einmal einen großen Coup versuchen.

An dem Tisch, an dem er Platz nahm, saß dicht neben ihm seine schöne Freundin, die Gräfin Romiroff. Er war heute zuversichtlicher besser gelaunt wie seit langer Zeit. Jetzt noch rasch, im Fluge ein paar hunderttausend Franken gewinnen und dann fort in alle Welt, nach Jeterinsky oder Gott weiß wohin — so war sein Ideengang.

Aber es ging doch nicht so rasch, wie er dachte, und wie es vermutlich bei dem berühmten Garcia oder bei dem jungen Advokaten aus Paris gegangen sein mußte. Er setzte nur auf die Nummern mit großen Chancen, denn er wollte ja heute einen Schlag machen, aber der Schlag blieb lange Zeit aus.

Der Tisch, an dem Oberst Wessing saß, war jetzt voll-

*) Spielzeit im Kasino ist während der Saison von mittags zwölf bis nachts zwölf Uhr.

ständig besetzt, so daß manchmal auch schon hinter den Spielern Stehende über diese hinweg langten, um ihre Einsätze zu machen. In diesem Gedränge bemerkte Oberst Wessing plötzlich zu seinem großen Erstaunen, wie seitwärts unter seinem Arm eine fremde Hand erschien und im wahren Sinne des Wortes lange Finger nach einem der Tausendfrankenbillets machte, die er vor sich als seine Spielkasse auf dem Tisch liegen hatte. Das ging so blitzschnell, und er war davon so überrascht, daß er momentan ganz starr war, und erst, nachdem der Diebstahl ausgeführt war, fuhr er hastig herum, um sich nach dem Uebelthäter umzusehen.

Da stand der Engländer vor ihm, den er heute vormittag an der Frühstückstafel gesehen hatte. Oberst Wessing sah sogar noch, wie der Mann seinen Schein verstohlen und mit ungemeiner Geschicklichkeit und Schnelligkeit in den Aermel seines Rockes verschwinden ließ.

„Sie haben mich bestohlen, Sir!“ schrie er, empört über die Frechheit, mit der dieser Diebstahl ausgeführt wurde.

Der andere verzog keine Miene. „Ist mir gar nicht eingefallen, Sir,“ entgegnete er ruhig.

Das brachte den Obersten natürlich noch mehr in die Hitze. „Ich habe gesehen, wie Sie mir unter meinem Arm hinweg ein Tausendfrankenbillet vom Tische fortnahmen und in Ihrem rechten Rockärmel verbargen,“ rief er und wollte nach dem Aermel fassen, um den Dieb zu überführen.

„Rühren Sie mich nicht an, Sir!“ wehrte ihm der Fremde rasch und drohend, aber noch immer mit einer herausfordernden Ruhe und Gelassenheit. „Wenn Sie irgend einen gegründeten Verdacht gegen mich hegen, so folgen Sie mir in das Bureau. Ich bin bereit, mich visitieren zu lassen. Sie aber, Sir, haben keinerlei Recht zu einem solchen Verfahren.“

„Ah, das iſt ſtark! Kommen Sie alſo, Sir, kommen Sie und verſuchen Sie nicht, bis dahin den Schein verſchwinden zu laſſen. Ich paſſe genau auf.“

„Das thun Sie nur, Sir!“ ſagte der andere ruhig.

Den Diebſtahl des Tauſendfrankenbillets hatte wohl von den Umſitzenden niemand geſehen, der Wortwechſel aber erregte natürlich ſofort Aufmerkſamkeit. Das Spiel wurde an dem Tiſch unterbrochen, indeſſen iſt es im Spielſaal von Monte Carlo durchaus nichts Seltenes, daß ein Dieb ſeinem Gewerbe mit mehr oder weniger Geriebenheit nachgeht. Auch die Spitzbuben wollen leben, und die Verlockung iſt hier durch das glitzernde Gold, durch die Bankſcheine, die wie Spreu auf dem Tiſche hin und her geſchoben werden, doch gar zu unwiderſtehlich. So iſt denn auch für ſolche Fälle eine prompte Hilfe geſchaffen.

Bei den erſten lauten Worten, die zwiſchen den beiden Engländern fielen, eilten ſofort zwei Polizeiagenten, tadellos im ſchwarzen Gehrock, weißer Krawatte und Cylinder, auf die Gruppe zu.

„Meine Herren, ich bitte ſehr, keine Scene, keine Störung,“ ſagte der eine von ihnen leiſe. „Kommen Sie mit uns nach dem Bureau, wo Ihre Angelegenheiten ſofort geregelt werden. Nein, bitte, kein Wort! Die Herrſchaften wollen durch ſolche Scenen nicht im Spiel geſtört ſein.“

„Ich habe den Vorgang geſehen,“ bemerkte Gräfin Romiroff tapfer, „ich werde Sie begleiten, mein Herr, um als Zeugin zu dienen.“

„Sie ſind ſehr liebenswürdig, Madame,“ entgegnete der Agent höflich, „gehen wir! Nur keine Störung im Saal. Nur keine Scene.“

Der Engländer ging mit den beiden Agenten voraus. Oberſt Weſſing und Gräfin Romiroff folgten.

„Iſt Ihnen je ſo etwas vorgekommen, liebe Gräfin?“ fragte der Oberſt noch immer furchtbar erregt und zornig, und zwar wohl weniger wegen der tauſend Franken als wegen der Dreiſtigkeit und Frechheit, mit welchen der Diebſtahl ausgeführt wurde.

„Es iſt unerhört,“ bemerkte dieſe.

„Sie ſind wirklich ſehr liebenswürdig, ſich meiner in dieſer Sache anzunehmen,“ fuhr der Oberſt fort, „und zwar hoffe ich, daß Sie mir nicht nur als Zeugin über den Vorgang, ſondern auch als Dolmetſch aushelfen. Sie wiſſen, daß ich mit meinem bißchen Franzöſiſch keinen Staat machen kann.“

„Natürlich, natürlich, mein Freund. Ich ſtehe Ihnen zur Verfügung.“

Man verließ den Spielſaal durch den Haupteingang und ging durch das Veſtibül nach der Haupttreppe, auf der man in die oberen Räume des Kaſino hinaufſtieg. Ueberall, wo der kleine Zug vorüberkam, machte er natürlich einen gewiſſen Eindruck, und hinter dem fremden Engländer, der zwiſchen den Agenten ging, klangen Ausrufungen wie: „Pickpocket — Farceur, va! — Quel drôle!“ und anderes noch Anzüglicheres. Aber der Mann verzog keine Miene. Entweder er verſtand nicht, was geſagt wurde, oder er hatte eine wirklich eiſerne Ruhe.

Hinter den im oberen Stockwerk des Kaſino belegenen Leſe- und Klubzimmern befand ſich das Polizeibureau oder, wie man kurzweg ſagt, das Bureau. Durch eine ſehr ſolide, eiſenbeſchlagene Thür trat man in ein, abweichend von den übrigen prunkhaften und luxuriöſen Räumen ſehr einfach, aber auch ſehr ſolid eingerichtetes Zimmer, das im Hintergrund noch zwei Thüren hatte, eine für die hier beſchäftigten Beamten, eine andere für die überführten Verbrecher, die man nach einem ſicheren Gewahrſam bringen wollte. An einem mit grünem Tuch überſpannten

Tiſche ſaßen die Herren, von denen der eine beim Eintreten der kleinen Gruppe ſofort aufſtand und ihnen entgegenging.

Mit flüchtigen Blicken überflog er die Eintretenden und hörte dann den Bericht der Agenten an.

„Wer iſt hier der Beſtohlene und wer iſt der Dieb?“ fragte er.

„Sie geſtatten, Herr Kommiſſar,“ begann Gräfin Romiroff ſofort in fließendem Franzöſiſch, „daß ich die Vorſtellung als Augenzeugin der Scene im Spielſaal übernehme. Dies hier iſt Herr Oberſt Weſſing aus Amerika. Er iſt von jenem anderen Herrn, den ich nicht kenne, um tauſend Franken beſtohlen worden, was Sie ſofort feſtſtellen können, wenn Sie deſſen rechten Rockärmel genau unterſuchen. Ich habe deutlich geſehen, wie er den Schein in ſeinen rechten Rockärmel gleiten ließ.“

„Das haben Sie geſehen, Madame?“

„Sehr genau. Bitte zur Viſitation zu ſchreiten und ſich ſelbſt zu überzeugen.“

Der Kommiſſar wandte ſich zu dem Angeſchuldigten. „Wollen Sie mir erlauben, Ihren rechten Rockärmel zu unterſuchen?“ fragte er ihn.

„Bitte ſehr,“ erwiderte der Mann ſehr höflich, aber auch ſehr ruhig und hielt ſeine rechte Hand vor.

Der Kommiſſar griff ſofort zu und unterſuchte den Aermel. Die Ruhe und Gelaſſenheit des Mannes ſchienen auch ihn betroffen zu machen, und er erſtaunte deshalb doch einigermaßen, als er unmittelbar darauf wirklich einen Tauſendfrankenſchein aus dem Rockärmel hervorzog.

„Mein Herr, Sie haben ein wunderliches Portemonnaie,“ ſagte er ſpöttiſch.

„Sehr richtig, Herr Kommiſſar,“ erwiderte der Angeſchuldigte. „Ich pflege darin noch mehr aufzubewahren. Bitte genau zu unterſuchen, Herr Kommiſſar.“

Digitized by Google

„Eine ſolche Frechheit war noch nicht da!“ ereiferte ſich Oberſt Weſſing.

Hat der Kerl vielleicht noch mehr geſtohlen? dachte der Kommiſſar verwundert und unterſuchte den Rockärmel, den ihm der Fremde mit ziemlicher Ausdauer hinhielt, genauer. Dabei fand er einen Zettel. Er beſah das Ding und trat, um leſen zu können, was darauf ſtand, etwas mehr nach dem Licht zurück.

Auf dem Zettel ſtand im beſten Franzöſiſch geſchrieben:

„Ich bin der Inſpektor Dearling bei der Londoner Geheimpolizei, von London nach Monte Carlo beordert, um den neben mir befindlichen Kaſſierer Allan Hooling, der hier unter dem Namen Oberſt Weſſing lebt, zu verhaften. Hooling hat die Firma J. & W. Funham in London um zehntauſend Pfund Sterling geſchädigt, wie der Polizei bekannt ſein muß. Auf ſeine Ergreifung ſind tauſend Pfund Belohnung geſetzt. Da Hooling mit einem Revolver ohne Sicherheitsverſchluß bewaffnet iſt, ſo habe ich ihn, um jedes Unglück bei der Verhaftung zu verhüten, beſtohlen, damit ich mit ihm zugleich vor die Polizei gebracht werde; meine ordnungsgemäße Legitimation befindet ſich in meiner linken inneren Bruſttaſche.

Ich bitte nun um Beiſtand bei der Verhaftung des Hooling, und zwar folgendermaßen: ich ſtehe zu ſeiner Linken, geben Sie ihm alſo freundſchaftlich die Hand, als ob Sie ihm für meine Verhaftung danken wollten, und halten Sie dieſe Hand feſt. Im ſelben Moment werde ich die linke Hand faſſen und feſthalten, dem Arreſtanten die Handſchellen, die ich bei mir trage, anlegen und ihn vorſichtig entwaffnen.“

Allerhand Hochachtung vor einem Inſpektor der Londoner Geheimpolizei, aber ſo etwas von ſauberer, genialer Arbeit bei der Verhaftung eines höchſt gefährlichen Menſchen war dem Kommiſſar der Polizei von Monaco doch noch

nicht vorgekommen. Er warf über den Zettel hinweg einen erstaunten Blick auf den Mann, dann las er noch einmal, was da geschrieben stand. Ohne Zweifel ein feiner Plan, sorgfältig vorbereitet und meisterhaft durchgeführt.

Oberst Wessing unterhielt sich unterdessen ahnungslos mit seiner schönen Freundin.

„Ich schenke sie Ihnen, aus Erkenntlichkeit, Gräfin," sagte er halblaut zu ihr, „oder noch besser, ich kaufe Ihnen etwas Schönes für die tausend Franken, wenn wir nach Genua kommen: einen Ring, ein Armband oder ähnliches zum Andenken."

„Aber nein, Herr Oberst! Wie wird das aussehen, wenn Sie mir ein so kostbares Geschenk machen! Man wird Gott weiß was von uns glauben," wandte die Romiroff ein.

„Was thut das? Lassen Sie die Leute glauben, was sie wollen."

Plötzlich hörte Oberst Wessing eine elektrische Klingel, und gleich darauf traten zwei uniformierte Polizisten in das Zimmer. Dadurch wurde das kleine neckische Gespräch zwischen der Romiroff und Oberst Wessing unterbrochen, und letzterer sah, wie der Kommissar die beiden Polizisten leise instruierte. Er hätte es auch laut thun können, Wessing hätte ja doch nichts verstanden, so aber nahm er an, daß der Kommissar die beiden mit der Abführung des Banknotendiebes beauftrage.

Dann hustete der Kommissar leicht, als ob er damit irgend ein Zeichen geben wolle, und trat mit feierlicher Miene auf Wessing zu.

„Mein wertester Herr Oberst," sagte er, ihm freundschaftlich und höflich die Hand entgegenstreckend, „gestatten Sie mir, daß ich Ihnen unseren ganz besonderen Dank ausdrücke für Ihre Aufopferung, vermöge deren es uns

gelungen iſt, einen ſchon längſt und eifrig geſuchten Taſchendieb gefährlichſter Sorte dingfeſt zu machen."

Oberſt Weſſing verſtand vielleicht nicht alles, was geſagt wurde, aber er ſah an den freundlichen Mienen des Kommiſſars und der dargebotenen Hand, um was es ſich handle.

„Es hat nichts zu ſagen, es hat durchaus nichts zu ſagen, Herr Kommiſſar," entgegnete er und legte ſeine Rechte in die ausgeſtreckte Hand des Beamten.

Dann zog plötzlich jemand an ſeiner rechten Hand, und ein anderer an ſeiner linken, und ehe er noch recht begriff, was das zu bedeuten habe, waren ihm beide Hände mit eiſernen Handſchellen aneinander gefeſſelt. Erdfahle Bläſſe überzog ſein Geſicht, und ſeine Augen traten in gräßlicher Weiſe aus den Höhlen.

„Was wollen Sie? Was ſoll das heißen?" keuchte er wild.

„Miſter Allan Hooling," rief der Engländer, „Sie ſind mein Gefangener! Verhalten Sie ſich ruhig. Das iſt der beſte Rat, den Ihnen jetzt jemand geben kann."

Dabei fühlte Hooling, wie ihm jemand aus der hinteren Taſche den Revolver vorſichtig herauszog, und gleich darauf legte Miſter Dearling die Waffe auf den grünen Tiſch.

Eine raſende Wut befiel den Entlarvten. Er war entwaffnet! Seine beſte Hoffnung dahin! Wie ein wildes Tier zerrte er an ſeinen Feſſeln, warf ſich auf den Boden und ſchlug mit den Füßen um ſich. „Es iſt ein Irrtum," krächzte er mit trockener, heiſerer Stimme mühſam hervor, „ich bin amerikaniſcher Bürger. Meine Papiere ſind in Ordnung. Ich bin unter Halunken und Spitzbuben geraten —"

„Nein, da kommen Sie nun erſt hin, Miſter Hooling," warf Miſter Dearling ruhig dazwiſchen.

„Wehe jedem, der mir etwas zuleide thut!“ fuhr Hooling wütend fort. „Ich werde jeden zur Rechenschaft ziehen. Ich bin unschuldig. Es ist ein Irrtum, ein Irrtum, ein — —“

Der Schaum trat ihm vor den Mund, sein Gesicht verzerrte sich, und plötzlich brach er ab und wurde still. Seine Augen schlossen sich, und er lag wie tot da.

Es war ein schrecklicher Anblick; die Gräfin Romiroff war vor Schreck auf einen Stuhl gesunken und bedeckte die Augen mit den Händen. Natürlich sah sie sofort, daß sie wieder einmal Unglück gehabt und mit ihren Heiratsspekulationen an den Unrechten geraten war. Eine gewisse Scham kam über sie. Sie wünschte sich weit weg. Aber man mochte vielleicht meinen, daß sie in irgend einer Weise in die Angelegenheiten Hoolings verwickelt sei, führte sie in ein Nebenzimmer und bedeutete ihr dort, das weitere abzuwarten.

Die Männer blieben mit dem am Boden liegenden Hooling allein.

„Er ist ohnmächtig geworden,“ sagte einer der Agenten, der sich über ihn gebeugt hatte.

„Er wird schon wieder zu sich kommen,“ bemerkte Dearling trocken.

— — — — — — — — — — — —

Als Hooling die Augen wieder aufschlug, müde und schwerfällig, sah er zunächst vor sich auf einer gelb und weiß gestreiften wollenen Bettdecke zwei Hände liegen, die fest und solid mit zwei eisernen Ringen aneinander geschlossen waren. Diese Hände schmerzten sehr, und daran merkte Hooling, daß es seine eigenen Hände waren. Und als er weiter hinuntersah, bemerkte er unter derselben gelb und weißen Wolldecke einen menschlichen Körper, und er dachte, schwerfällig und langsam, noch halb betäubt, daß das wohl ebenfalls sein Körper sein müsse.

Langſam und allmählich erweiterten ſich ſeine Wahrnehmungen. Er hatte ein brennendes, trockenes Gefühl im Gaumen und in der Bruſt, wahrſcheinlich hatte er alſo Durſt. Das veranlaßte ihn zu rufen, aber er hörte ſeinen eigenen Laut nicht, er brachte nichts hervor. Er verdoppelte ſeine Anſtrengungen, und endlich gelang es ihm, einen ſtöhnenden Laut auszuſtoßen.

Sofort trat ein großer, robuſter Mann an ſein Bett mit einem runden, roten Geſicht.

„Nun, kommen wir wieder auf die Strümpfe?“ hörte er ihn ſagen. „Nur munter, Miſter Hooling, die Sache wird ſo ſchlimm nicht werden.“

„Und — und die Gräfin?“ fragte Hooling mühſam.

„Die müſſen Sie ſich freilich aus dem Sinn ſchlagen, die macht jetzt auf Andere Jagd.“

Jetzt erkannte Hooling den Mann. Es war derſelbe, der ihm die tauſend Franken geſtohlen hatte. Das brachte ihm, unklar und verſchwommen, wie etwas, was ſchon in unſerer Kindheit paſſiert iſt, ſeinen großen Schatz ins Gedächtnis, den er in einem braunledernen Taſchenbuch in ſeiner inneren Weſtentaſche verborgen hatte. Es waren in dieſem Taſchenbuch über zweihunderttauſend Franken in franzöſiſchen Banknoten, die er ſich in Paris eingewechſelt hatte. Wo waren ſie?

Wie ein Schatten huſchte das alles an ihm vorüber. Dann trat mit zwingender Gewalt das Gefühl des Durſtes wieder in den Vordergrund ſeiner Vorſtellungen, und er ſtöhnte ſchwach und mühſam: „Waſſer!“

Sofort hielt ihm jemand ein Glas an den Mund, und er ſog das erfriſchende Naß gierig in ſich ein. Wie wohl ihm das that! In dieſem Moment wollte es Hooling ſcheinen, als ob es auf der Welt nichts ſo Edles, ſo Koſtbares, ſo Unentbehrliches gäbe als einen Trunk kalten Waſſers für einen heißen Gaumen.

Erſt nach einer Weile, während welcher Hooling ſtill und nachdenklich vor ſich hin geſehen, begann ſich ſein Geiſtesleben wieder zu regen.

„Wo — — — wohin?“ fragte er mühſam.

„Nach London, nach Newgate,*) wo alle Goldſöhne von London hinkommen. Nur munter! Es wird nicht halb ſo ſchlimm, als es ausſieht. Alle Leute in der Surrey Street werden ſich freuen, den Herrn wiederzuſehen, der auf den Omnibus wartet, und Sie ſelbſt werden wieder auf den Omnibus warten, wenn Ihre Zeit um iſt. Nur Mut! Leben iſt Leben, alter Junge, und nur der Tod iſt Tod.“

Richtig! dachte Hooling ſtill für ſich. Leben iſt Leben. Und wenn es noch ſo ärmlich, noch ſo erbärmlich hergeht, wenn man nur ſieht und hört, ſchmeckt und fühlt, ganz gleichgültig was — nur leben, nur nicht ſterben. Sie konnten ihn nicht einen Kopf kürzer machen, das war ſein Troſt. Und wenn es auch im Gefängnis war, es war doch Leben. Wie gut war es, dachte er, daß ihm das Aergſte erſpart blieb, daß man ihm den Revolver abgenommen, die Hände mit eiſernen Ringen geſchloſſen hatte, damit ſie kein Unheil mehr anrichten konnten.

Matt und müde, wie Hooling noch war, träumte er ſtill für ſich hin, ſeine Vorſtellungen wurden immer unklarer, und endlich ſchlief er ein. Da gaukelte ihm der Gott des Traumes ein kurioſes Bild vor. Er ſah ſich wieder als kleinen Jungen auf dem Pfefferkuchenmarkt in Greenwich, wohin er mit ſeiner alten, jetzt längſt verſtorbenen Tante manchmal gegangen war. Und auf dem Jahrmarkt zu Greenwich ſtand der kleine neunjährige Allan Hooling andächtig vor einer jener Bildertafeln, welche die

*) Das große Londoner Gefängnis.

neueſten Mordthaten und Gaunerſtreiche darſtellten. Er hörte im Traum ſogar den Leierkaſten, der dazu gedreht wurde, und die Stimme der Frau, die das Lied — die „Morithat" war natürlich in hübſche Reime gebracht, welche die Frau ſang, während ſie mit einem ſpaniſchen Rohr die entſprechenden Scenen bezeichnete — vortrug. Der kleine Allan Hooling ſtand in ſtarres Staunen verſunken vor der ſchrecklichen Mordthat und hörte, zu Thränen gerührt, wie die Frau mit ihrer krächzenden, abgeſchrieenen Jahrmarktſtimme ſang. Und nun war er ſelbſt ſo einer, der ins Zuchthaus kam. Aber was machte das? Ob er nun bei J. & W. Funham hinter einem vergitterten Fenſter Tag für Tag ſaß oder in Newgate — der Unterſchied ſchien ihm wirklich nicht ſo groß, daß er nicht darüber hinwegkommen ſollte.

Uebrigens behandelte ihn Inſpektor Dearling mit einer Rückſicht, wie eine Amme ihren Säugling. Schon nach drei Tagen war Hooling ſo weit hergeſtellt, daß er mit ihm abreiſen konnte. Auch unterwegs hatte ſich Hooling über nichts zu beklagen. Nur die Handſchellen wollte ihm Dearling durchaus nicht abnehmen. Das war ſo ein kleiner Eigenſinn von ihm, und er pflegte in dieſer Beziehung zu ſagen, daß ein Verbrecher auf Handſchellen genau ſo ein Recht habe wie ein verdienter Miniſter auf ſeine Orden. Sonſt aber konnte Hooling auf äußerſte Aufmerkſamkeit und Anhänglichkeit ſeines Begleiters rechnen.

Sechzehntes Kapitel.

Es war den Bemühungen Leonores gelungen, eine neue Stellung zu erhalten. Zum 1. Januar des neuen Jahres ſollte ſie als Erzieherin bei einem Gutsbeſitzer in Devonſhire eintreten. Die Stellung war gut bezahlt, die Anforderungen nicht über das gewöhnliche Maß hinaus-

gehend, und die Familie ihres zukünftigen Brotherrn ganz so, wie es ihr erwünscht erschien. Es waren keine großen Söhne da, nur drei kleine Mädchen, eben ihre zukünftigen Schülerinnen. Alles schien auf dem besten Wege, die Verhältnisse der jungen Dame, wenn auch nicht besonders glänzend, so doch gesichert und ruhig zu gestalten.

Da geschah etwas ganz Unerwartetes. Ihr Bruder widersetzte sich auf das bestimmteste dem Vorhaben. Er schrieb ihr ziemlich energisch, daß er nicht zugeben könne, daß sie auch fernerhin als Dienerin unter fremden Leuten lebe, sondern er bestehe darauf, daß sie zu ihm zurückkehre. Es ging aus dem Brief hervor, daß er als Journalist in Deutschland eine gesicherte Stellung mit einem guten Einkommen errungen hatte.

„Und was werden Sie nun thun, Lore?" fragte Ellis, mit der sie alle ihre Angelegenheiten freundschaftlich beriet.

„Ich werde so bald als möglich, vielleicht schon in diesen Tagen zu meinem Bruder nach Deutschland zurückkehren," erwiderte Leonore bestimmt.

„O," rief Ellis bedauernd, „also wirklich? Es gefällt Ihnen in England also nicht?"

„Doch, es gefällt mir hier recht gut. Ist es doch die Heimat meiner guten Mutter. Aber wenn mein Bruder wünscht, daß ich zu ihm nach Deutschland zurückkommen soll, und er nicht dulden will, daß ich fernerhin als Dienerin unter fremden Leuten lebe, so darf ich mich diesem Wunsch nicht widersetzen."

„Und — — — und Mister Gordon, Lore?" fragte Ellis leise. Es war eine vertrauliche Anfrage, wie sie nur der in letzter Zeit ununterbrochene freundschaftliche Verkehr der beiden Damen rechtfertigte. Gleichwohl erhob sich Leonore bei der Frage sofort mit einer tiefen Erregung und wurde über und über rot.

„Missis Reedholm —" begann sie aufgeregt, stockte

aber dann wieder und zupfte verwirrt an ihrer Bluſe herum.

„O, Lore, ich bitte um Entſchuldigung," fiel Ellis begütigend ein, „ich dachte nicht, daß es Ihnen peinlich ſei, davon zu ſprechen. Laſſen wir es alſo."

„Nein, nein, Ellis, laſſen wir es nicht. Gewiß iſt es mir peinlich, über alle Maßen peinlich, davon zu ſprechen. Ich möchte lieber zum Fenſter hinausſpringen, als davon ſprechen, und doch muß es geſchehen, unbedingt, um ein Unglück zu verhüten."

„Aber ich verſtehe nicht —"

„Nun, ſo hören Sie. Ich fürchte, daß Miſter Lowell und Miſter Reedholm aneinander geraten werden."

Nun fuhr auch Ellis erſchrocken auf. „Was wollen Sie ſagen, Lore?" fragte ſie raſch.

„Ach, ich weiß ja nicht, wie es ſteht. Es iſt bloß die Angſt, die mich treibt, Ihnen alles zu erzählen."

„Alſo erzählen Sie."

„Sie wiſſen, daß ich Miſter Gordon manchmal treffe, wenn ich nach der Stadt gehe — ohne meine Schuld, ganz gewiß."

„Ja, ja, nur weiter."

„Ich habe ihm ſogar aufs ſtrengſte unterſagt, mir von Dingen zu ſprechen, die ich, wie die Sachen liegen, nun einmal nicht anhören kann. Er hat das auch begriffen und mich nie beleidigt, ſich nie vergeſſen. Aber heute morgen —"

„Nun? Was war heute morgen?" fragte Ellis begierig.

„Er war ganz anders als ſonſt. Ich merkte es gleich. Es mußte etwas Außerordentliches vorgefallen ſein. Ernſt wie nie ſprach er davon, daß wir uns heute vermutlich zum letztenmal ſehen würden. Zuerſt meinte ich, er ſpräche ſo, weil ich ihm erzählt hatte, daß ich nach Dresden ab-

reisen wolle. Dann aber sagte er, daß er möglicherweise auch abreisen werde, und als ich ihn fragte wohin, antwortete er: Miß Lore, unser Leben ist ein Unglück, weil wir es nicht verstehen."

„Weil wir es nicht verstehen? Was soll das heißen?"

„Vermutlich wollte er auf seine frühere leichtsinnige Auffassung anspielen und sagen, daß er sein Leben als ein verfehltes ansehe. Wie aber konnte Mister Gordon zu einer solchen Verwandlung gelangen, wenn ihn nicht jemand ganz energisch darauf hingewiesen hätte, wie unverantwortlich er an Ihnen gehandelt?"

„Und Sie meinen, daß dies von George geschehen ist?"

„Ich wüßte nichts anderes. Sie wissen, wie Mister Lowell über Gordon denkt. Halten Sie es nicht für wahrscheinlich, daß er ihm das geschrieben hat, und daß er eine persönliche Auseinandersetzung mit ihm sucht?"

Ellis hielt das nicht nur für möglich, sondern sogar für sehr wahrscheinlich. George Lowell war in letzter Zeit häufig nach der Bedford Street gekommen unter dem Vorwand, mit ihrem Vater geschäftliche Maßnahmen zu besprechen. Aber damit konnte er wohl diesen, nicht aber Ellis und Leonore täuschen. Das war ein Stocken und Hasten beim Reden, wenn Ellis und George Lowell zusammen sprachen, ein verstohlenes Ansehen, Erröten und Zu-Boden-blicken, eine Aufregung und verlegene Stille, die einem Blinden die Augen geöffnet haben würde. Und blind war weder Leonore noch Ellis.

„Meinen Sie nicht, daß das ein großes Unglück wäre?" fuhr Leonore nach einer kleinen Pause fort.

„O, ohne Zweifel. Ich habe immer schon daran gedacht," erwiderte Ellis nachdenklich, „und werde es zu verhüten trachten."

„Sie werden Mister Lowell heute abend sehen?"

„Ich — ich weiß es nicht, Lore," verſetzte Ellis ſtockend, „aber ich vermute es."

Frau Funham trat ins Zimmer, um ihrer Tochter eine geſchäftliche Mitteilung zu machen, wodurch das Geſpräch zwiſchen dieſer und Leonore beendet wurde. Letztere verabſchiedete ſich nach einer Weile, um noch vor ihrer Abreiſe einige Beſorgungen zu erledigen, und Ellis hatte im Hauſe hin und her zu laufen, um nach dem Rechten zu ſehen. Bei all dem wurde ſie aber den Gedanken nicht los, daß ſich die Vermutungen Leonores als richtig erweiſen könnten. Sie zitterte bei dem Gedanken an einen Zuſammenſtoß zwiſchen George Lowell und ihrem Mann, der zu einem öffentlichen Skandal führen und auf ſie ein ſehr ſchiefes Licht werfen mußte. Das mußte um jeden Preis vermieden werden.

Ellis hatte ſich ſchon bald nach der Rückkehr George Lowells nach London, und zwar ohne irgend jemand ein Wort davon zu ſagen, an eine berühmte Rechtsanwaltsfirma gewendet, um ſich bei dieſer über ihre rechtliche Stellung und die Ausſichten eines Eheſcheidungsprozeſſes zu erkundigen. Die Firma hieß Witt & Burnſide und betrieb Eheſcheidungen als Spezialität, ſo daß Ellis hoffen durfte, hier einen guten Rat zu erhalten. Dabei hatte Ellis erfahren, daß der Fall nicht ganz hoffnungslos ſei, daß aber alles vermieden werden müſſe, was dem Gerichtshof als ein gewaltthätiges Eingreifen dritter Perſonen erſcheinen könne. Das war es offenbar, was George Lowell wollte. Er wollte mit dem Kopf durch die Wand; nicht nur um ſeinetwillen, ſondern auch im Intereſſe der ganzen Angelegenheit mußte Ellis das unter allen Umſtänden vermeiden.

Wie ſie vermutet hatte, kam George Lowell an jenem Abend nach dem Eſſen, um eine Taſſe Thee mit der Familie Funham zu trinken. Ihr Vater nur trank des

Abends ſtatt des Thees Punſch, um, wie er ſagte, gut zu ſchlafen. Nur wollte es manchmal der Zufall, daß ſich die Macht des Punſches zu früh einſtellte, und er ſanft einnickte.

Ellis erſah ſich ihre Gelegenheit, ſtand entſchloſſen auf und ſagte: „Ich habe Ihnen etwas zu zeigen, George. Haben Sie einen Augenblick Zeit?"

Ihre Mutter hob den Kopf etwas verwundert, ließ ihn dann aber wieder auf ihre Arbeit ſinken, ihr Vater ſaß, den Kopf in die Hand geſtützt, und beſchattete die Augen mit den Fingern, damit man nicht ſehen ſollte, wenn er ſie ſchloß.

George ſtand ſofort auf. „Zeit?" fragte er verwundert. „Sie wiſſen, Ellis, daß ich immer Zeit für Sie habe."

„So kommen Sie," entgegnete ſie kurz und trat ins Nebenzimmer. Raſch folgte er ihr und zog die Thür hinter ſich zu. Dann ſtanden ſie ſich — das zweite Mal in ihrem Leben — allein gegenüber. Damals, das erſte Mal, waren ſie beide noch Kinder geweſen. Das war heute anders. Heute fühlten beide, daß es ſich um ihr Leben handelte.

„Was wünſchen Sie von mir, Ellis?" fragte er ernſt und aufrichtig mit einem Anflug vertraulicher Herzlichkeit; daß ſie nicht um einer Kleinigkeit willen dieſe Unterredung unter vier Augen herbeigeführt hatte, das war ihm ohne weiteres klar.

Tiefbewegt ſah ſie ihm feſt in die Augen und ſagte leiſe: „Geben Sie mir die Hand, George, und verſprechen Sie mir, keine Thorheiten zu machen, indem Sie Streit mit Gordon ſuchen."

Ueberraſcht und erſtaunt griff er nach der dargebotenen Rechten. „Wer hat —?" begann er, unterbrach ſich aber ſogleich und fuhr fort: „Ein ſolches Verſprechen wäre ganz unnütz."

„Geben Sie mir Ihr Wort, nichts gegen meinen Mann zu unternehmen," wiederholte sie dringender und ängstlicher. „Thun Sie es um meiner Ruhe willen, George, thun Sie es in Ihrem und in meinem Interesse."

„Es ist unmöglich, Ellis. Es geht nicht, was Sie von mir verlangen," sagte er ausweichend.

„George!" bat sie nochmals innig.

„Sorgen Sie sich nicht, Ellis. Seien Sie überzeugt, daß, was ich auch immer thue, nur nach bestem und aufrichtigstem Wollen und Können für unser Glück und für unser Wohlergehen geschieht."

Er schien fest entschlossen zu sein, ihrer Bitte nicht nachzugeben und auf seinen einmal gefaßten Plänen zu beharren. Seit George Lowell wußte, daß ihn Ellis liebte, hatte ihn eine Art stiller Raserei befallen, in der ihm alle Mittel recht erschienen, sich in den Besitz dessen zu setzen, was, wie er es ansah, zu ihm gehörte. Mochte man ihn und Ellis verdammen, wenn nur die Ehe mit Gordon schnell geschieden wurde. Dann wollte er mit Ellis nach Indien oder nach Amerika gehen, eine neue Heimat, ein neues Glück suchen. Das war seine Absicht.

Da zog Ellis langsam und ihn mit Thränen im Auge schmerzlich ansehend den eisernen Ring vom Finger und reichte ihn ihm zitternd hin. „Da, nehmen Sie, George," schluchzte sie leise und traurig, „der Zauber des Ringes ist gebrochen. Was soll er mir noch?"

„Ellis!" rief er bestürzt und trat einen Schritt zurück.

„Nehmen Sie, George, nehmen Sie," fuhr sie wehmütig fort. „Vielleicht daß mit dem Besitz des Ringes ein Teil seines Zaubers wieder auf Sie übergeht, Sie sehend macht, damit Sie nicht in blinder Leidenschaft Ihr schönstes Liebesglück zerstören."

„Ellis, Sie wollen nichts mehr von mir wissen, weil Sie mir den Ring zurückgeben!" schrie er laut auf. „Und

ich habe Sie doch so sehr, so bis zum Wahnsinn lieb," stöhnte er dann.

„Ich sehe es," fuhr sie leise fort. „Eben deshalb sollen Sie den Ring zurücknehmen. Der Wahnsinn muß schwinden, die Vernunft wiederkehren."

„Nein, nein. Behalten Sie den Ring, Ellis, und sagen Sie mir, was ich thun soll. Ich thue ja alles, alles aus Liebe zu Ihnen."

„So geben Sie mir das Versprechen, das ich von Ihnen verlangte."

Entschlossen richtete er sich auf. „Gut, es soll so sein, wie Sie sagen, Ellis. Hier meine Hand, nur behalten Sie den Ring. Wollen Sie?"

„Aber der Zauber, George?"

„Er hat gewirkt. Aus Ihren Augen kam er. Behalten Sie immerhin den Ring. Darf ich ihn wieder an Ihren Finger stecken?"

„Und Sie versprechen mir, George — — wahr und aufrichtig?"

„Bei meiner Ehre, Ellis. Ich will mich gedulden, will warten."

Damit steckte er den eisernen Ring wieder an Ellis Finger und küßte ihn dann.

Wenige Minuten später verließ George Lowell das Haus.

Siebzehntes Kapitel.

In einem der neuen Prachtbauten von Green's Inn hatte schon seit einer Reihe von Jahren der Advokat Nathanael Looks seine Amtsstuben, zwei ziemlich große Räume für die Angestellten und Schreiber, ein Zimmer für seinen Bureauvorsteher, zwei Zimmer für sich selbst und den Salon. Der Salon war ein höchst luxuriös ausgestatteter Raum, in dem die Parteien empfangen

wurden, welche Nathanael Looks ihre Angelegenheiten zur Vertretung vor Gericht anvertrauen wollten. Das waren meiſt Ehemänner oder Ehefrauen, denn Looks war in Eheſcheidungsſachen eine anerkannte Autorität und hatte als ſolche großen Zulauf, trotzdem man wußte, daß er ſich ſeine Kunſt tüchtig bezahlen ließ. Man mußte dem Miſter Looks aber auch die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er der rechte Mann am rechten Platz war. Seine dominierende Stellung hatte ihm Anſtrengungen genug gekoſtet. Wie nämlich in dieſer Welt nichts ohne Konkurrenz iſt, ſo hatte auch Nathanael Looks früher eine Konkurrenzfirma, Witt & Burnſide gehabt, die ihm ſchwer zu ſchaffen machte. Er konnte ſie nicht unterkriegen, ſo viel er auch gegen ſie unternahm. Da kaufte Looks die Rechtsanwaltsfirma den früheren Inhabern mitſamt den Klienten ab und ſetzte ſeinen Neffen, den Advokaten Thomas Looks, in die Firma ein. Das hielt Nathanael Looks lange Zeit für einen Genieſtreich, denn er hoffte dadurch nicht nur die Konkurrenz los zu werden, ſondern auch die Einkünfte der gegneriſchen Praxis — einen Gegner mußte er ja vor Gericht doch haben — an ſich zu ziehen oder doch ſeinem Neffen, für den er nun einmal ſorgen mußte, zuzuwenden. Auch andere Vorteile bot das neue Arrangement. Neffe und Onkel beſprachen nämlich, bevor ſie ſich vor dem verſammelten Gerichtshof als Dummköpfe und Nichtswiſſer gegenſeitig heruntermachten, alle im Termin zu machenden Ausfälle, Einwendungen und Rechtspraktiken, ſo daß ſie ſich über den Ausgang der Sache höchſt ſelten täuſchten.

So ging das eine lange Zeit ganz gut, jede neu auftauchende Konkurrenz wurde mit vereinten Kräften hinausgebiſſen, und Onkel und Neffe herrſchten im Reiche der vornehmen Londoner Eheſcheidungsſachen nahezu unbeſtritten.

Aber es giebt bekanntlich nichts Vollkommenes auf dieſer Erde, und ſo hatte auch Nathanael Looks ſeine ſchweren Unannehmlichkeiten; ſein Neffe war nämlich bei all ſeiner Findigkeit und Fixigkeit als Rechtsanwalt ein Leichtfuß, dem das Geld mit großer Geſchwindigkeit durch die Finger rollte. Wo kamen die ungeheuren Einkünfte von Witt & Burnſide hin? fragte ſich Looks. Wie kam es, daß ſie noch nicht einmal zureichten, und ſein Neffe in letzter Zeit alle Augenblicke um größere oder kleinere Summen an die Kaſſe ſeines Onkels appellierte? Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen.

„Sagen Sie mal, Miſter Burnett," fragte Looks ſeinen Bureauchef, als er eben im Kaſſenausweiſe wieder ſolche Poſten fand, „wie geht das zu? Wohin bringt Miſter Thomas Looks ſein Geld?"

Burnett war eine gravitätiſche, würdige Erſcheinung im langen ſchwarzen Gehrock und weißer Krawatte, die ſich eigentlich beſſer für einen Standesbeamten als für einen Bureauvorſteher bei einem Rechtsanwalt, der in Eheſcheidungen macht, eignete. „Er verwettet es, Sir," antwortete er.

„Wie? Er verwettet ſein Geld?"

„Ja, Sir. Auf Pferde wettet er. Er hat beim letzten Derby über tauſend Pfund verwettet."

„Hm. Er hat vermutlich auf Springflower geſetzt?"

„Nein auf Goldſtream."

„Da haben wir's," rief Nathanael, der ſelbſt ein großer Sportsman war, „wie kann ein Menſch von geſunden Sinnen auf Goldſtream ſetzen? Auf eine alte Kracke, die kaum noch zum Wurſtmachen gut iſt? Da muß er natürlich ſein Geld verlieren."

„Das ſind Anſichten, Sir. Ich habe auch auf Goldſtream geſetzt."

„Die Welt wird noch toll. Das ſehe ich kommen.

Die Menſchen ruinieren ſich, weil ein Pferd ſchneller läuft als das andere. Aber das kann doch Miſter Thomas nicht in Verlegenheiten bringen? Tauſend Pfund ſind eine Kleinigkeit für ihn. Wo bringt er ſein übriges Geld hin, Miſter Burnett?“

Dieſer zuckte die Achſeln und ſchwieg.

„Ich bezahle ihm ſeine Miete, ſeine Wohnung, ſeine Bureauſpeſen, ich halte ihm aus meiner Taſche vier Pferde nebſt Trainer, und doch macht er jedes Jahr noch Schulden? Wie geht das zu, Miſter Burnett? Er ſchröpft doch ſeine Klienten auch ſo wie wir?“

„Er hat vermutlich auch ſonſt noch Liebhabereien, Sir,“ antwortete Burnett wieder achſelzuckend, und Miſter Nathanael wollte gerade danach fragen, was das wohl für Liebhabereien ſeien, die ſeinem Neffen ein ſo großes Stück Geld koſteten, als ein Schreiber eintrat und vor Miſter Nathanael eine Viſitenkarte legte.

„Dieſer Herr wünſcht Sie zu ſprechen, Sir,“ ſagte der Schreiber.

Nathanael Looks las die Karte. „Sir Newton Reedholm — ah, gut, ja. Miſter Thomas hat mir ſchon davon erzählt,“ murmelte der Rechtsanwalt. „Er hat natürlich die Gegenpartei. Schwerer Herr, dieſer Sir Newton. Laſſen Sie ihn nicht warten, Fly, führen Sie ihn in den Salon.“

Der Salon des Herrn Rechtsanwalts Looks war wirklich ein Muſter von Eleganz und Vornehmheit. Dieſe koſtbaren Möbel, dieſe ſchweren Portieren, dieſe gepreßten Tapeten machten den Eindruck, daß hier ſehr hochgeſtellte vornehme Herrſchaften verkehrten, denen es offenbar nicht aufs Geld ankam. Wieviel mochte die Ausſtattung dieſes Salons koſten? fragte ſich Sir Newton, als er zum erſtenmal hier eintrat. Der zweite Gedanke Sir Newtons war: der Salon ſoll wohl die gepfefferten Rechnungen

des Herrn Rechtsanwalts erklären oder rechtfertigen? Denn daß dieser aus reiner Menschenliebe für seine Klienten so viel Geld ausgebe, schien ihm nicht recht glaubhaft.

Aber es blieb ihm wenig Zeit, weiter darüber nachzudenken, denn Nathanael Looks trat gleich nach ihm ein.

Eine meisterhafte Verbeugung von beiden Seiten erfolgte, die jedem Tanzlehrer oder jedem Diplomaten Ehre gemacht hätte, und dann nannten beide Herren ihren Namen, was die Förmlichkeit der Vorstellung erfüllen sollte, aber mehr so aussah, als wenn sie beide gefürchtet hätten, ihn zu vergessen und der Sicherheit halber wiederholten. Dann setzten sich die beiden Herren auf die teuren seidenen Sessel, und Sir Newton begann seinen Vortrag. Er sprach viel von einem Irrtum und von einem nicht eingehaltenen Ehekontrakt, er zeigte sogar das unglückselige Instrument vor, und Mister Looks las neugierig in diesem Schriftstück, als ob er noch niemals so etwas gesehen habe. Dann nahm er es fort und legte es in einen großen Umschlag, auf den er mit Rotstift schrieb: Reedholm contra Reedholm.

So wurde dieser unglückliche Ehekontrakt, der niemals das Licht der Welt hätte erblicken sollen, zu allem Unglück auch noch der Vater oder doch der Vorfahr von einer ganzen Masse von Urkunden, Dokumenten, Gutachten, Sportelrechnungen, gerichtlichen Erkenntnissen, Briefen und einer Unmenge anderen Geschreibsels, das alles dazu dienen sollte, den Prozeß Reedholm contra Reedholm zu fördern, noch mehr aber, dem Mister Looks und seinem wettlustigen Neffen die Taschen zu füllen.

„Sehr schön," sagte endlich der Rechtsanwalt, als Sir Newton mit seinem Vortrag fertig war, „also fassen wir die Hauptpunkte noch einmal zusammen. Zunächst können wir konstatieren: beide Ehegatten sind über die Scheidung einverstanden!"

„Sehr richtig, Sir, das iſt ſogar das Einzige, worüber ſie einverſtanden ſind.“

Miſter Looks ſchien das für einen Witz zu halten, denn er lachte gemütlich und ſagte: „Ausgezeichnet! Ferner haben wir unüberwindliche Abneigung auf beiden Seiten.“

„Richtig.“

„Dann haben wir Nichterfüllung des Vertrags auf der einen und böswilliges Verlaſſen auf der anderen Seite.“

„Sie meinen auf ſeiten meines Sohnes, Herr Rechtsanwalt?“ fragte Sir Newton. Er hatte ſofort die Idee, daß daraufhin von anderer Seite im Falle einer Scheidung auf eine Geldentſchädigung geklagt werden könne.

Miſter Looks ſah ihm ſofort an, was er befürchtete. „Nur keine Angſt, Sir Newton,“ beruhigte er ihn. „Sie wiſſen vermutlich noch nicht, daß der Anwalt der gegneriſchen Partei mein Neffe iſt.“

„Das wußte ich in der That noch nicht.“

„Sie können ſich denken, mein verehrter Sir Newton, daß wir vor dem Termin alles bis aufs kleinſte beſprechen und ordnen. Sie wollen keine Entſchädigungsklage? Gut. Sie werden keine haben. Verlaſſen Sie ſich auf mich. Es wird Ihnen doch auf ein paar Pfund Koſten nicht ankommen?“

„Natürlich nicht.“

„Alſo gut. Böswillige Verlaſſung ohne Entſchädigungsklage.“

Miſter Looks ſchrieb ſich das auf. Dann fuhr er leicht plaudernd fort: „Miſter Gordon lebt in London?“

„Ja, Sir. Haben Sie dagegen etwas zu bemerken?“

„Sehen Sie, die böswillige Verlaſſung würde ſich noch ſchöner machen, noch wirkungsvoller und durchſchlagender ausnützen laſſen, wenn ſich Miſter Gordon entſchließen könnte, auf einige Zeit nach Frankreich oder

Deutschland zu gehen. Eine böswillige Verlassung, bei der beide Teile am gleichen Orte wohnen, sieht doch etwas zahm und matt aus. Der Richter glaubt nicht daran und wenn sich mein Neffe die Zunge aus dem Halse redet. Meinen Sie nicht auch, Sir Newton?"

„Allerdings, ganz Ihrer Ansicht, Sir. Ich besinne mich, daß mir Gordon noch gestern abend davon gesprochen hat, daß er einige Zeit nach Dresden gehen wolle, um dort Malstudien zu machen."

„Dresden? Dresden ist, wenn ich nicht ganz irre, eine Stadt in Deutschland?"

„Ich glaube wohl, Sir, daß diese Stadt in Deutschland liegt."

„Nun, lassen wir sie liegen, wo sie will, und wenn sie meinethalben in Polen liegt. Es kommt nicht darauf an. Die Hauptsache ist, daß sich Dresden für unsere Zwecke vorzüglich eignet. Schicken Sie also Mister Gordon nach Dresden. Sobald wie möglich, Sir. Es macht sich besser, als wenn er in London ist."

„Hm. Und Sie glauben, Mister Looks, daß die Scheidung zu erreichen sein wird?"

„Ja, mein teurer Sir, ich glaube wirklich, daß sich die Sache machen wird, vorausgesetzt natürlich, daß es Ihnen auf ein paar Pfund mehr oder weniger" — Looks sagte das in eigentümlicher, langgedehnter, aber sehr bezeichnender Weise — „nicht ankommt."

Sir Newton verstand diesen Wink sofort. „Wieviel darf ich Ihnen Vorschuß zahlen, mein sehr ehrenwerter Sir?"

„Sagen wir hundert Pfund."

Und als Sir Newton ein etwas langes Gesicht machte, fuhr der Rechtsanwalt begütigend fort: „Natürlich wird alles genau verrechnet. Wenn die Sache zu Ende ist, mein teurer Sir, bekommen Sie Ihre Rechnung, Penny für Penny wird spezifiziert."

Auch Sir Newton war davon überzeugt, daß die Rechnung bis ins kleinſte ſpezifiziert werden würde. Aber ob es dadurch weniger würde, bezweifelte er. Er kannte ſolche Advokatenrechnungen zur Genüge. Aber was ließ ſich thun?

Als Sir Newton fortging, zahlte er an der Kaſſe des Rechtsanwalts Looks hundert Pfund. Damit war der Prozeß Reedholm contra Reedholm im Gange. Die Maſchine hatte Oel bekommen, und die Räder ſetzten ſich in Bewegung.

Kurze Zeit, nachdem Sir Newton das Bureau verlaſſen hatte, trat Miſter Thomas Looks, der Neffe, ein. Miſter Thomas war noch ein junger Mann von einigen dreißig Jahren und hatte in ſeinem Aeußeren wenig, das an einen Rechtsanwalt erinnerte. Man hätte ihn vielmehr nach den Sporen und Stulpenſtiefeln, der Reitgerte, den gelbledernen Reithoſen für einen Zirkusſtallmeiſter gehalten.

„Es iſt gut, Miſter Thomas, daß Sie kommen. Ich brauche nun nicht nach Ihnen zu ſchicken," begann Nathanael Looks geſchäftig. Er nannte ſeinen Neffen Sie, weil er nicht wünſchte, daß die Vertraulichkeit zwiſchen ihnen allzugroß würde. Nur wenn er ganz grob wurde, was auch von Zeit zu Zeit vorkam, dann nannte er ihn du.

„Ich komme nur auf eine Sekunde, Onkel; ich habe gar keine Zeit. Haben Sie nicht zufällig fünf Pfund bei ſich?" antwortete der junge Herr.

Erſtaunt ſah ihn ſein Onkel an und bemerkte ein eigentümliches Zucken und Blinzeln mit dem einen Auge.

„Fünf Pfund?" fragte er zögernd.

„Weiter nichts, aber raſch, wenn ich bitten darf. Habe wirklich keine Minute Zeit, Onkel," antwortete Miſter Thomas und klopfte ungeduldig mit der Reitgerte auf ſeine Stiefel.

Miſter Nathanael ſchien mehr Zeit und mehr Geduld zu haben und fuhr behäbig fort: „Miſter Thomas, ich wünſche, mit Ihnen von Geſchäften zu ſprechen.“

„Ums Himmels willen, nur jetzt nicht, teuerſter Onkel. Raſch die fünf Pfund, damit ich wieder fortkomme.“

„Wozu die fünf Pfund?“ fragte ſein Onkel nochmals.

„Eine unerhörte Geſchichte, lieber Onkel,“ begann Miſter Thomas eifrig, „aber ich will ſie Ihnen raſch erzählen, als warnendes Beiſpiel; denken Sie ſich, daß wir, der junge Lord Mitchell, meine Wenigkeit und noch einige Gentlemen, im Hof des Tatterſall, ſtehen und uns unterhalten. Sagt Lord Mitchell zu mir: „Ich wette, daß ich länger mit einem Auge in die Sonne ſehen kann als Sie?“ Natürlich nehme ich die Wette ſofort an. Die Unparteiiſchen werden ernannt, und ich gewinne den Einſatz von einem Pfund. Sagt ein anderer Gentleman, den ich noch nicht kannte, zu mir: „Ich wette, daß ich länger mit einem Auge in die Sonne ſehen kann als Sie.“ Ich nehme auch dieſe Wette an, natürlich, denn als Sieger der erſten blieb mir ja nichts anderes übrig. Ich mache alſo gleichzeitig mit meinem Gegner ein Auge zu und ſehe mit dem anderen in die Sonne. Ich that, was ich konnte, um wieder als Sieger aus dem Kampf hervorzugehen. Ich ſtarre wie blind in die Sonne, das Auge fängt an zu thränen, ich ſehe ſchon die Sonne gar nicht mehr, ſondern nur noch einen großen ſchwarzen Fleck. Endlich ging's nicht mehr, der Schmerz wird unerträglich, und ich fürchtete für das Auge. Ich gebe alſo die Wette auf und ſehe mich nach meinem Gegner um, der noch immer ſeelenruhig in die Sonne ſtarrt. Was meinſt du, Onkel, wie das zuging?“

„Nun?“

„Der verdammte Kerl hat ein Glasauge, mit dem er

natürlich vier Wochen in die Sonne ſehen kann, wenn er Luſt hat."

„Alter Witz, auf den ſchon Ihr Großvater 'reingefallen iſt, Miſter Thomas."

„Möglich, Onkel, aber iſt es nicht haarſträubend, daß ſelbſt ſo alte Witze wieder neu und jung werden, und immer wieder Leute darauf hineinfallen?"

„Der Mann mit dem Glasauge iſt ſeine zwanzig Pfund pro Woche wert."

„Ich bin überzeugt, daß ihn Lord Mitchell nicht billiger hat, wenigſtens ſolange der Trick noch unbekannt iſt. Aber jetzt die fünf Pfund, Onkel. Die Herren warten auf mich."

Während Onkel Nathanael nun ſein Taſchenbuch zog und das Geld herausnahm, ſagte er wie beiläufig: „Der alte Reedholm war da."

„So? War da? Hat er bezahlt?"

„Ja. Die Sache geht vorwärts. Was iſt Miſſis Reedholm für eine Frau?"

„Bah," machte Miſter Thomas geringſchätzig, „nicht viel zu holen. Hat eine kleine Penſion in der Bedford Street. Hat mit Ach und Krach zwanzig Pfund gebracht, kann aber vielleicht noch fünfzig ſchaffen."

„Und wie ſteht ihre Sache?"

„Gut. Sie hat ſo etwas von einer beleidigten Unſchuld, von einer gekränkten Frauenehre, verlorenem Glück, verfehltem Leben und ſonſt noch was. Wird eine gute Rede vor Gericht abgeben. Aber die fünf Pfund, Onkel, ich muß wirklich fort."

„Hier. Aber ich ſchreibe ſie auf Ihr Conto, verſtanden?"

Miſter Thomas ſteckte die Note achtlos in die Weſtentaſche und, ſchon nach der Thür gehend, ſagte er eilig: „Unſinn, Onkel, ſchreiben Sie ſie nur dem alten Reedholm

aufs Conto. Er muß für beide bluten. Wir werden ihm doch das Honorar für die eben ſtattgehabte Konſultation der beiden Parteien nicht ſchenken? Wir ſind alſo quitt, Onkel. Adieu!" Und fort war er.

Sinnend ſtützte ſein Onkel den Kopf in die Hand und ſchaute eine Weile vor ſich hin. Manchmal war es ihm, als ob er einigermaßen Verantwortung für ſeinen Neffen trüge und er eigentlich nötig hätte, ihn hin und wieder einmal mit du anzureden, ſo bodenlos frivol, ſo gemütskalt und leichtſinnig erſchien er ihm. Dann aber ſah er ſeinen Neffen wieder im ſchwarzen, langwallenden Talar und der weißen Allongeperücke im Gerichtsſaal ſtehen, hörte ſeine weiche, klangvolle Stimme durch die Stille der andächtig lauſchenden Menge vibrieren, wenn er von verletzter Frauenehre, verlorenem Erdenglück und verfehltem Leben ſprach, ſo innig, ſo hinreißend und beredt, daß kein Auge trocken blieb. Sein Neffe war einer der beſten Redner in der Londoner Advokatenſchaft, und wenn er ſein Steckenpferd von der verletzten Frauenehre ritt, einfach unwiderſtehlich. Miſter Nathanael Looks konnte auf der ganzen Welt keinen beſſeren Gegner finden als ihn. Mit welcher Geſchicklichkeit er ſeine Rechnungen konſtruierte, war ſelbſt unter alten, ergrauten Rechtsanwälten, die doch von dieſer Sache etwas wußten, bewundernswert. Die eben ſtattgehabte „Konſultation der beiden Parteien" war nur ein kleines Pröbchen davon.

Nein. Miſter Nathanael Looks konnte ſeinen Neffen nicht mehr mit du anreden. Er brauchte ihn zu nötig, und es würde überdies wohl nichts mehr gefruchtet haben. Er war nun einmal ſo geworden, wie er werden mußte, eine Großſtadtpflanze, intelligent, leiſtungsfähig, beredt und findig einerſeits, und nichtig, innerlich hohl und frivol andererſeits. Miſter Thomas Looks konnte alles und glaubte an nichts. Die heiligſten Empfindungen des

menſchlichen Herzens brachte er kunſtvoll in weiche, ſonorklingende Worte, klug berechnete Seufzer und Pauſen, wirkungsvolle, ſorgfältig einſtudierte Gebärden, und ſeine Erholung von dieſer geiſtigen Gymnaſtik waren — Spielereien, Wetten, ob ein Pferd ſchneller als das andere lief, oder ob einer länger in die Sonne ſehen konnte als der andere.

Es half alſo alles nichts. Sir Newton Reedholm wurde mit fünf Pfund belaſtet für die „Konſultation der beiden Parteien", weil doch ſchließlich Miſter Nathanael Looks die tollen Wetten ſeines Neffen nicht aus ſeiner eigenen Taſche bezahlen wollte.

Achtzehntes Kapitel.

Ellis hatte in jener Zeit viel zu thun, und das war für ſie ein wahrer Segen. Sie hätte ſonſt nicht gewußt, wie ſie über dieſe ärgſte Kriſis ihres Lebens hinwegkommen ſollte. Leonore, die ihr ſonſt kräftig und zuverläſſig zur Hand gegangen, war abgereiſt, Frau Funham gab ihrer Tochter wohl häufig gutgemeinte Ratſchläge, aber es waren die Ratſchläge der vornehmen Frau, die ihre Haushaltung in der Oxford Street und beſonders die jetzt leere Kaſſe von J. & W. Funham nicht vergeſſen konnte. Aber Ellis mußte erwerben; ſtatt eine Kaſſe zu leeren, mußte ſie jetzt eine ſolche füllen. Ihre Eltern, die Kinder ihres Onkels John, beſonders aber Witt & Burnſide ſtellten Anſprüche an ſie. Alle wollten haben, und niemand wollte bringen. Sie wurde eine praktiſche, ſcharfblickende Hausfrau, ſie lernte ſogar rechnen, nicht nur mit Pfunden und Schillingen, ſondern auch mit Pence. Was ſie niemand in der Welt jemals hätte lehren können, das lernte ſie jetzt in der Schule der Notwendigkeit.

Man muß in einer Londoner Familienpenſion gewohnt

haben, um zu wiſſen, was Ellis auszuſtehen hatte. Alte, eigenſinnige Damen, die mit ihren Möpſen oder Katzen im Hauſe wohnten, ausgediente Schiffskapitäne, die ewig ſtänkrige Pfeifen rauchten, Grog tranken und ſpuckten, noch nicht ganz alte Jungfern, die verrückte Liebesintriguen mit jungen Leuten anſpannen, die fremd nach London kamen, und andere, oft noch ſonderbarere Menſchenkinder machten Ellis das Leben ſchwer. Allen ſollte ſie durch eine gewiſſe Ueberlegenheit imponieren, Zwiſtigkeiten ſchlichten, Eiferſüchteleien beſeitigen, alles um des lieben Geldes willen.

Und trotz alledem nahm Ellis nie fremde Hilfe in Anſpruch. Sie hätte ſich geſchämt, hätte geglaubt, keine ordentliche Frau zu ſein. Oft kam George Lowell in das Haus. Er mochte wohl ſehen, wie ſchwer Ellis zu tragen hatte. An ihren verweinten Augen merkte er ihre kummervollen Nächte. Aber Ellis wies ſeine freundſchaftlichen Anerbietungen mit einer Haſt und Angſt ab, daß ſie George Lowell nicht zu wiederholen wagte.

Den ſchwerſten Kummer und das größte Herzeleid, das Ellis in jener Zeit trug, ſah niemand. Auch das machte ſie mit ſich allein ab. In langen, ſchlafloſen Nächten, wenn alle um ſie herum Ruhe und Erquickung im Schlummer fanden, ſuchte ſie mit ihrem eigenen Inneren ins reine zu kommen und mit der Frage ihrer Eheſcheidung fertig zu werden. Hatte ſie leichtfertig gehandelt? Und war es Pflicht, einen Zuſtand aufrecht zu erhalten, der aus einer Unbedachtſamkeit, aus einer ſündhaften Unkenntnis entſtanden war?

Immer und immer wieder kehrten dieſe Fragen in ihr zurück. Weder der beredtſame Thomas Looks, noch Leonore, noch Lowell, noch irgend ein anderer konnten ihr hierin durch einen Rat helfen. Für ſich allein in ihrem Herzen mußte ſie finden, was Rechtens war. Die Sach-

lage war für ſie nicht eine juriſtiſche, ſondern eine ſittliche. Als Frau fragte ſie ſich: Hatte ſie ein Recht an den Mann, der ſie nicht liebte, der ſie kurz nach der Trauung auf Wunſch ſeines Vaters verließ? Sollte ſie als Frau ſich ihm aufdrängen, einen Anſpruch an ſeine Liebe erheben, den ſie, wenn er auch juriſtiſch ſtatthaft war, doch in ihrem Herzen verwerflich und entehrend fand? Der auch nicht möglich war ſchon aus dem Grunde, daß man zur Liebe niemand zwingen kann?

Wenn ſie aber einen ſolchen Anſpruch an Gordon nicht hatte, konnte ihn oder durfte ihn dann dieſer gegen ſie erheben? Oder war irgend eine Pflicht vorhanden, die ſie beide gezwungen hätte, ihre Ehe aufrecht zu erhalten? War es nicht vielmehr Pflicht, einem verlogenen Zuſtand, einer Ehe ein Ende zu machen, die keine war, nie eine geweſen war und nie eine ſein würde?

Ellis wußte nichts von Recht und Geſetz. Sie war ja kein Juriſt wie Miſter Thomas Looks, der die gekränkte Frauenehre, das zerſtörte Lebensglück fein und ſauber in zierliche Redewendungen und gefühlvolle Seufzer umformte, ſo daß ſie in die Paragraphen des engliſchen Geſetzbuches hineinpaßten. Ellis wußte nur, was ihr ſittliches Gefühl als Frau ihr ſagte, und da ſie eine von jenen Frauen war, deren innerer Kern feſt und geſund, und deren Kraft ſich erſt im Kampf entwickelt und entfaltet, ſo war ihr einmal erwecktes Gefühl ein ſicheres und verwarf ein Verhältnis, das für ſie unhaltbar, unmöglich, unſittlich war.

Aber die Erkenntnis deſſen, was ſie für ihr Recht als Frau hielt, verdammte ſie auch gleichzeitig als Frevlerin am Heiligſten, was die Menſchen auf dieſer Welt verbindet, als Lügnerin vor dem Altar, wo ſie geſchworen hatte, ihrem Manne eine treue Frau zu ſein. Da halfen keine Sophismen und Redewendungen, und zehn Rechtsanwälte

mit noch so geleckten Phrasen konnten sie nicht von dem Vorwurf freireднern, daß sie leichtfertig gewesen, daß sie beschworen hatte, wovon sie nichts wußte, nichts fühlte.

Mußte sie diesen einzigen Frevel ihres Lebens mit ihrem Glück bezahlen? Bei ihrer Reue, ihren Thränen?

Wieviel Nächte hatte Ellis in jenem trüben, unseligen Winter verweint, wie viele Thränen vergossen, wie oft nächtlicherweile in ihrem einsamen Kummer den eisernen Ring geküßt und mit tiefster Inbrunst die unleserliche, verwaschene Inschrift: „Kyrie eleison“ vor sich hin genurmelt wie ein Gebet aus tiefster Seele! Wer weiß, was aus Ellis und ihrem Prozeß geworden wäre, wenn der eiserne Ring wie mit geheimem Zauber ihr nicht immer wieder Mut und Hoffnung, Ausdauer und Energie verliehen hätte. Nur so konnte sie den schier endlosen Seelenkämpfen und Zweifeln, den gerichtlichen Scherereien und den drückenden Opfern, die sie ihr auferlegten, mit Kraft und Entschiedenheit begegnen. Ihr Talisman bewährte sich jetzt in ihrer höchsten Not mit seiner ganzen geheimnisvollen Kraft.

Monat auf Monat verging. Wie die ganze Stadt manchmal wochenlang in nebligen, dicken Dunst eingehüllt war, daß sogar oft die Gaslaternen am Tage angezündet werden mußten, ohne daß doch der riesenhafte Verkehr der Großstadt sich dadurch hemmen ließ, so war auch Ellis in diesem ganzen Winter einem seelischen Druck ausgesetzt, der, weit davon, sie niederzuschlagen, ihr Innenleben eher festigte und belebte. Sie wollte durch und mußte es auch. Die Kämpfe, die sie nun einmal auf sich geladen, sollten durchgeführt werden, koste es, was es wolle.

Das waren die Klienten, wie sie Witt & Burnside brauchen konnten. Mister Thomas Looks ließ Ellis tüchtig bluten. Um seinen unersättlichen Ansprüchen zu genügen,

mußte ſie ſogar eine Schuld auf ihr Mobiliar aufnehmen. Der Prozeß drohte ein wirtſchaftlicher Ruin für ſie zu werden, denn als ſie, der endloſen Repliken und Dupliken und der fortwährenden „Konſultationen der beiden Parteien“ müde, bei Miſter Thomas Looks einmal beſcheiden anfragte, wann denn nun eigentlich ein Urteil zu erwarten ſei, zuckte dieſer die Schultern. „Solche Sachen dauern manchmal jahrelang,“ meinte er. Und als Ellis darob niedergeſchlagen wurde und in Thränen ausbrach, fügte er tröſtend hinzu: „Nur ruhig Blut, Miſſis Reedholm. Der alte Reedholm muß noch ganz anders bluten wie Sie.“

Das war kein Troſt für ſie, aber ſie trug ihre Laſt geduldig weiter und ſchaffte immer wieder Geld, um es zu Witt & Burnſide hinzutragen, zwei-, dreipfundweiſe, wie ſie es erhalten und entbehren konnte. Sie wußte ja nicht, daß ſie ihr Geld in ein unfüllbares Danaidenfaß warf, und daß ihre Goldfüchſe oft ſofort aus ihrem Beutel in den des Buchmachers oder Totaliſators auf den Rennplätzen wanderten. Sie ſah in all dem nur eine Sühne, eine Strafe für ihren früher begangenen Frevel, und ihre beſte Hoffnung war, daß es endlich damit ſein Bewenden habe, und ſie ihre Freiheit zurückerhalte.

Sie erwartete für das Frühjahr beſtimmt eine Entſcheidung. Aber Witt & Burnſide hatten die Zitrone immer noch nicht bis auf den letzten Tropfen ausgepreßt. In dem betreffenden Termin kam von der Gegenpartei eine unerwartete — das heißt für alle anderen, ausgenommen Witt & Burnſide unerwartete — Einwendung, der die Vertagung folgen mußte, worauf die Geſchichte wieder von vorn anging.

Der Sommer kam und verging, der Herbſt, der Winter und immer war noch kein Ende abzuſehen. Ellis konnte nicht mehr. Sie hatte alles geopfert, was ſie opfern

konnte, ohne ihre Familie von neuem dem Ruin auszuliefern. Sie war in Verzweiflung und erklärte das auch dem Advokaten. Da ging's auf einmal sehr schnell. Als Thomas Looks sah, daß nichts mehr zu holen war, wurde in einem Zeitraum von kaum vierzehn Tagen der Prozeß bis zum Schlußtermin durchgepeitscht, und dieser Termin, der letzte „in Sachen Reedholm contra Reedholm" auf den 20. Dezember, noch unmittelbar vor den Weihnachtsferien, angesetzt.

Die Verhandlungen fanden in Old Bailey statt. Man hatte Ellis gesagt, sie möge den Termin geheimhalten, um nicht so großen Zulauf zu veranlassen. Trotzdem war der kleine Verhandlungssaal überfüllt, meist von Damen der besten Londoner Gesellschaft, die alle gekommen waren, um den jungen Looks sprechen zu hören, denn eine seiner großen Reden war in den Kreisen der „Eherechtsstudentinnen", die natürlich wissen wollten, „wie's gemacht wird", immer ein Ereignis. Mister Gordon war nicht zur Verhandlung erschienen, nur sein Vater war da, mit einer von Gordon ausgestellten Vollmacht.

Als Ellis den Saal betrat — sie war in tiefer Trauer und nur von ihrer Mutter begleitet — kam ihr Mister Thomas Looks mit gewinnender Höflichkeit und tiefstem Respekt entgegen, um sie nach den für sie bestimmten Sesseln zu begleiten, die unmittelbar unter seinem Rednerpult standen.

„Weinen Sie nicht, Missis Reedholm," sagte er mit leiser, aber eigentümlich vibrierender Stimme, so daß man es im ganzen Saal hören konnte, „sondern haben Sie Vertrauen in die Gerechtigkeit Ihrer Sache und in die Ihrer Richter."

Ellis war zunächst etwas verblüfft. Was wollte er denn? Sie weinte ja gar nicht. Sie schlug nur den Schleier etwas zurück. Als sie aber von den ihr zunächst

ſtehenden Bänken, an denen ſie vorüberging, einige Aeußerungen hörte, wie: „Da iſt ſie, das iſt die Ehefrau," oder: „Die Arme, wie bleich und verweint ſie ausſieht!" da glaubte ſie zu verſtehen, weshalb Thomas Looks ſo zu ihr ſprach. Ueberhaupt kannte ſie ihn an jenem Tage kaum wieder. Er erſchien unter der großen weißen Perücke älter und ernſter. Der lange ſchwarze Talar gab ſeiner Geſtalt Würde und Ernſt, und auch der Ton ſeiner Stimme, als er die wenigen Worte zu ihr ſprach, klang ſo weich und gewinnend, ſo freundlich und herzlich, wie ſie ihn nie gehört. Er behandelte ſie ſo ſorgſam, ſo rückſichtsvoll und liebend wie ein armes, bemitleidenswertes Kind. Sie dankte ihm für dieſe Zartheit und Rückſicht auf ihrem ſo ſchweren Gang innerlich aufs herzlichſte; ſie wußte ja nicht, daß das alles zum Geſchäft gehörte, daß ſie dafür tüchtig hatte bluten müſſen, und daß Thomas Looks es nach dem Frühſtück wieder vollſtändig vergeſſen haben würde.

Die Verhandlung begann bald nach ihrer Ankunft und zog ſich ſehr in die Länge. Alte, längſt bekannte und ſchon zehnmal erörterte Geſchichten wurden wieder von neuem hervorgeholt, Neffe und Onkel ſagten einander die ſchlimmſten Dinge, und Ellis ſelbſt mußte mehreremal perſönlich über verſchiedene Umſtände Aufſchluß geben. In den meiſten Fällen war ſie ſchon vorher über ihre Antworten vor dem Gerichtshof von Thomas Looks inſtruiert worden, nur einmal, als der Richter fragte, ob ſie damals, als ihre Ehe in Venedig geſchloſſen worden ſei, gewußt habe, daß eine im Ausland von engliſchen Beamten geſchloſſene Ehe dieſelbe Gültigkeit in England habe wie eine im Inlande geſchloſſene Ehe, war ſie einen Moment verblüfft. Davon war noch nie die Rede geweſen.

Gleich darauf ſagte ſie aber, ſtreng bei der Wahrheit bleibend: „Ich habe damals über ſolche Dinge überhaupt

nicht nachgedacht. Es war damals die unglücklichste Periode meines Lebens, in der ich mich mehr mit meinen Toiletten und den verschiedenen Nuancen meiner Roben beschäftigte, als wozu mich Pflicht und Gewissen hätten drängen sollen."

Gleich darauf wurde ihre Mutter gefragt, was sie veranlaßt habe, ihrer Tochter zu der Heirat zuzureden.

„Waren Sie denn so sehr überzeugt, Missis Funham," fragte der Richter, „daß Ihre Tochter den jungen Reedholm liebe?"

„Nein," antwortete diese, „ich redete ihr vielmehr zu, weil mein Mann es wünschte."

„So, so!" meinte der Richter. „Und nun beantworten Sie mir noch eine Frage, Missis Funham. Sie wußten, daß Ihr Herr Gemahl wegen seiner mißlichen Verhältnisse diese Heirat wünschte?"

„Ich ahnte es wenigstens."

„Sie wußten auch vor der Hochzeit, daß die Firma J. & W. Funham zusammengebrochen war?"

„Ja. Ich erhielt das Telegramm am Abend vor der Hochzeit."

„Und sagten davon nichts zu Sir Newton Reedholm?"

„Nein, mein Schwager John wollte das nicht."

Dadurch erschien die ganze Ehe im trüben Licht der Spekulation, bei der Ellis nur der passive Teil gewesen war.

Nach einer kleinen Pause erhob sich unter tiefster Stille des ganzen Auditoriums Mister Thomas Looks, um nunmehr seine große Rede vom Stapel zu lassen und seine Anträge auf Trennung der Ehe zu stellen.

Mit ungemein sympathischer Ruhe und lichtvoller Klarheit setzte er den Fall auseinander. Leise und von innerer Bewegung zitternd drang seine Stimme bis in die entferntesten Winkel des gespannt lauschenden Saales. Nur

bei manchen Stellen ließ er eine nachdrücklichere Betonung durchklingen. Er ſchilderte das ganze Leben Ellis', beſſer als dieſe es je gekonnt hätte. In herzbewegenden, von tiefem Mitgefühl zeugenden Worten ſtellte er ſie als Opfer jener unverſtändigen Machinationen dar, die in unſerer Zeit nur zu häufig Glück und Freiheit, Leben und Lieben junger, ahnungslos in die Ehe tretender Mädchen bedrohen.

Ellis hörte ſtaunend und zitternd vor Erregung zu. Es war ihr zu Mut, als ob ihr innerſtes Fühlen und Denken, die intimſten Herzſchläge, alles, was ſie in verſchwiegenen Nächten geweint und geſeufzt, jetzt plötzlich in voller Oeffentlichkeit, in wohlgeſetzter, meiſterhafter Rede, beſſer als ſie ſelbſt es jemals in Worte hätte kleiden können, geſagt würde. Ihr ganzes Innere lag klar zu Tage in der Rede eines Advokaten.

Wie ging das zu? fragte ſie ſich. Woher wußte dieſer Mann, was ſie, die Frau, in innerſter Seele bewegt, was ſie wähnte, nur in der lautloſen Stille der durchweinten Nächte gedacht zu haben?

„Dieſe Ehe," ſagte Thomas Looks mit ſeiner ſchönen, vollen und ſonoren Stimme, „iſt eines jener unglücklichen und in unſeren Tagen leider nicht ſeltenen Produkte kurzſichtiger Spekulation, die da meint, mit pekuniären Intereſſen erſetzen zu können, was die Frau tief im Inneren ſinnt und träumt, ohne das ſie nicht leben, nicht atmen kann. Dieſe Ehe mußte verunglücken, auch wenn J. & W. Funham nicht zuſammengebrochen wären, denn ihr fehlte die ethiſche Grundlage, auf der die Ehe erſt das wird, was aufrichtige und ehrliche Menſchen unter einer Ehe verſtehen.

— — — — — — — Lieb' iſt
Nicht Liebe, wenn vermiſcht mit Rückſichten,
Die fernab liegen von dem echten Ziel!

So ſagte ſchon der große Herzenskündiger, der Philoſoph unter den Dichtern, unſer Shakeſpeare vor dreihundert Jahren, und noch immer haben es die Menſchen nicht begriffen."

Ellis ſchluchzte leiſe auf. Sie fühlte ſich getroffen. Mochte der Mann, der da ſprach, nun ſein, was er wollte, er griff in ihr Herz, denn er ſprach wahr. Sie verzieh ihm alles, vergaß alles, was er ihr in dieſer ganzen Zeit gethan, denn die Gewalt ſeines Wortes war unwiderſtehlich. Sie konnte ihre Thränen nicht mehr zurückhalten, ſo ſehr ſie ſich auch Mühe gab. Und wie es ihr widerfuhr, ſo ging es immer größeren Kreiſen der Zuhörer, immer zahlreicher und lauter wurden im Saale das verſtohlene Räuſpern, das ſelbſtvergeſſene Schluchzen, dieſe ſicheren Vorboten der Thränen.

„Die Liebe iſt nun aber einmal das heilige und unveräußerliche Recht des Frauenherzens," fuhr der Redner immer eindringlicher und nachdrücklicher, wie mit ſanfter Gewalt der Ueberredung fort, „und der iſt ein Frevler am göttlichen und menſchlichen Recht, der der Frau dieſes Recht verkümmert und verletzt. Nehmen Sie die Liebe aus dem Frauenleben, aus der Ehe heraus, und Sie ſchänden die Ehe, Sie vernichten nicht nur Glück und Ehre der Frau, ſondern Sie zerſtören damit auch den ethiſchen Gehalt der Ehe, zerbrechen eine der feſteſten Säulen, auf denen Staat und Familie ruhen. Geben Sie alſo dem armen, zuſammenhangloſen Stammeln des getäuſchten Frauenherzens nach, das um ſein Recht bettelt, um das Recht, zu lieben, um ſeine Freiheit, das in qualvollen Nächten um ſeine Exiſtenz, um ſeine Ehre ringt, und das nichts auf der Welt hat als den Tod, wenn Sie ſein Stammeln nicht verſtehen oder nicht erhören."

Als Thomas Looks zu Ende geſprochen, war er ſichtlich abgeſpannt. Er ſelbſt ſchien tief ergriffen, man ſah

es ihm an. Als er ſich ſetzte, zitterte er förmlich vor Aufregung — ſo ſchien es.

Etwa eine Stunde ſpäter verließ Ellis mit ihrer Mutter Old Bailey wieder. Im Korridor traf ſie noch einmal mit Thomas Looks zuſammen. Sie wollte ihm ihre Dankbarkeit ausſprechen, ihr Herz war zu voll, zum Zerſpringen voll. Aber Looks grüßte ſie nur flüchtig, als müſſe er ſich beſinnen, wer und was ſie ſei. Er hatte offenbar ſchon wieder andere Sachen im Kopfe.

Dann trat ſie hinaus auf die Straße, tief aufatmend, küßte ihren eiſernen Ring und warf einen innigen, dankbaren Blick zum Himmel. Als Frau Needholm hatte ſie Old Bailey betreten, und als Ellis Funham verließ ſie es wieder. Ihre Ehe mit Gordon war getrennt, der Prozeß Needholm contra Needholm war aus.

Neunzehntes Kapitel.

„Trinken Sie, George!" rief Edward Funham und rückte das rotſeidene Käppchen, das ihm Ellis geſchenkt, in eine verdächtig ſchiefe Stellung. „Für uns beide wird die Bowle wohl noch ausreichen. Ja, mein lieber George, wenn man alt wird wie ich, dann bleibt man an ſolchen Tagen auf dem Lebensweg gern einmal ſtehen und ſchaut ſich um. Man betrachtet den Weg, den man zurückgelegt, mit immer mehr Intereſſe und wird auf den, der noch zu machen iſt, immer neugieriger. Habe ich nicht recht, George?"

„Ganz meine Meinung, Sir," erwiderte dieſer.

„Der Punſch iſt gut, nicht? Ellis verſteht das, ich hätte nie geglaubt, daß ſie das einmal ſo gut lernen würde. Aber was ich ſagen wollte — Sie haben Urſache, George, auch Ihrerſeits einmal auf dem Weg ſtehen zu bleiben und ſich umzuſehen. Sie haben alle Urſache, mit

dem Weg, den Sie zurückgelegt, zufrieden zu sein. Ihr Geschäft macht sich, Huntley Sons in London und Bombay sind eine sichere Sache, und Sie sind bei der Sache beteiligt — allen Respekt, George, Sie sind ein ganzer Kerl. Sie machen der Schule von J. & W. Funham alle Ehre. Darauf wollen wir einen tüchtigen Schluck trinken."

„Und wenn ich auf diesen Weg sehe, Mister Funham," nahm jetzt der junge Lowell das Wort, „so werde ich nie in meinem Leben vergessen, wer sich des armen, allein im Leben dastehenden Jungen angenommen, wer aus ihm einen tüchtigen Kaufmann gemacht und wer ihn auch heute wieder seiner öden Junggesellenwirtschaft entrissen und ihm einen Platz an seinem gastlichen Feuer und in seiner Familie eingeräumt hat. Nie in meinem ganzen Leben werde ich das vergessen, Mister Funham, und darauf wollen wir auch einen tüchtigen Schluck trinken."

„Kein Wort mehr davon, George," versetzte Funham mit einer gewissen Wehmut. „Es freut mich, daß Sie nicht ganz vergessen haben, wer Sie auf den Weg gestellt, auf dem Sie vorwärts marschiert sind. Aber genug davon. Prosit, George. Das Trinken an solchen Tagen ist eine gute Sache. Man spült die Thränen und die Rührung mit hinunter."

Frau Funham trat ein. „Ist Ellis nicht hier?"

„Nein, meine Liebe. Aber was hast du da in der Hand?"

„Einen Brief für Ellis."

In diesem Augenblick trat auch diese in das Zimmer. Sie war noch hochrot von der Aufregung, in die sie die letzten Wirtschaftsbesorgungen versetzt. Nun war sie fertig, nun endlich konnte auch sie Feiertag machen und sich gemütlich zu den Ihrigen an den Kamin setzen. Sie gab George vertraulich die Hand, dieselbe, an der sie ihren eisernen Ring trug, und George Lowell nahm die Hand und drückte einen Kuß darauf.

Dies erregte die Aufmerkſamkeit des an dieſem Abend etwas redſeligen alten Funham. „Hm, hm," machte er nachdenklich, „alſo auch Sie, George? Alſo auch Sie?"

„Was fällt Ihnen auf, Miſter Funham? Was meinen Sie?" fragte dieſer.

„Auch Sie küſſen den Ring?" fragte Funham, das Glas, aus dem er eben getrunken, auf den Tiſch zurückſetzend. Das war bei der unſicheren Hand des alten Herrn eine Unternehmung, die ſeine ganze Aufmerkſamkeit erforderte, und ſo ſah er nicht, wie ſowohl George als Ellis bei ſeiner Frage erröteten. Ahnungslos fuhr er deshalb in ſeiner harmloſen Plauderei fort: „Ich begreife dich nicht, Ellis. Wie kann man einen ſo ſchäbigen Ring von Eiſen am Finger tragen? So ſchlimm ſteht es doch noch nicht mit den Funhams, daß du nicht einen guten Ring tragen könnteſt."

„Papa!" bat Ellis leiſe und befangen. Die Erörterungen ihres Vaters waren ihr offenbar höchſt peinlich.

„Bah, einen eiſernen Ring!" fuhr dieſer verächtlich fort. „Gut, wenn du durchaus willſt, ſo kannſt du meinethalben auch einen von Draht oder von Holz tragen. Ich habe gewiß nichts dagegen. Aber es iſt doch ſonderbar, daß du den Ring ebenfalls wie George bei jeder Gelegenheit küſſeſt. Das iſt doch höchſt merkwürdig. Iſt denn das Zauberei oder treibt ihr Aberglauben? Das möchte ich mir doch verbitten. Schließlich läßt du dir deinen eiſernen Ring noch durch die Naſe ziehen wie die Wilden, um ihn näher am Munde zu haben. Das geht doch zu weit. George, ſagen Sie ſelbſt, ob das nicht zu weit geht. Es geht unbedingt zu weit."

Mehr als die Worte brachte ein eigentümliches Lächeln, das dabei um den Mund des alten Herrn ſpielte, die beiden Verbrecher außer Faſſung, und es war beſonders für Ellis eine wahre Erlöſung, als ihre Mutter ihr den

eben eingegangenen Brief reichte, und das Thema gewechselt wurde.

„Von Lore!“ rief Ellis freudig überrascht und riß das Schreiben auf, um zu lesen. Kaum hatte sie aber einige Zeilen gelesen, als sie es mit verdächtiger Eile wieder zusammenfaltete und in die Tasche stecken wollte.

„Halt!“ rief ihr Vater. „Nichts unterschlagen. Miß Lore ist unsere Freundin so gut wie deine, wir wollen also wissen, was sie schreibt. Also vorlesen und keine Redensarten machen. Habe ich nicht recht, George?“

Ellis wurde wieder über und über rot. „Da!“ sagte sie kurz, indem sie den Brief auf den Tisch warf, und verließ rasch das Zimmer.

„Lesen, George. Nur keine Komödie. Immer lesen!“ lachte Mister Funham, und George Lowell nahm den Brief und las:

„Meine teure Ellis!

Ich bin außer mir. Sie werden es auch an der Schrift sehen, Ellis, daß ich außer mir bin. Aber ich muß Ihnen gleichwohl alles haarklein erzählen. Sonst finde ich keine Ruhe.

Also hören Sie. Soeben war Gordon bei uns — bei mir und meinem Bruder — schwingt triumphierend ein Telegramm in der Luft und sagt, daß seine Ehe mit Ihnen getrennt sei, und ich nun keine Ausrede mehr habe, und ihn heiraten müsse. Ist Ihnen je so etwas vorgekommen, Ellis? Ist so etwas erhört? Ich habe ihm natürlich tüchtig die Wahrheit gesagt und ihn gefragt, ob er sich denn nicht schäme, so rasch nach der Lösung seiner Ehe wieder eine neue einzugehen, und was die Leute davon denken sollten. Jedenfalls wolle ich die Hand zu einem so unerhörten und übereilten Schritt nicht bieten.

Er wurde sehr böse, so böse, wie ich ihn noch nicht gesehen, so daß ich ganz ängstlich wurde. Er sagte zu

mir, ich müſſe doch begreifen, daß ſeine erſte Ehe nicht er, ſondern ſein Vater zu ſtande gebracht, und daß ſie nicht erſt heute, ſondern thatſächlich bereits ſeit der Trauung gelöſt ſei, ebenſo wie er nicht erſt heute eine ſo unwiderſtehliche Zuneigung — ſo ſagte er wörtlich — zu mir gefaßt, ſondern ſchon ſeit Jahr und Tag. Ich müſſe das längſt wiſſen, und wenn ich nicht ein herzloſes Mädchen ſei, das nur ihr Spiel mit ihm getrieben, ſo müſſe ich ihn heiraten. Wenn ich ihm nicht auf der Stelle eine kurze und bündige Antwort gebe, ſo würde er ſich totſchießen.

Sie können ſich denken, Ellis, wie ich bei dieſen fürchterlichen Worten erſchrocken bin. Glauben Sie, daß er ſich wirklich totſchießen würde, wenn ich nein geſagt hätte? Ich glaube es, denn er war ganz aufgeregt und wild.

Was ſoll ich nun thun, meine teure Ellis? Ich weiß mir keinen Rat. Ich habe ihm geſagt, er müſſe warten; er ſei nicht der Mann, dem man ſich ſo ohne weiteres anvertraue, und er müſſe erſt beweiſen, daß ſeine Zuneigung ehrlich und von Dauer ſei. Er habe ſchon einmal ſein Wort gebrochen, und ich wolle nicht, daß er es ein zweites Mal breche.

Aber wenn er nun nicht warten will, was ſoll ich denn dann thun, meine Beſte? Bitte, bitte, ſchreiben Sie mir recht bald, was ich thun ſoll, wenn er nicht warten will. Ich habe ſo ſchreckliche Angſt, daß Gordon etwa in der Aufregung oder in der Uebereilung — — —

Nun ſchreiben Sie mir nur ja recht bald und grüßen Sie Miſter Lowell und Ihre Eltern und alle unſere Londoner Bekannten recht herzlich von Ihrer treuen

Lore."

„Hahaha!" lachte Funham. „Das iſt Unſinn, nicht wahr, George? Ich ſage, das iſt Unſinn. So raſch ſchießt ſich niemand tot. Und Miß Lore — — — Sie ſoll

ihn ruhig heiraten. Die Leute mögen sagen, was sie wollen. Nicht, George? Was soll denn weiter werden?"

„Freilich, freilich, Mister Funham," erwiderte der junge Lowell zerstreut, als ob er irgend etwas anderes im Kopfe hätte, „was soll denn weiter werden?"

„Das ist immer so: die Frauenzimmer machen eine Menge Umstände um eine Sache, die doch ganz einfach ist. Nicht, George? Sie soll ihn heiraten. Dann werden sie schon alle beide Ruhe haben. Nicht, George?"

Diesmal antwortete aber der junge Mann nicht, denn er war leise aufgestanden, und als Funham aufsah, bemerkte er gerade noch, wie er durch die Thür, durch welche Ellis soeben das Zimmer verlassen, davonschlich.

Frau Funham sah das auch und hatte wohl unwillkürlich die Idee, aufzustehen und nach Ellis zu sehen, aber ihr Gemahl legte die Hand auf die ihre und nötigte sie so zum Sitzenbleiben.

„Die Liebe schleicht, wenn sie nicht gehen darf, meine Beste," sagte er leise zu seiner Gattin, „laß sie schleichen. Wir haben einmal eine Dummheit gemacht, Martha. Geben wir acht, daß wir's endlich auch einmal wieder gutmachen."

Frau Funham blieb sitzen, und der junge Lowell drückte leise und geräuschlos auf der anderen Seite des Korridors eine Thür auf, von der er wußte, daß sie in Ellis' Zimmer führte.

Als er eintrat, sah er Ellis auf einem Sessel sitzen, den Rücken ihm zugewandt, das Taschentuch vor den Augen, als ob sie weine.

Leise ging er näher und wollte ihr eben sanft die Hände vom Gesicht nehmen, als Ellis ihn hörte und blitzschnell in die Höhe fuhr.

„George!" rief sie aufgeregt und zitternd.

Dann nahm er ihre beiden Hände in die seinen.

„Was werden Sie an Lore ſchreiben, Ellis?“ fragte er leiſe. „Muß der arme Gordon noch immer warten?“ Freundlich lächelnd und bittend ſah er ihr in die Augen.

„O, er muß warten, George,“ ſagte ſie ängſtlich, „er muß unbedingt warten. Das geht ja nicht — —“

„Und wie lange muß der Aermſte noch warten? Nicht zu ſchnell, Ellis, bedenken Sie wohl, ehe Sie ſprechen, wie hart und grauſam das Warten unter Umſtänden ſein kann.“

„Bis zum Frühjahr muß er mindeſtens warten, George. Eher auf keinen Fall,“ ſagte ſie, ihm tief in die Augen ſehend.

„Und ich?“ fragte er.

Es war nur ein leiſer, kaum vernehmbarer Hauch, aber Ellis ſchauerte unter ihm zuſammen. Ein leiſes Zittern überlief ſie, und die Augen ſchließend lehnte ſie ſich an ihn an.

„O George!“ ſeufzte ſie.

„Du kommſt ja doch nicht mehr los, Ellis. Mein Ring hält dich feſt. Du weißt es doch. Weshalb alſo noch lange warten?“

„Nein, nein, George,“ antwortete ſie plötzlich wieder lebhafter, „wir müſſen auch warten — bis zum Frühjahr; ich bitte, ich beſchwöre dich, George, warte noch bis zum Frühjahr. Es geht wirklich nicht anders.“

Langſam neigte er ſich zu ihr herab und küßte ſie lange und innig auf den Mund.

„Alſo wirklich erſt zum Frühjahr, Ellis? Ich habe doch ſchon ſo lange warten müſſen.“

„Zum Frühjahr, George.“

Nach einer ziemlichen Weile ſchlichen ſie wieder zurück, eines nach dem anderen, es ſollte niemand merken.

Als ſie dann aber in dem traulichen und behaglichen Zimmer beim Punſch wieder beiſammen ſaßen, konnte es

der alte Funham nicht mehr aushalten und platzte heraus: „Also bis zum Frühjahr muß er warten — — der arme Gordon? Wirklich bis zum Frühjahr?“

Dabei lachte er gemütlich und stieß seine Frau verstohlen an und lachte wieder.

Ellis wurde verlegen, und der junge Lowell dachte, daß die beiden alten Leute wohl gehorcht haben müßten. Wenn sie aber doch schon alles wußten, brauchte man am Ende nicht einmal bis zum Frühjahr zu warten.

„Ja, ja,“ erklärte indes Ellis ziemlich energisch, „bis zum Frühjahr muß Mister Gordon warten. Dabei bleibt's.“

Ende.

Von der Logenbrüstung.

Eine australische Liebesgeschichte. Von D. B. Warren.

Mit Illustrationen von Enrico Buffetti.

1.

(Nachdruck verboten.)

Seit acht Tagen saßen sie einander gegenüber an demselben Tisch im Lesesaal. Mit einem flüchtigen Blick hatte sie bemerkt, daß er juristische Werke studierte, während sie sich mit einem kunstgeschichtlichen Thema abmühte. Sie schlug sehr häufig die dicken schweren Bände der Encyclopaedia Britannica nach, des kolossalen Werkes, das für England und seine Kolonien dieselbe Bedeutung hat wie das Konversationslexikon für Deutschland. Er half ihr hin und wieder beim Hantieren mit den schweren Bänden, und so waren sie dazu gekommen, beim Herantreten an den Lesetisch und beim Verabschieden sich durch eine stumme Verbeugung und ein Kopfnicken zu begrüßen. Worte waren zwischen ihnen nicht gewechselt worden, bis auf ein halblautes „Besten Dank" und „Danke Ihnen". Eine Unterhaltung wäre auch nicht gut möglich gewesen, denn im Lesesaal der Bibliothek der Stadt Melbourne ist jede Unterhaltung streng verboten.

Der Boden der riesigen Halle ist mit dicken Teppichen bedeckt, so daß jeder Schritt unhörbar wird. Lange Tische, grün bezogen, bequeme Stühle bieten für die Lesenden allen Komfort, und für jedermann steht die Bibliothek, die mehr als hundertzwanzigtausend Bände zählt, zur

freien Verfügung. Es herrscht in dieser Bibliothekshalle von früh bis abends viel Verkehr, viel Kommen und Gehen, denn hinter dem Bibliothekssaal befindet sich in

einer immenſen Rotunde der Zeitungsleſeſaal, in dem faſt ſämtliche Zeitungen der Welt zur Lektüre für jedermann bereit liegen.

Es war abends gegen ſechs Uhr. Sie ſchlug ihr Schreibheft zu und brachte die Bücher, die ſie benutzt hatte, auf ihren Platz zurück. Dann machte ſie ihrem Gegenüber eine leichte Verbeugung und ging davon. Sie war vielleicht zwanzig Jahre alt, blond und blauäugig und ſo hübſch, wie ein junges Mädchen nur ſein kann, das in der Kolonie Victoria lebt, welche bekanntlich das herrlichſte Klima der Welt und den Ruhm hat, die ſchönſten Mädchen in ganz Auſtralien aufzuweiſen.

Auch er packte jetzt ſeine Bücher zuſammen und rüſtete ſich zum Gehen. Er war etwa achtundzwanzig Jahre alt, kräftig und hoch gewachſen wie die meiſten Auſtralier engliſcher Abkunft. Seine Kleidung war anſtändig, aber nicht geckenhaft.

Er holte in der Garderobe ſeinen Hut und trat in die ſchöne Vorhalle des Bibliotheksgebäudes. Dort traf er ſie wieder. Sie ſtand ratlos da, denn ein wahrer Wolkenbruch ging draußen nieder. Sie hatte keinen Schirm, und da er auch nichts hatte, was ihn gegen den Regen ſchützen konnte, blieb er ebenfalls ſtehen, indem er ſich lächelnd zu ihr wandte mit den Worten: „Da ſitzen wir ſchön in der Klemme. Wie ich das Wetter kenne, hört das ſo leicht nicht auf.“

„Aber ich muß nach Hauſe, nach Brunswick,“ verſetzte ſie erregt.

„Sehr ſchlimm,“ lächelte er. „Ich muß noch über Brunswick hinaus nach Coburg.“

Melbourne beſteht eigentlich aus einem Dutzend verſchiedener Orte, die durch Parkanlagen miteinander zuſammenhängen. Nur das Zentrum heißt Melbourne, ringsherum breiten ſich die Vorſtädte aus, von denen

Coburg die nördlichſte iſt. Noch eine Eigentümlichkeit hat Melbourne: es beſitzt weder elektriſche noch Pferdebahnen, nur Omnibuſſe.

„Da kommt ein Omnibus,“ ſagte ſie, worauf er ſofort erwiderte: „Ich werde ihn anhalten,“ und hinausſtürzte, trotzdem er dabei pudelnaß wurde. Er hielt richtig den Omnibus an, und nun kam auch ſie in vollem Laufe die Stufen der breiten Freitreppe herunter, über die Straße und ſchlüpfte mit ihm zuſammen in den Wagen, in welchem zum Glück noch zwei Plätze frei waren.

„George Brady,“ ſtellte er ſich vor, und ſie erwiderte leiſe: „Margery Tipper.“

Dann wendete er ſich an den Kutſcher, um durch das Fenſter in der Vorderſeite des Omnibus ihm das Fahrgeld für zwei Perſonen, zwei Pence, zu geben. Die Omnibuſſe in Melbourne haben nämlich keinen Schaffner. Brady ſteckte die beiden Fahrſcheine ein, worauf Margery Tipper ihr Portemonnaie zog und durchaus bezahlen wollte. Er bat dringend um die Erlaubnis, die Kleinigkeit für ſie auslegen zu dürfen; aber ſie beſtand darauf, ihm den Penny wiederzugeben. Als er ihr dann einen Fahrſchein geben wollte, ſagte ſie dankend, er ſolle ihn nur behalten; ſie ſteige doch in Brunswick aus, und er fahre weiter. Dann kamen ſie in ein Geſpräch. Sie erfuhr, daß er Rechtskandidat ſei, der ſoeben ſein Examen als Anwalt beſtanden habe, und er erfuhr, daß ſie Kunſtgeſchichte ſtudiere. Sie ſagte ihm, ſie ſei aus Sandhurſt, und er erzählte ihr, er habe bis zu ſeinem fünfzehnten Jahre in England gelebt. Dann erſt ſei er mit ſeiner Mutter nach Auſtralien gekommen.

Unterdes erreichte der Omnibus Brunswick, und Margery Tipper ſtieg aus. Der Regen hatte glücklicherweiſe nachgelaſſen. Als der Omnibus weiterfuhr, ſah George

Brady hinaus, und Margery nickte ihm zum Abſchied noch einmal zu. —

Am nächſten Tage hatte Brady in der Bibliothek des Parlaments zu thun, wo ſehr viele juriſtiſche Werke zu finden ſind. Den zweiten und dritten Tag arbeitete er in der juriſtiſchen Bibliothek im Juſtizpalaſt, und ſo kam er erſt nach fünf Tagen wieder nach dem Leſeſaal der großen Bibliothek. Es war ihm ſehr unangenehm, den Platz Margerys leer zu finden. Er blickte immer nach der Thür, als erwarte er, ſie müſſe erſcheinen. Aber ſie kam nicht, und früher als ſonſt ſchlug George die Bücher zu und ging davon.

Abermals vergingen acht Tage, ohne daß ſich die beiden jungen Leute begegneten. Dann machte ſich Brady auf die Suche. Er hatte mit Margery etwas ſehr Wichtiges zu beſprechen, eine geſchäftliche Angelegenheit. Er vermutete, daß er ſie in der Nähe der Univerſität in den Vormittagsſtunden am beſten treffen würde, und er hatte ſich nicht getäuſcht. Sie kam aus dem prächtigen Univerſitätsgebäude heraus in Begleitung einer anderen jungen Dame. Von dieſer aber trennte ſie ſich bald, und nun redete Brady ſie an.

„Ein unglückliches Ungefähr hat uns bisher an einer Wiederbegegnung verhindert, Miß Tipper," ſagte er nach der erſten Begrüßung, „und doch muß ich Sie dringend ſprechen. Ich habe mir daher erlaubt, Sie hier aufzuſuchen."

Sie ſah ihn erſtaunt und fragend an. Er zog aber ſeine Brieftaſche hervor, entnahm ihr vier Fünfpfundnoten und hielt ſie Margery hin.

„Wir müſſen uns nämlich über dieſes Geld auseinanderſetzen," fuhr er erklärend fort. „Es wird Ihnen bekannt ſein, daß die Omnibusgeſellſchaft jeden Fahrſchein mit einer Nummer bedruckt, die gleichzeitig eine Lotterie-

nummer ist. Alle Vierteljahre wird eine Nummer gezogen. Das Publikum soll durch diese Lotterie veranlaßt werden, fleißig die Omnibusse zu benutzen. Als ich das Vergnügen hatte, vor vierzehn Tagen mit Ihnen zusammen im Omnibus zu fahren, nahm ich zwei Fahrscheine für uns beide. Wie ich vor drei Tagen aus den Zeitungen erfahren habe, ist einer dieser Fahrscheine mit dem höchsten Gewinn von zwanzig Pfund gezogen worden. Trotzdem ich Jurist bin, weiß ich nicht, welcher Fahrschein der Ihrige, welcher der meine war. Wem gehört also das Gewinnbillet? Sollen wir über diese schwierige Frage prozessieren?"

Margery lachte. „Nein, lieber nicht. Das einfachste wird sein, Sie behalten das Geld, denn Sie haben die beiden Scheine eingesteckt und aufbewahrt. Hätte ich meinen Fahrschein gehabt, ich hätte ihn wie immer nach der Fahrt weggeworfen, und der Gewinn wäre mir also jedenfalls entgangen."

„Nein, mein Fräulein, dem kann ich nicht zustimmen," erklärte George. „Sie haben entschieden Anrecht auf die Hälfte des Gewinns, und ich bitte Sie, diese anzunehmen."

Gegen diese Zumutung lehnte sich aber Margery auf, sie beharrte darauf, sie hätte unter allen Umständen den Fahrschein weggeworfen, wäre also doch nicht zu dem Gewinn gekommen.

Die beiden stritten sich so lange, bis sie auf ein anderes Gespräch kamen. Dann gingen sie in dem Royal Park hinter der Universität spazieren, sprachen davon, wie schön der Sommer in Melbourne sei, und wie herrlich der Park, und wie interessant das Leben, kurz, unterhielten sich so gut, daß ihnen die Zeit im Fluge verging, und Margery plötzlich mit komischem Erschrecken bemerkte, die Vorlesung über italienische Renaissance werde sofort beginnen, sie müsse in höchster Eile fort.

Digitized by Google

Beide liefen nun der Univerſität zu, Margery reichte ihm flüchtig die Hand und verſchwand im Gebäude. George Brady aber ſah ihr lange nach und ſagte dann: „Da! Nun haben wir uns doch nicht über das Geld auseinandergeſetzt.“

Natürlich war das Grund genug, am nächſten Tage wieder eine Stunde mit Margery ſpazieren zu gehen, und auch diesmal konnten ſie ſich über den Gewinn nicht einigen.

George kam es vor, als wünſche Margery ſelbſt die ſchließliche Auseinanderſetzung zwiſchen ihnen nicht, als mache es ihr Spaß, immer neue Veranlaſſung zu haben, ſich mit ihm zu ſtreiten. Tag für Tag wiederholten ſich die Zuſammenkünfte, und George hätte der ſchönen Margery ſchon längſt ſeine Liebe erklärt, wenn nur ſeine materiellen Verhältniſſe beſſer geweſen wären. Aber ſo wagte er es nicht.

Er befand ſich in der That in einer unangenehmen Lage. Er hatte ſeine Lehrzeit als Anwalt hinter ſich, hatte in einem Rechtsbureau gearbeitet, hatte die Studien auf der Univerſität abſolviert, ſein Examen beſtanden und hätte jetzt praktizieren können. Aber dazu gehört in Auſtralien ein Gewerbeſchein zum Preiſe von fünfzig Pfund, das heißt tauſend Mark, und die beſaß George nicht. Er war arm, hatte ſeinen Vater frühzeitig verloren, worauf ſeine Mutter mit ihm nach Auſtralien zu einem Bruder ging, der Junggeſelle war und im Norden auf einer Farm lebte. Dort blieb Frau Brady mit ihrem Sohn zwei Jahre, dann ſtarb ſie, und bald darauf auch der Bruder. George erbte das kleine Anweſen und ging mit der geringen Summe Geldes, die aus dem Verkauf desſelben herauskam, nach Melbourne. Dieſe Summe war vollſtändig aufgebraucht, und wenn er nicht eine Stellung an einer Fortbildungsſchule erhalten hätte, wo er allabendlich

unterrichtete, ſo würde er nicht einmal ſein Leben haben friſten können.

Er war freilich voller Hoffnung auf die Zukunft. Aber mit bloßen Hoffnungen kann man nicht heiraten. Das iſt ſicher. —

Es waren genau vier Wochen verſtrichen nach der erſten näheren Bekanntſchaft mit Margery. George erwartete ſie an der Straßenecke. Als Margery kam und ihn begrüßte, hatte George das Gefühl, daß ſie ihn mit anderen Augen anſehe als ſonſt. Das Geſpräch ſtockte bald, und George verfiel wieder auf die Auseinanderſetzung wegen des Geldes.

Zu ſeinem Erſtaunen ſagte Margery plötzlich: „Geben Sie alſo die zwanzig Pfund her. Wir müſſen zu einem Ende kommen, und da Sie durchaus darauf beſtehen, will ich das Geld nehmen.“

Etwas verblüfft nahm George die zwanzig Pfund aus ſeiner Brieftaſche und übergab ſie der jungen Dame. Er war ſtark enttäuſcht. Er hatte doch jedenfalls Anſpruch auf die Hälfte des Gewinns, und dieſe zehn Pfund waren ſchon eine Hilfe zur Bezahlung der fünfzig Pfund für die Anwaltslicenz.

Aber Margery ſteckte das Geld ein, als habe ſie das ſchönſte Recht darauf, und bemerkte dann: „Ich fahre auf einige Tage nach Hauſe, und zwar heute abend.“ Darauf reichte ſie ihm flüchtig die Hand und ging, ohne ein weiteres Wort zu ſagen, in das Univerſitätsgebäude.

Dieſer Tag war einer der ſchlimmſten im Leben Georges. Er konnte ſich das Benehmen der Geliebten nicht erklären. Sie mußte doch fühlen, daß ſeine Behauptung, ihr gehöre der Gewinn, nicht ernſt gemeint ſei, ſondern nur ein Vorwand, die Abwickelung der Angelegenheit zu verzögern. Wie konnte ſie das Geld nehmen? Er wurde irre an ihrem Charakter. Hatte ſie vielleicht nun

mit ihm brechen wollen, weil ſie erfahren, daß er ein armer Teufel ſei?

Er ſchlief trotzdem in der Nacht ſehr gut, wie es das Vorrecht der Jugend iſt, und der Briefträger mußte am nächſten Morgen ziemlich lange klopfen, ehe George aus dem Bett ſtieg und ihm aufmachte. Der Briefträger hatte einen eingeſchriebenen Brief, und als Brady dieſen öffnete, fand er darin die Erlaubnis zur Ausübung der Advokatur und die Quittung über für ihn am Tage vorher eingezahlte fünfzig Pfund.

In demſelben Augenblick wußte er, daß Margery ihm die zwanzig Pfund abgenommen und dreißig Pfund dazu gelegt hatte, um den Gewerbeſchein zu kaufen. Dieſer Gedanke hatte etwas Hochbeglückendes, zugleich aber auch etwas Beſchämendes für ihn.

2.

Sandhurſt war im Jahre 1885, zu welcher Zeit unſere Geſchichte ſpielt, die drittgrößte Stadt der Kolonie Victoria und zählte ungefähr dreißigtauſend Einwohner. Sie war aus einem Goldgräberlager entſtanden, und in ihrer Nachbarſchaft liegen heute noch goldhaltige Quarzriffe, welche durch kapitalkräftige Geſellſchaften ausgebeutet werden. Außerdem hat die Stadt eine nennenswerte Induſtrie, Eiſengießereien, Weinbau, eine öffentliche Bibliothek, ein Theater und Waſſerleitung. Auch die Umgegend iſt wohlhabend.

Dieſe Angaben über die Stadt Sandhurſt ſtanden in einem Briefe, der von Margery fünf Tage ſpäter an George anlangte. Margery fügte noch hinzu, daß ſie Sandhurſt für außerordentlich geeignet zur Niederlaſſung eines jungen Anwalts halte. Ihr eigener Vater ſei allerdings der erſte Anwalt der Stadt; ſie hoffe aber, er werde einen jungen Kollegen unterſtützen. Außer ihrem

Vater seien noch zwei Rechtsanwälte vorhanden, welche reichlich Geld verdienten, und der vierte Anwalt würde wahrscheinlich auch in kurzer Zeit eine gute Praxis bekommen. Wenn George ihr antworten wolle, möge er nicht direkt schreiben, sondern postlagernd. Sie werde überhaupt nicht mehr nach Melbourne zurückkehren, weil ihr Vater wünsche, daß ihre Studien aufhörten.

Der Inhalt des Briefes bewies George, daß die Neigung, die er für Margery empfand, erwidert wurde. Margery wollte ihn in ihrer Nähe haben, und die Art und Weise, wie sie sich um seine Zukunft kümmerte, war für ihn sehr beglückend.

George löste sofort seine Verbindlichkeiten in Melbourne und reiste nach Sandhurst, um sich dort einzurichten. Kredit bekommt ein junger Anwalt in Australien leicht.

Die Stadt machte auf ihn einen sehr günstigen Eindruck. Die King William Street, die Hauptstraße, war breit, mit palastartigen Gebäuden besetzt und hatte hochelegante Läden. Hier lagen auch die Banken, die Bureaus der Anwälte, die Geschäfte der größten Kaufleute. Draußen in der Avenue Road lagen die Villen der reichen Bewohner von Sandhurst. Dort wohnte auch Margerys Vater, der Anwalt Tipper, der gleichzeitig Syndikus fast sämtlicher in Sandhurst domizilierten Banken war.

Ein Anwalt in England oder in den englischen Kolonien ist in keinem Sinne ein Beamter oder eine Gerichtsperson der Art, wie wir in Deutschland sie kennen. Der Rechtsanwalt, der sein Examen gemacht und seinen Berechtigungsschein bezahlt hat, ist nichts als ein Geschäftsmann, der eine Kundschaft zu erwerben sucht, ganz wie jeder Kaufmann. Der Staat und das Gericht kümmern sich nicht um den Anwalt. Hat er viel Kundschaft, führt er viele Prozesse und mit Glück, so genießt er Ansehen bei den Gerichtsbehörden; wenn er aber keine Kund-

ſchaft bekommt und verhungert, ſo kümmert ſich niemand darum. Aus der Zahl der angeſehenen älteren und tüchtigſten Rechtsanwälte werden allerdings die Richter gewählt; aber Richter zu werden, iſt nicht leicht und glückt eben nur dem bewährten Anwalt nach langjähriger Praxis. Manche Anwälte, die ein gutes Einkommen haben, verzichten auch gern darauf, zu Richtern ernannt zu werden.

Im botaniſchen Garten zu Sandhurſt trafen ſich George und Margery zum erſtenmal nach ihrer Trennung. Es war ein eigentümliches Wiederſehen. Margery war ſehr verlegen und hatte Thränen in den Augen, und George wußte auch nicht recht, was er ſagen ſollte. Zum Glück war gerade niemand in der Nähe, und die Stelle, an der die beiden jungen Leute ſtanden, ſo gedeckt nach allen Richtungen durch dichte Gebüſche, daß es kein Menſch ſah, als ſie ſich wortlos in die Arme ſanken, nachdem ſie lange ſtumm Hand in Hand voreinander geſtanden hatten.

Das war einer der glücklichſten Tage in dem Leben der beiden jungen Leute. Margery erzählte, ihre Mutter ſei tot, ſie habe eine Stiefmutter, die aber ſehr liebenswürdig gegen ſie ſei und ihr zur Seite ſtehe wie eine ältere Schweſter. Sie bat den Geliebten, morgen zur Beſuchszeit ſich ihrem Vater vorzuſtellen und ihn um ſeine Beihilfe bei der Niederlaſſung als Anwalt zu bitten. Sie wolle vorher zum Vater gehen und ihm ihre Liebe geſtehen und den Vater ebenfalls um Hilfe für den Geliebten bitten. George war ganz überwältigt von der Fürſorge des lieben Mädchens, und man trennte ſich voller Hoffnung und Freude.

Aber es iſt leider eine feſtſtehende, wenn auch unangenehme Thatſache, daß Väter in praktiſchen Dingen ganz anders denken als verliebte Töchter. Als Brady am nächſten Tage in der Avenue Road in Tippers Haus erſchien, empfing ihn der Beſitzer, ein ernſt dreinblickender

und geschäftsmäßig aussehender bartloser Herr, äußerst kühl.

„Mein Herr,“ sagte er, „ich weiß, was Sie zu mir

führt, muß Ihnen indes erklären, daß aus der Sache nichts werden kann. Wir ſind hier in Sandhurſt drei Anwälte, ein vierter iſt vollſtändig überflüſſig. Ich rate Ihnen, ſofort den Ort wieder zu verlaſſen, denn ich kann Ihnen verſichern, wir drei Anwälte werden alles mögliche thun, um Ihnen hier die Niederlaſſung zu verleiden. Sie verſchwenden nur unnütz Ihr Geld und Ihre Zeit. An eine Verbindung meiner Tochter mit Ihnen iſt gar nicht zu denken. Margery wird in nächſter Zeit den Sohn eines meiner Freunde heiraten; dieſe Ehe iſt ſchon ſeit zehn Jahren zwiſchen mir und meinem Freunde verabredet. Sie werden meine Tochter nicht mehr ſehen, und ich erwarte von Ihnen als Ehrenmann, daß Sie keine Annäherungsverſuche machen und nicht heimlich verſuchen, mit ihr in Verbindung zu treten. Alſo auch um meiner Tochter willen wird es ſich empfehlen, wenn Sie Sandhurſt ſofort verlaſſen. Das war es, was ich Ihnen mitzuteilen hatte."

Tipper erhob ſich und gab damit das Zeichen, daß der Beſuch entlaſſen ſei. George verbeugte ſich, ohne ein Wort zu ſagen, und ging. Er war klug genug, nicht einen Wortſtreit zu beginnen, der ſeine Stellung gegenüber Tipper nur noch verſchlechtert hätte. Allerdings war er weit davon entfernt, ſeine Abſichten auf Margery aufzugeben, vielmehr entſchloſſen, die Sache durchzufechten, um den Herren Kollegen, die ihn ſo ſchnöde wieder hinauskomplimentieren wollten, zu zeigen, was er könne.

Er mietete ſich alſo eine Wohnung mit einem kleinen Bureau in einer Nebenſtraße, entlieh einige Möbel aus einer Möbelhandlung, machte Beſuche bei den Richtern am Bezirksgericht, wurde dort mit der kühlen Höflichkeit empfangen, die immer bei ſolchen Beſuchen herrſcht, und begab ſich ſodann zur „Bendigo Gazette", einer der beiden Zeitungen in Sandhurſt. „Bendigo" war nämlich

der erste Name des Goldgräberlagers, aus dem Sandhurst entstanden war, und die Zeitung führte diesen Namen noch weiter. George stellte sich dem Verleger vor, der gleichzeitig der Redakteur war, und fragte ihn, wieviel wohl einige Inserate kosten würden, durch welche er dem Publikum mitteilen wollte, daß er sich als Anwalt in Sandhurst niedergelassen habe.

Der Zeitungsmann sah sich den jungen Anwalt genau an und sagte dann: „Ich nehme überhaupt keine Inserate von Ihnen an."

„Und warum nicht, wenn ich fragen darf?"

„Sie sind von den hiesigen Anwälten boykottiert. Diese Herren geben viele Inserate jährlich bei mir auf. Wenn ich Ihr Inserat bringe, verliere ich die Inserate der anderen. Sie begreifen also —"

George begriff. Er ging zu der zweiten Zeitung von Sandhurst — mit gleichem Erfolge. Wo er hinkam, wo er Besuche machte, bei den Banken, bei den Geschäftsleuten, überall erfuhr er, daß er boykottiert sei, und daß man seine Dienste niemals in Anspruch nehmen würde. Die drei älteren Anwälte, insbesondere Mr. Tipper, hatten großen Einfluß in der Stadt, zumal Tipper Mitglied des Abgeordnetenhauses der Kolonie Victoria war.

Nach acht Tagen schon sah George ein, daß er in der That niemals in Sandhurst irgendwie festen Fuß fassen würde. Margery sah er nicht mehr; sie wurde anscheinend im Hause zurückgehalten. Indes gelang es ihm, Nachrichten mit ihr zu wechseln. Eine ihr wohlgesinnte Person hatte ihren Brief auf die Post getragen und später dort den seinigen in Empfang genommen. Auf den zweiten Brief aber hatte George keine Antwort bekommen.

Er befand sich in einer geradezu verzweifelten Lage. Das vernünftigste wäre gewesen, Sandhurst zu verlassen, dazu fehlten ihm aber die Mittel. Man hatte ihm anfangs

Kredit gewährt. Dieſer wurde ihm nicht nur entzogen, ſondern die Leute verlangten plötzlich mit aller Energie Zahlung. Wahrſcheinlich waren auch ſie von Tipper und ſeinen beiden Kollegen aufgehetzt worden. Wenn er gehen wollte, mußte er ſich ohne ſein Gepäck wie ein flüchtiger Strolch und Betrüger davonſtehlen. Es war eine entſetzliche Situation, und dazu keine Möglichkeit, Margery zu ſprechen! —

Auch dieſe wollte faſt verzweifeln, aber äußerlich trug ſie die größte Ruhe zur Schau. Ihr bangte nicht um ſich, ſondern um den Geliebten. Was konnte denn der Vater mit ihr machen? Er hatte ja gar keine Mittel, ſie zu einer verhaßten Heirat zu zwingen. Selbſt gefangen halten konnte er ſie nur noch ein halbes Jahr, dann war ſie mündig und ihre eigene Herrin. Aber der arme George! Was wurde aus ihm, den ſie nach Sandhurſt gelockt hatte? Nach den Angaben des Vaters ſollte er jetzt wegen ſeiner Schulden verklagt werden, ja, es ſollte ſogar ein Prozeß wegen Kreditmißbrauchs eingeleitet werden. Tipper behauptete, man würde ihn unter Umſtänden wegen Betrugs belangen können. Margery beſaß kein Geld, um George zu helfen. Ihre ganzen Erſparniſſe hatte ſie zum Ankauf der Anwaltslicenz verwendet. —

„Die Klage wegen Kreditſchwindels wird morgen mittag gegen dieſen Brady eingeleitet," ſagte beim Eſſen Mr. Tipper in ſcharfem Tone zu ſeiner Tochter, „die Klagevollmacht befindet ſich in meinen Händen, und ich werde die Klage durchſetzen. Er wird dann ſeiner Anwaltsgerechtigkeit verluſtig erklärt. Du, meine liebe Margery, kannſt dem jungen Menſchen deine Liebe jetzt am beſten beweiſen, indem du ihn vor Schande und Vernichtung ſeiner Carriere retteſt. Ich gebe dir bis morgen mittag Bedenkzeit. Wenn du einen Brief an George Brady ſchreibſt, in welchem du ihm mitteilſt, daß zwiſchen

euch alles aus ist, wenn du ferner einen Brief an Mr. James Brooke schreibst und ihm erklärst, daß du seine Gattin werden willst, so werde ich die Klage nicht anbringen. Ich will Brady sogar die Mittel geben, daß er Sandhurst in allen Ehren verlassen kann. Im anderen Falle kommen die Folgen auf dein Haupt. Noch einmal — du hast Zeit zur Ueberlegung bis morgen mittag."

So sprach Mr. Tipper, und seine Tochter schwieg. Sie zog sich nach dem Essen auf ihr Zimmer zurück, wo sie sich einschloß.

Gegen sieben Uhr abends trat sie plötzlich in das Zimmer ihrer Stiefmutter mit einem heiteren Gesicht, als wäre nichts geschehen, und als stände sie nicht vor einer höchst wichtigen Entscheidung.

„Ich möchte mit dir ins Theater gehen," sagte sie.

„Recht gern, liebe Margery," versetzte die Stiefmutter erfreut. „Ich werde den Vater bitten, dir dazu Erlaubnis zu geben. Ich hoffe, er wird nichts dagegen haben."

In der That hatte Mr. Tipper nichts gegen den Theaterbesuch einzuwenden, zumal ihm seine Frau sagte, Margery scheine sich mit der Sache bereits abgefunden zu haben, denn sie sei ruhiger und heiterer als in allen vorhergegangenen Tagen.

Um acht Uhr saß Margery in großer Toilette mit ihrer jugendlichen und noch sehr hübschen Stiefmutter in einer Loge des ersten Ranges im Theater von Sandhurst. Man gab ein beliebtes Lustspiel, und das Haus war vollbesetzt. Frau Tipper beobachtete ihre Stieftochter scharf. Sie vermutete, Brady würde im Theater sein und mit Margery Zeichen wechseln. Aber der junge Mann war nicht zu sehen, und Margery war anscheinend ruhig und heiter. Nur hin und wieder blitzte in ihren Augen etwas auf wie wilde Entschlossenheit.

Der erste Akt war zu Ende. Frau Tipper wollte in

das Foyer hinaus. Margery erhob ſich, als wolle ſie ihr folgen, ließ aber ihre Stiefmutter in den Korridor hinaustreten und blieb in der Loge zurück, ſchloß die Thür von innen ab und trat an die Brüſtung.

„Meine Damen und Herren!“ rief ſie laut in das Theater hinunter.

Das Publikum wurde aufmerkſam, und alle Blicke wandten ſich nach der Loge, an deren Brüſtung die ſchöne und in der ganzen Stadt bekannte Miß Tipper ſtand. Das Stimmengeräuſch ließ immer mehr nach, und es wurde ganz ſtill.*)

„Meine Damen und Herren,“ begann Margery, „in der Weymouthſtraße Nummer 16 hat ein junger Rechtsanwalt Namens George Brady ſein Bureau eröffnet. Die hieſigen Rechtsanwälte haben den jungen ſtrebſamen Anwalt aus Konkurrenzneid boykottiert und wollen ihn zu Grunde richten. Ich bitte, helfen Sie mir, ein himmelſchreiendes Unrecht zu verhüten, indem Sie die Dienſte dieſes ebenſo tüchtigen als ſtrebſamen Anwalts in Anſpruch nehmen. Helfen Sie ihm und mir, denn George Brady, Weymouthſtraße 16, iſt mein Verlobter. Ich wende mich an alle wohlwollenden Menſchen, ich rufe alle Gentlemen dieſer Stadt zur Hilfe auf. Dulden Sie nicht, daß himmelſchreiendes Unrecht an einem Unſchuldigen verübt wird. Der Ruf nach Gerechtigkeit wird in Ihren Herzen nicht ungehört verhallen, deſſen bin ich gewiß.“

Margery, deren Stimme deutlich, aber unſicher und bebend durch das Haus geklungen hatte, trat zurück. Ihre Kraft war zu Ende.

Im Theater war es einen Augenblick totenſtill, dann brach ein donnernder Beifallsſturm aus. Alle Anweſen-

*) Siehe das Titelbild.

den waren gerührt und hatten verſtanden, daß ſich das hübſche junge Mädchen nur in größter Verzweiflung um

Hilfe an die Oeffentlichkeit gewendet habe. Die laute Stimme eines alten Herrn im Parkett ertönte. „Ein Hoch

der tapferen Miß Margery Tipper und ihrem Bräutigam, dem Rechtsanwalt Brady!"

Ein donnerndes Hochrufen folgte dieſen Worten des alten Herrn, den Margery nicht einmal kannte. Sie fühlte ihre Kräfte ſchwinden und eilte aus der Loge.

Draußen ſtand leichenblaß und händeringend die Stiefmutter.

„Um Gottes willen, Margery, was haſt du gethan!"

„Was ich thun mußte! Und hätte es mein Leben gekoſtet, ich hätte es gethan. Und nun will ich nach Hauſe!"

— — — — — — — — — — — —

Rechtsanwalt Brady hatte eine ſorgenvolle, ſchlafloſe Nacht verbracht. Er wußte, es war zu Ende. Was blieb ihm übrig, als ein Lump oder Selbſtmörder zu werden! Doch er wollte erſt ſeine Sache vor Gericht durchfechten. Die Oeffentlichkeit ſollte wenigſtens erfahren, daß er an ſeinem Unglück ſchuldlos war.

Als er ſich angekleidet hatte und um acht Uhr in das Bureau trat, das bisher noch keinen Klienten geſehen hatte, klingelte es draußen, und ein Kaufmann kam, der dem jungen Rechtsanwalt einen Prozeß übertrug und den landesüblichen Koſtenvorſchuß zahlte. Während George noch mit dieſem Klienten verhandelte, kam ſchon ein zweiter. Bis Mittag hatte George ſechs Klienten abgefertigt und an Koſtenvorſchuß ſo viel eingenommen, daß er ſeine Gläubiger befriedigen konnte. Er glaubte zu träumen oder mußte annehmen, daß die geſamte Einwohnerſchaft von Sandhurſt verrückt geworden ſei, denn noch immer kamen Klienten. Erſt gegen drei Uhr nachmittags fand er einen Augenblick Muße, die Zeitung zu leſen, und erfuhr nun, was geſtern im Theater vorgefallen, was Margery für ihn gethan hatte. Ihr dankte er ſeine Rettung. —

Tipper dagegen war anfangs raſend vor Wut, er fühlte

ſich tödlich blamiert. Und das Schlimmſte kam noch. Aus den Zeitungen von Sandhurſt ging die Notiz in die anderen auſtraliſchen Blätter über, und die Zeitungen in Melbourne wendeten ſich in entrüſteten Artikeln gegen das Mitglied des Abgeordnetenhauſes, das in ſo unwürdiger Weiſe gegen einen jungen ſtrebſamen Anfänger vorgegangen war.

Der Skandal griff auf das politiſche Gebiet über, und Tipper ſtand vor der Wahl, ſein Mandat niederzulegen oder durch einen Genieſtreich ſich die Gunſt der Menge zurückzugewinnen.

Er wählte das letztere und beſuchte George Brady in ſeinem Bureau. Er fand den jungen Rechtsanwalt in voller Arbeit.

Am nächſten Tage berichteten die Zeitungen von Sandhurſt, daß Brady als Teilhaber in das Geſchäft Miſter Tippers eingetreten ſei, und Tipper machte die Verlobung ſeiner Tochter mit George bekannt.

Das änderte die Sache. Die Preßangriffe gegen Tipper hörten auf, und alle Welt ſagte, Tipper ſei doch ein ſchlauer Fuchs, er habe es verſtanden, ſich geſchickt aus einer ſehr unangenehmen Lage herauszuziehen.

Was Margery und George ſagten, braucht wohl nicht beſonders mitgeteilt zu werden.

Als das junge Paar von der Hochzeitsreiſe zurückkehrte und das erſte Mal zuſammen das Theater beſuchte, richteten ſich wiederum enthuſiaſtiſche Beifallsſpenden hinauf zu der Logenbrüſtung, an welcher die errötende junge Frau neben ihrem Gatten ſaß.

Bei den stummen Frauen.

Ein Klosterbesuch. Von Otto Häussler.

Mit 12 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

In der Südwestecke Frankreichs, dicht an der Grenze Spaniens, liegt das Seebad Biarritz, das, durch die Kaiserin Eugenie emporgebracht, jetzt eines der glänzendsten Weltbäder ist, einer jener internationalen Sammelpunkte der durch Reichtum und Geburt Bevorzugten, die keine andere Sorge haben, als wie sie sich das Leben möglichst angenehm gestalten können; bei denen ein Vergnügen das andere jagt, Luxus, Spiel und „noble Passionen" aller Art Hunderttausende jährlich verschlingen, und bei denen der auf Adam gelegte Fluch: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen" keine Gültigkeit hat.

Und dicht dabei, im einsamen Tannenforst an den Abhängen der Pyrenäen, liegt, unbeachtet von den Fremden, das Nonnenkloster Anglet, das dem strengsten Frauenorden der katholischen Kirche gehört. Dort verbringen eine Anzahl Frauen ihr Leben in freiwilliger Zurückgezogenheit, unter steter Arbeit, Bußübungen, Fasten und Beten. Zu ihren Gelübden gehört auch das des ewigen Schweigens, vielleicht die strengste Askese, die sich ein Weib auferlegen kann.

In Biarritz aller Glanz und alle Pracht eines hoch-

zivilisierten Gesellschaftszustandes, ein Jagen nach höchstem Lebensgenuß, in Anglet die Stille des Todes, die Arbeit und die selbstgewählte Armut. So grenzen die Gegensätze des Lebens dicht aneinander.

Die Regel dieser Nonnen, die dem Orden des heiligen Bernhard angehören, ist nicht weniger hart als die der berühmten Trappisten, und es wird unsere Leser sicherlich interessieren, etwas Näheres über das Leben dieser Büßerinnen zu erfahren. Wir verdanken die nachfolgenden Mitteilungen einer Engländerin, welche kürzlich von Biarritz aus das Kloster besuchte und auch eine Anzahl Photographien aufgenommen hat, nach denen unsere Illustrationen angefertigt worden sind.

Abbé Lestac, Gründer des Ordens der Bernhardinerinnen.

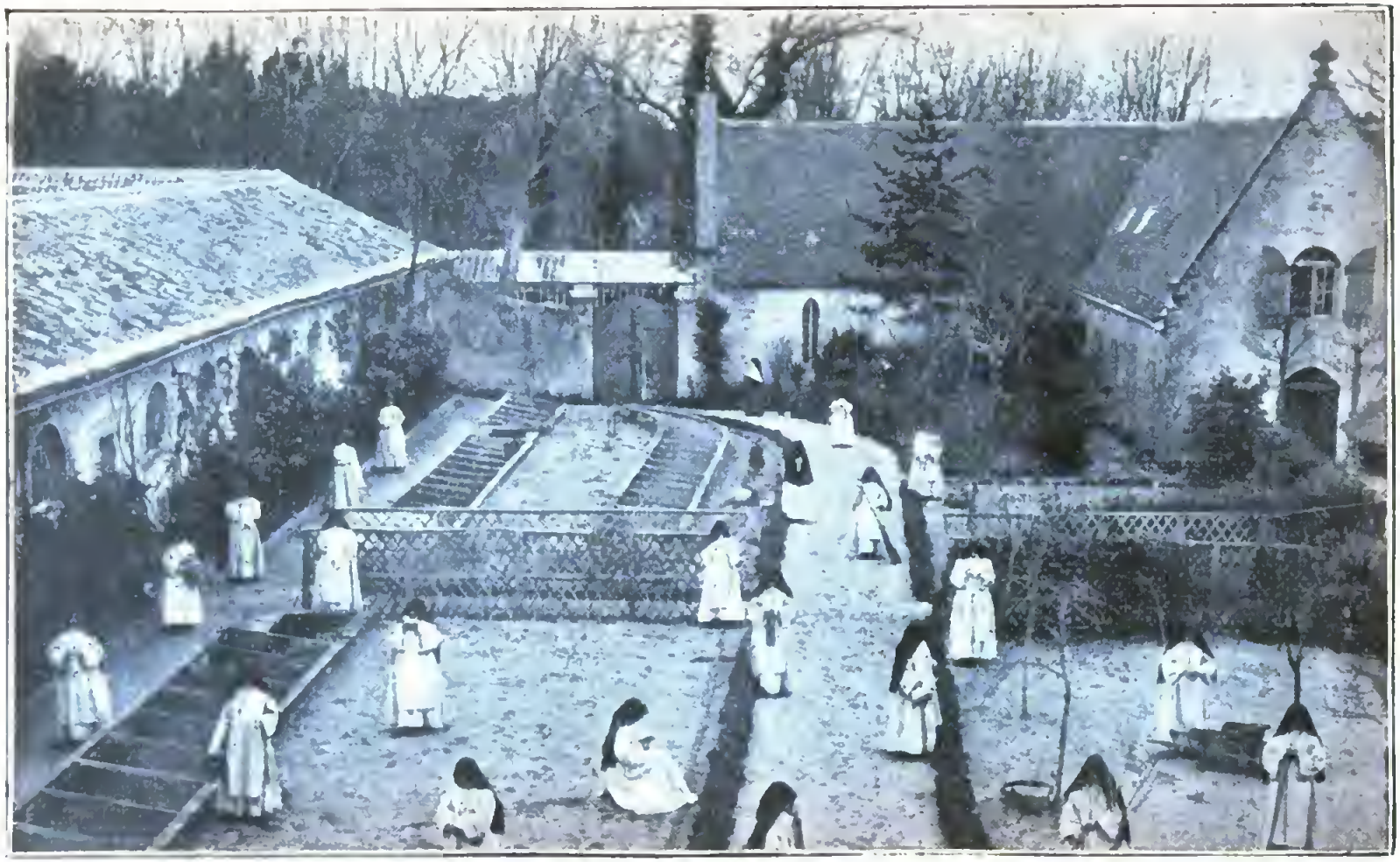
Eine kurze Fahrt durch sandige Dünen und Fichtenwälder bringt den Besucher zu einem Holzzaune, hinter dessen Thür eine lange Allee von Fichten und Pappeln beginnt, die zum Kloster führt. Dieser Zaun ist der Eingang zum Klosterbezirk. Hier spürt man sofort den Geist klösterlicher Abgeschiedenheit, denn auf einer Tafel am

Gitter iſt zu leſen: „Prière de parler à voix basse“ (Es wird gebeten, leiſe zu ſprechen). Da die Bernhardinerinnen weder zu einem Fremden ſprechen, noch ihn anſehen dürfen, ſo hätte es keinen Zweck gehabt, ſich an die Nonnen direkt zu wenden; eine freundliche Marienſchweſter aus einem benachbarten Kloſter, die ſtets zu dem Zwecke gegenwärtig iſt, übernimmt die Führung der Fremden,

Der Eingang zum Klosterbezirk.

vermittelt den Verkehr mit der Außenwelt und lieſt den Nonnen während des Eſſens und bei der Arbeit aus einem Andachtsbuche vor.

Nachdem man einen hohen hölzernen Thorweg paſſiert hat, gelangt man in einen Garten, der ringsum von niedrigen weißgetünchten Gebäuden umſchloſſen iſt. Hier gewahrt man ſtets eine Anzahl vermummter Geſtalten in weißen Kutten, die ſchwarze Kapuze ſo über den Kopf gezogen, daß ſie das Geſicht faſt ganz verhüllt. Die Verlängerung dieſer ſchwarzen Kapuzen fällt mantillenartig über die Schultern und hat auf dem Rücken ein großes



Im Klostergarten.

Digitized by Google

weißes Kreuz. Es sind die Bewohnerinnen des Klosters. Jede trägt Holzschuhe an den Füßen und um den Hals eine Kette, an der ein hölzernes Kreuz befestigt ist. Am Gürtel hängt rechts der Rosenkranz.

Alle diese Frauen sind eifrig beschäftigt, entweder mit Hacke, Rechen und Besen, oder mit Beten. Sie kümmern sich um den Fremden nicht im geringsten, und keine erhebt die Augen vom Boden, denn zur Regel der Bernhardinerinnen gehört auch die „Abtötung aller Augenlust". Es wird darüber folgende bezeichnende Anekdote erzählt. Obwohl kein Mann außer dem Gründer des Ordens — dem Abbé Cestac — und den kirchlichen Oberen das Kloster betreten darf, wurde doch natürlicherweise eine Ausnahme gemacht, als Kaiser Napoleon III. mit seiner Gemahlin 1854 dem Kloster einen Besuch abzustatten wünschte. Napoleon besichtigte die Anlagen und verlangte auch eine der Zellen zu sehen. Der Abbé Cestac öffnete eine Thür. In dem engen Raume saß auf einem Holzstuhle eine Nonne und nähte.

„Könnten wir nicht ihr Gesicht sehen?" fragte der Kaiser.

„Meine Tochter," sagte der Abbé zu der Nonne, „Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin sind vor der Thür deiner Zelle und möchten dich sehen."

Die Nonne wendete sich schweigend der Thür zu und warf die Kapuze zurück, das Gesicht eines schönen, etwa achtzehnjährigen Mädchens enthüllend. Ihre Züge aber blieben unbeweglich, und die Augen hafteten am Erdboden. Kaiserin Eugenie konnte eine Aeußerung des Mitleids nicht unterdrücken; die Nonne schien es nicht zu hören.

„Eure Majestäten sehen," bemerkte der Abbé, „wie genau die Bernhardinerinnen ihre Regel befolgen. Nicht einmal der seltene Vorzug, Eure Majestäten sehen zu dürfen, kann sie veranlassen, ihre Augen vom Boden zu erheben." —

An den Mauern des Klostergartens sind hie und da kleine Nischen mit Madonnen- oder Heiligenbildern angebracht. Vor diesen sitzen an Sommertagen die Nonnen oft beisammen und fertigen weibliche Handarbeiten an, in

Bernhardinerinnen bei der Handarbeit.

denen sie großes Geschick haben. Sie nähen Aussteuern für glückliche Bräute und verfertigen Stickereien für kirchliche Zwecke.

Unter einem kleinen Pavillon mit einem runden Dache aus Schilf steht ein schönes Bildwerk, eine sogenannte

Pietà, das heißt eine Maria, die ihren toten Sohn auf dem Schoße hält. Es wurde dem Kloſter von einer reichen Dame geſchenkt, die alle ihre Lieben verloren hatte. Dort beten die Nonnen oft für die Seelen der Abgeſchiedenen

Betende Nonnen vor der Pietà.

Eine kleine, in den Garten hineinragende Kirche dient den Bernhardinerinnen wie den Marienſchweſtern gemeinſam zur Abhaltung der Meſſe und der religiöſen Uebungen. Für die Bernhardinerinnen iſt ein Teil des Gebäudes durch einen Vorhang abgeſchloſſen, damit ſie auch im Gotteshauſe von der übrigen Welt abgeſchieden ſind. Hier iſt

übrigens der einzige Ort, wo sie ihre Lippen öffnen — bei den Responsorien. Sonst verständigen sie sich nur durch Zeichen.

Auf dem Altar der Kapelle steht ein Marienbild mit sehr schönem Gesichtsausdruck. Es stammt aus einem spanischen Kloster bei Madrid, dessen Priorin während der Karlistenkämpfe als thätige Anhängerin des Don Carlos flüchten mußte und in Anglet Zuflucht fand, wo sie das Gelübde that, den Bernhardinerinnen das hochverehrte Standbild zu schenken, falls sie sicher wieder in ihre Heimat zurückkehren dürfe. Nach Beendigung des Krieges gestattete man ihr die Rückkehr, und das Marienbild wanderte zum großen Leidwesen der spanischen Nonnen nach Frankreich.

Marienbild auf dem Altar der Klosterkapelle.

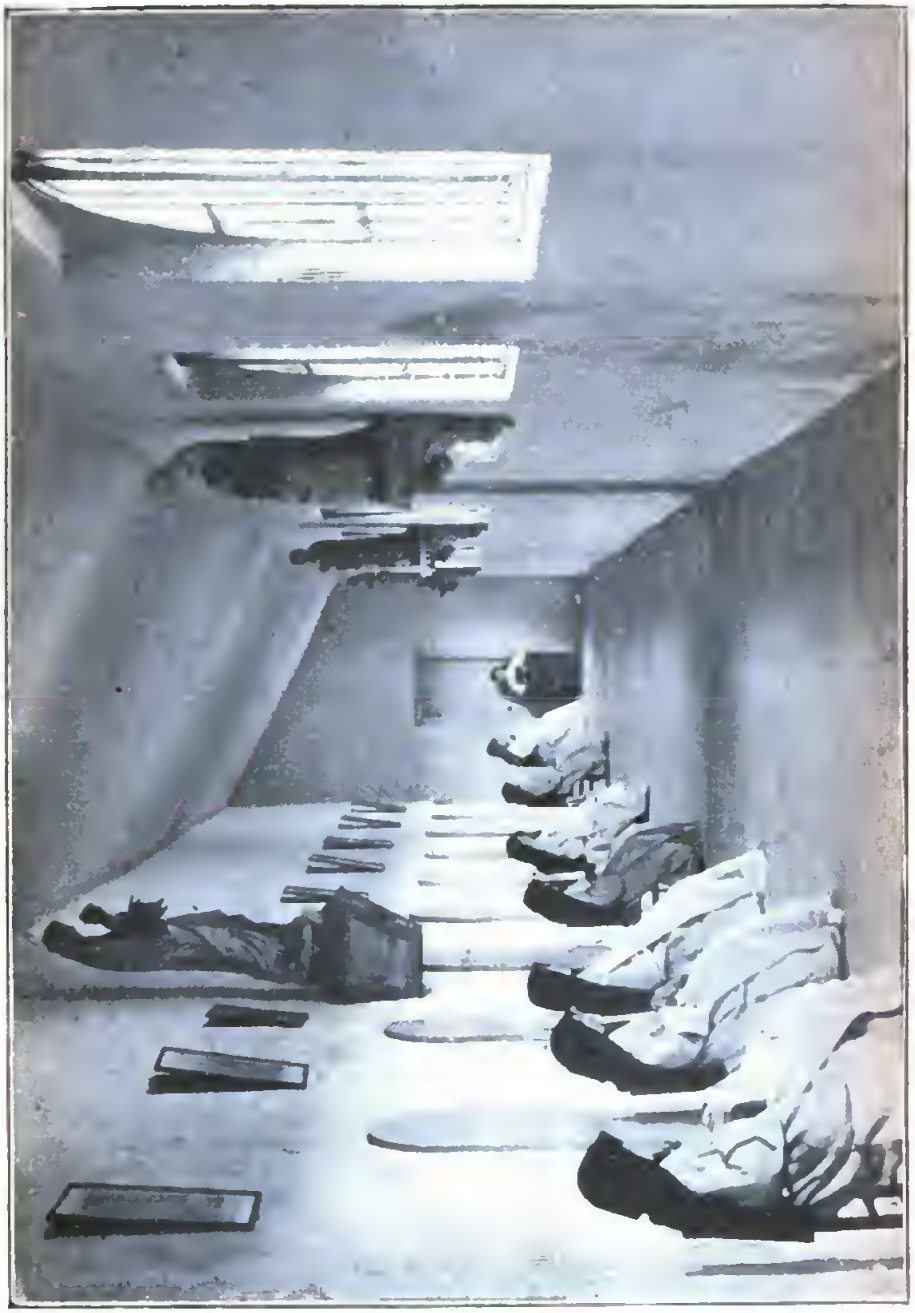
Der Orden der Bernhardinerinnen ist noch sehr jung, er wurde erst 1839 von einem Priester aus Bayonne, dem oben erwähnten Abbé Cestac, gegründet. Da es an

Mitteln mangelte, ſo waren die Anfänge des Kloſters zu Anglet ſehr dürftig. Die Nonnen mußten alles ſelbſt machen, ſogar ſich ihre Häuſer ſelbſt errichten; aber bei harter Arbeit, Gebet und Entbehrung gelang das. Die kleinen Hütten, die ſie ſich aufführten, beſtanden nur aus

Die alte Kapelle aus Holz und Schilf.

Holz und Schilf, auch die Wände waren nur aus dieſem dünnen Material. Zur Eindeckung des Daches freilich mußten ſie gelernte Arbeiter zu Hilfe rufen; alles ſonſt war ihrer eigenen Hände Werk. Dieſe Hüttchen maßen etwas über 2 Meter in der Höhe, 2 Meter in der Breite und Länge; den Boden bildete der feine, weiße Dünenſand; die Einrichtung beſtand aus einem Holzſtuhl und

einem Lager aus Tannenzweigen, Stroh und trockenem Laub mit einem kleinen Kopfkissen und einer groben Wolldecke.



Vor den Zellen während der Erholungspause.

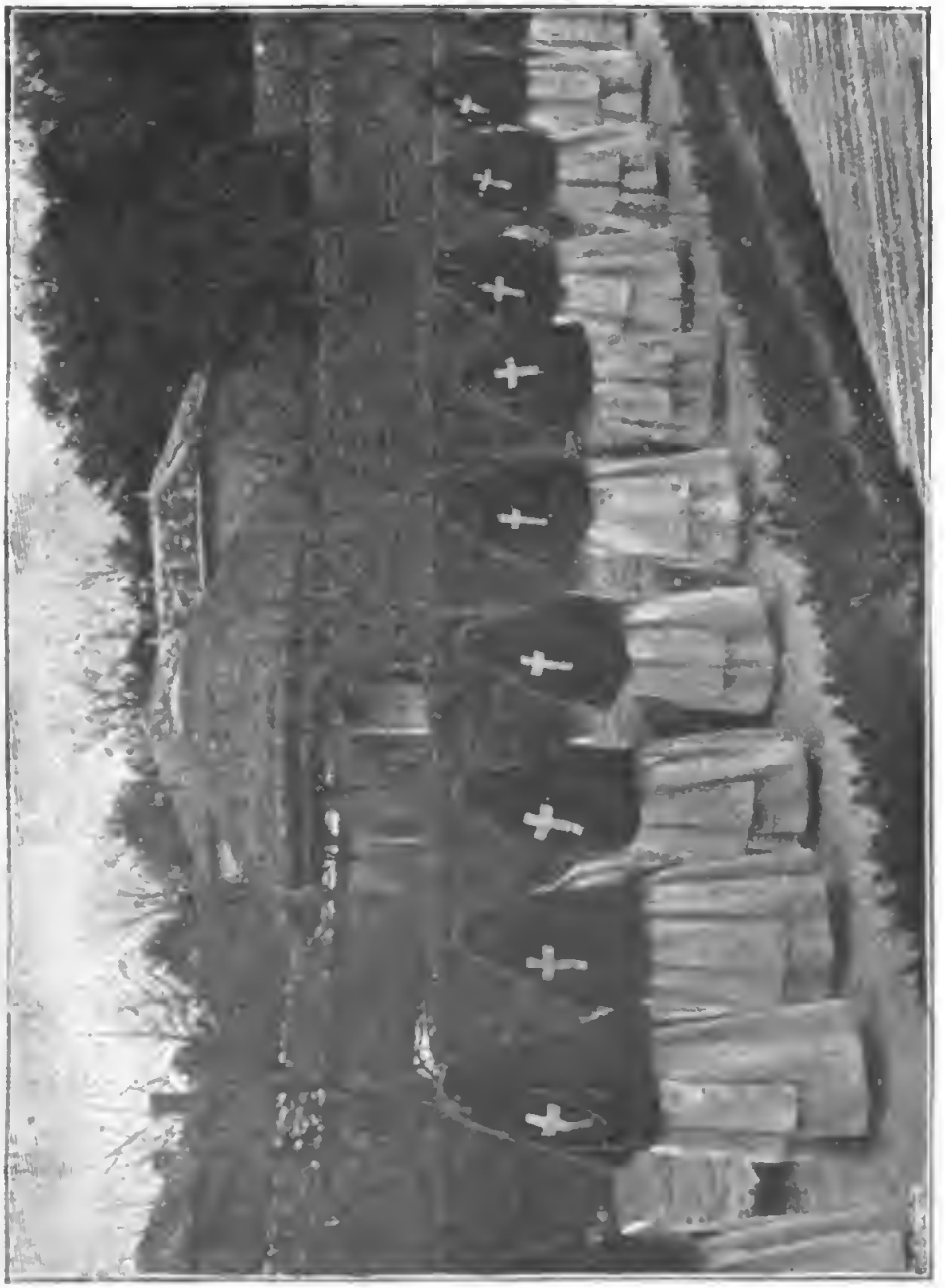
Eine dieser kleinen Hütten ist noch bis jetzt zum Andenken an jene harte und schwere Zeit des Anfangs erhalten worden. Sie bildet in der That eine interessante

Reliquie, ebenſo wie die etwas größere, aber aus demſelben Material gebaute Kapelle, die damals errichtet wurde und noch benutzt wird. Die Photographie derſelben giebt dem Leſer zugleich einen Begriff davon, wie die viel kleineren Hütten ausgeſehen haben.

Mit dieſen Hütten behalf man ſich eine Reihe von Jahren, aber die Sterblichkeit der Nonnen war infolge der Kälte und Näſſe im Verein mit den Nachtwachen, Faſten und der unzureichenden Nahrung ſo erſchreckend groß, daß man auf Erbauung eines beſſeren Wohnſitzes Bedacht nehmen mußte. Es wurden die nötigen Mittel aufgebracht, und jetzt ſind die Bernhardinerinnen in den neuen Gebäuden weſentlich geſundheitsgemäßer eingerichtet, obwohl alles von der einfachſten und dürftigſten Beſchaffenheit iſt. Jede hat ihre kleine Zelle, ihr hartes Bett, ihre Decke. In den kurzen Erholungspauſen zwiſchen Gebet und Arbeit ſitzen ſie auf dem Korridor vor den Thüren ihrer Zellen, und während eine Marienſchweſter ihnen aus einem Andachtsbuche etwas vorlieſt, ſind die Hände emſig mit Nähen beſchäftigt. Denn keine Minute darf ungenutzt verſtreichen, ſo ſchreibt es die Regel vor. Der Kloſtergang iſt ausgeſchmückt mit Heiligenbildern, Statuen und Sprüchen. Da in Anglet niemals geheizt wird, bildet es im Winter einen keineswegs gemütlichen Aufenthaltsort.

Auch der gemeinſchaftliche Speiſeſaal, das Refektorium, wohin ſich die Bernhardinerinnen zu jeder der drei täglichen Mahlzeiten in langem Zuge begeben, iſt nichts als ein ſchmaler Raum mit weißgetünchten Wänden, deſſen Boden der Dünenſand bildet. Jede Nonne hat ihren beſtimmten Sitz; in einer kleinen Schublade im Tiſche liegt ihr Beſteck, beſtehend aus Löffel, Gabel und Teller, alle drei aus Holz. Auf dem Tiſche ſtehen irdene Krüge mit Waſſer. Die Nahrung iſt ſelbſtverſtändlich ſehr einfach,

sie besteht durchgängig aus Gemüsen aller Art, Suppe und Brot. Nur dreimal wöchentlich wird mittags Fleisch



Auf dem Wege zum Refektorium.

gegeben. Am Freitag, dem Fasttage, nehmen die Nonnen ihre karge Mahlzeit auf dem Boden knieend ein.

Jede Stunde des Tages und der Nacht hat ihre ge-

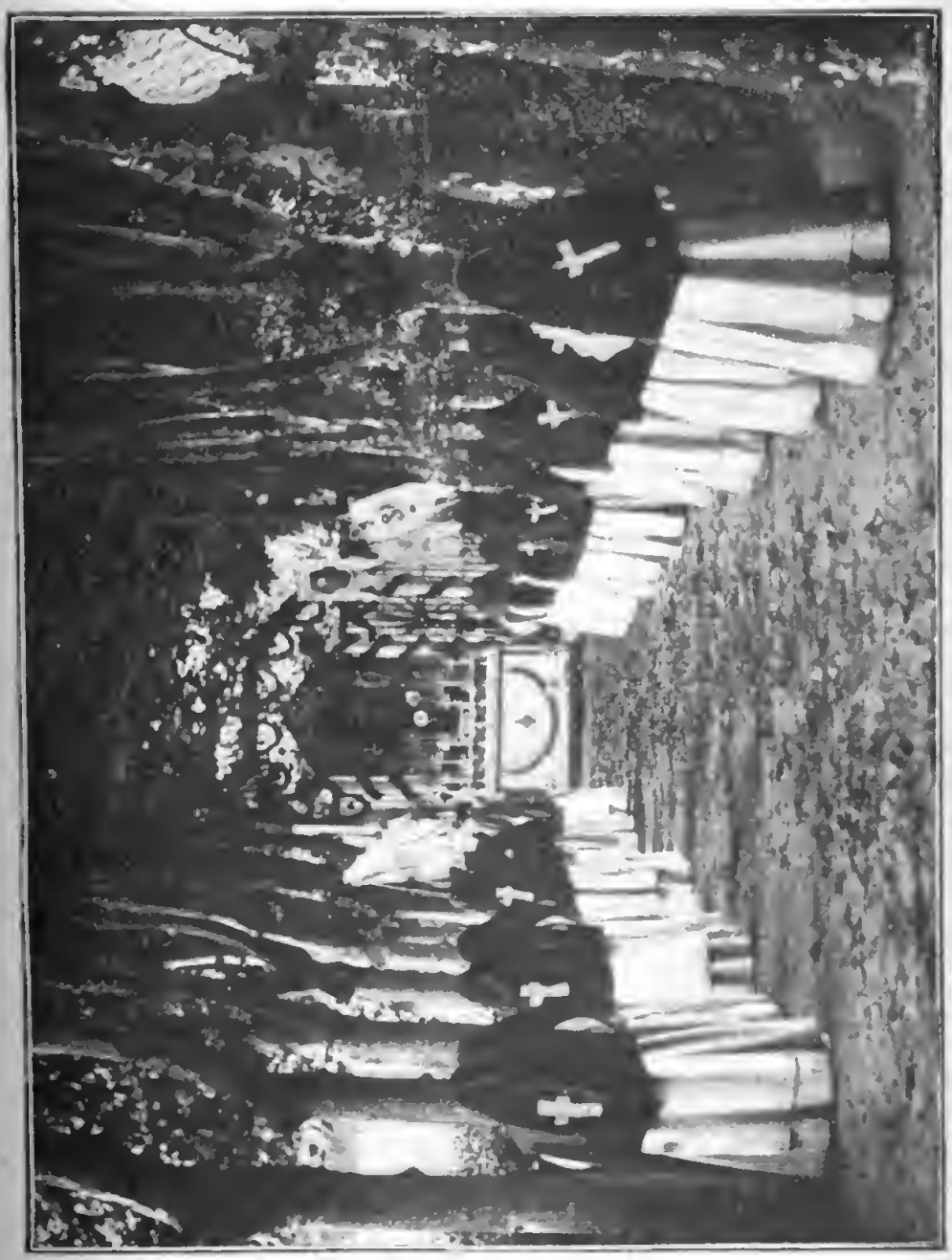
naue, vorher beſtimmte Ausfüllung — mit Arbeit oder Gebet. Sobald die Glocke vom Türmchen der Kapelle erklingt, ſei es mitten in der Nacht oder bei der Arbeit, ſo fallen die Nonnen auf die Kniee, verrichten die vorgeſchriebenen Gebete und nehmen alsdann den Schlaf oder ihre Arbeit wieder auf. Selbſt die Zugochſen vor dem

An der Klostermauer.

Pfluge — denn die Bernhardinerinnen bebauen auch das Feld, gleich den Trappiſten, und ziehen ihre Nahrungspflanzen ſelbſt — kennen den Klang des Glöckchens und ſeine Bedeutung genau. Beim erſten Ton bleiben ſie wie feſtgenagelt ſtehen und gehen erſt wieder weiter, wenn ſich die das Geſpann führende Schweſter von den Knieen erhebt.

Die Erholungspauſe nach der Hauptmahlzeit, die im

Winter meist durch Näharbeiten vor den Zellen, im Sommer durch leichte Arbeiten, wie harken, Unkraut aus-



Gottesdienst an Allerheiligen.

jäten und dergleichen, im Garten ausgefüllt wird, kann auch zum Beten verwendet werden, denn Beten ist die Hauptpflicht und Hauptbeschäftigung der Nonnen. An

der Gartenfront der Kloſtergebäude befinden ſich daher, wie eingangs bemerkt, längs der Mauern kleine Niſchen und Lauben mit Madonnenbildern, vor denen man ſtets Nonnen beten ſieht.

Bei den kirchlichen Feſten tritt die Arbeit hinter die Erfüllung der vorgeſchriebenen religiöſen Zeremonien, Betrachtung und Gebet zurück. Eines der größten Feſte der katholiſchen Kirche, in den Pyrenäenländern vielleicht das größte, iſt Allerheiligen. Es wird im Kloſter Anglet dementſprechend gefeiert. Am Ende der langen Pappelallee, welche den Kloſterbezirk durchzieht, errichten die Nonnen einen Altar unter freiem Himmel und ſchmücken ihn mit Laub, Blumen, Bildern und Fahnen. Dort findet dann am Allerheiligentage Gottesdienſt ſtatt. Dieſe Feier und einige andere hohe Feſte bringen ein wenig Abwechslung in das ſonſt in drückender Eintönigkeit verlaufende Kloſterleben, das außer der kärgſten Befriedigung der körperlichen Bedürfniſſe nur Arbeit und Gebet kennt.

Es iſt begreiflich, daß bei einer ſolchen ſteten Kaſteiung die Lebensdauer der Nonnen nur kurz ſein kann, wenn auch die erſchreckende Sterblichkeit der erſten Jahre günſtigeren Verhältniſſen Platz gemacht hat. Wer bei den Bernhardinerinnen eintritt, begräbt ſich lebendig, er nimmt Abſchied von jeder Freude, vom Leben. Wer in jungen Jahren eintritt, erreicht kaum das mittlere Alter, und alle Geſichter haben einen müden, ältlichen Zug. Frauen in der Blüte der Jahre ſehen wie Greiſinnen aus.

Der Tod wird denn auch keineswegs gefürchtet, ſondern im Gegenteil als Befreier und Erlöſer herbeigewünſcht, und auf dem kleinen Kirchhofe des Kloſters ſieht man ſtets betende Nonnen, die für das Heil der Seelen derer, die ihnen vorausgegangen ſind, und für das der eigenen Seele, die bald den toten Schweſtern folgen wird, beten. Unter den Gräbern, einfachen, ſchmuckloſen Sandhügeln,

mit dem eingelegten Kreuze aus Seemuſcheln und der Stechpalme am Kopfende der Toten, befindet ſich auch das

Der Kloſterkirchhof.

für den Ordensgründer beſtimmte. Auch Abbé Ceſtac wird dort nach ſeinem eigenen Wunſche die letzte Ruheſtätte finden.

Damit haben wir alles, was das Kloſter von Anglet Bemerkenswertes bietet, geſehen. Es ſind keine Sehenswürdigkeiten im gewöhnlichen Sinne. Was uns intereſſiert und ſeltſam ergreift iſt der Geiſt, der dieſe Einſiedelei der ſtummen Frauen durchweht, und der uns moderne Menſchen ſo fremdartig anmutet, als führe man uns in eine längſt entſchwundene Kulturepoche zurück. Dem philoſophiſchen Beobachter aber drängen ſich bei einem ſolchen Beſuche im Kloſter der Bernhardinerinnen ernſte Betrachtungen auf. Wir finden zu allen Zeiten, in allen Ländern und Religionsſyſtemen, in Aſien wie in Europa, bei Buddhiſten und Brahmanen, Mohammedanern und Chriſten ſtreng asketiſche Orden nach dem Muſter der vorgehend geſchilderten, und dies zwingt uns die Ueberzeugung auf, daß der Drang zur Weltflucht und Entſagung ein tief im Weſen des Menſchen begründeter iſt und unter gewiſſen Einflüſſen und nach bitteren Erfahrungen bei dazu veranlagten Naturen mit Notwendigkeit zum Ausdruck kommt.

Millionen armer Leute leben ja im Grunde nicht beſſer als die Nonnen von Anglet. Not, Entbehrung, ſtete Arbeit, früher Tod iſt ihr Los. Aber ein großer Unterſchied beſteht. Dieſe werden durch den Druck der äußeren Verhältniſſe zu einer ſolch elenden Lebensweiſe gezwungen und ertragen ſie widerwillig; die Bernhardinerinnen aber wählen ſie freiwillig und weiſen jede ihnen etwa gebotene Beſſerung ihrer Lage zurück, ein bedeutſames Beiſpiel dafür gebend, daß, was immer auch kraſſe Materialiſten dagegen ſagen mögen, der menſchliche Geiſt eine Macht iſt, die im Hinblick auf ein ideelles Ziel über alle Wünſche und Begierden, die Lockungen der Sinne und die Anforderungen des Körpers den Sieg davonzutragen vermag.

Verbrauchte Mittel.

Novelle von Anna Vogel v. Spielberg.

(Nachdruck verboten.)

1.

Der Ingenieur Erkner hatte sich soeben entfernt, die Hofratswitwe Willmitzer war mit ihrer Tochter allein in dem lauschigen Wohngemach mit dem reichen Schmuck an Luxushandarbeiten und Wanddekorationen. Es schien, als wäre mit dem jungen Manne die angeregte Stimmung, die den Abend über geherrscht hatte, davongezogen.

Die Hofrätin, eine üppige Dame mit markierten Zügen und unruhigen hellen Augen, gab sich mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung der Ruhe hin. Der große Aufwand an mütterlichen Bezauberungskünsten war stets sehr anstrengend für sie. Erschöpft saß sie an dem runden Tische in der Mitte des Zimmers und dachte melancholisch an die schwierige Arbeit, die eine Mutter zu leisten hat, wenn sie durchaus einen Schwiegersohn ergattern will. Uebrigens war sie dabei voll Genugthuung über die Rolle, die sie sich selbst zugeteilt, war überzeugt, daß sie sie meisterhaft spiele und musterhaft alles bis zu dem Weg der Tochter zum Traualtar durchführen werde.

Mizzi wieder, der dieser Plan längst offenkundig war und die demselben mit merkwürdigem Gleichmut gegen-

überstand, fand, wie auch sonst immer, nicht die geringste Würdigung für die Anstrengungen ihrer Mutter. Sie saß nachlässig auf dem grünen Sammetsofa an der Wand und wippte gedankenlos mit den Fingern.

Das Licht der großen Hängelampe mit dem roten Seidenschirm tauchte das Gemach in ein purpurnes Helldunkel, daraus sich die Gestalt des jungen Mädchens im weißen Blusenkleid mit gelbseidenem Schleifenschmuck und Gürtel in eigenartig pikantem Reize abhob. Das schwarze Haar umrahmte in moderner Schopffrisur das blühende Antlitz.

Mit mütterlichem Stolz betrachtete die Frau Hofrat von ihrem Sitz aus die Tochter. Allein was half alle Schönheit, wenn der Freier fehlte? Der hatte sich eben wieder entfernt und noch immer nicht gesprochen.

„Mizzi!" klang es plötzlich durch die Stille.

Das junge Mädchen schaute fragend auf.

„Wie lang soll es noch so fortgehen?" forschte die Mutter.

„Was denn?" fragte Mizzi ahnungsvoll zurück. Sie kannte diesen leicht gereizten Ton, wußte, daß sie nun wieder eine ausgiebige Predigt zu hören bekommen werde, und sah derselben als etwas Unabwendbarem resigniert entgegen.

„Na, das mit Erkner. Wie lange soll er noch weggehen, ohne daß es zu einem Resultat gekommen ist?"

„Weiß ich es denn, Mama?" Es klang sehr gleichmütig, und seelenruhig spielte Mizzi mit der Sofaquaste.

„Es liegt nur an dir, verstehst du?" Und da die Tochter stillschwieg, stellte die Mutter ihr eifrig vor: „So eine gute Aussicht bietet sich dir nicht so bald wieder. Erkner ist kaum dreißig Jahre alt, ein fescher Mann, ein tüchtiger Ingenieur und selbständiger Unternehmer; hat ein bedeutendes Privatvermögen obendrein. Und dieser

Menſch kommt uns nun ſchon ſeit beinah' einem halben Jahr ins Haus. Ja, ſchämſt du dich denn nicht, daß er noch immer unverlobt von uns geht?"

„Schämen?" Mizzi fand dieſe mütterliche Folgerung recht merkwürdig und war verſucht, darüber in helles Lachen auszubrechen. Nur hätte die Mutter das ſchief genommen. So unterdrückte ſie den heiteren Drang.

„Was würde denn das Schämen nützen?" wollte ſie nur wiſſen.

„O, ſehr viel, meine Liebe," erklärte die Mama. „Es würde dich endlich dahin bringen, dich klüger zu benehmen."

Mizzi dachte an die vielen Standreden Mamas, die ſie ihr um dieſes Mannes willen ſchon gehalten hatte, und an alle die mütterlichen Lehren, wie ſie es anſtellen ſollte, um ihm, den ſie übrigens ganz gut leiden konnte, den Laſſo um den Hals zu werfen.

Aber das war ihr nicht nach Geſchmack. Als hübſches, begehrenswertes Mädchen wollte ſie vom Manne umworben und erobert werden; doch weil die praktiſch denkende Mama dieſe Anſicht „einfach blöd" fand, behielt Mizzi ſie für ſich und gab ſtatt deſſen der weiſen Lehrmeiſterin nur eines zu bedenken: „Immer willſt du, daß ich ihn bezaubern ſoll, Mama. Du dichteſt mir da ein Talent an, das ich nicht beſitze und —"

„Weil du eben eine Gans biſt," fiel ihr die Mutter mit dem Bruſtton der Ueberzeugung ins Wort. „Hab' ich dir nicht ſchon hundertmal geſagt, was du zu thun haſt? So wenig als möglich reden ſollſt du — und ſchon gar nicht von dir ſelbſt. Ganz unperſönlich ſcheinen, ganz ſelbſtlos — immer nur den Mann zum Reden bringen, ihn ſo viel als möglich von ſich ſprechen laſſen, beſonders über den Beruf. Je fader der iſt und die Rederei darüber, deſto aufmerkſamer mußt du zuhören, mußt dich für

jede Einzelheit intereſſieren und wenn du dabei vor Langeweile zerſpringſt. Zerſpring, aber ſtell dich dabei nur, als gäb's für dich nichts Intereſſanteres auf der Welt. Verſtanden?"

„Ach Gott!" Mizzi ſeufzte bedrückt auf. „Das iſt ja ſchrecklich!"

„Anderen auch, aber man thut es eben," erklärte Mama. „Aber du ſchnatterſt immer nur von dir, erlaubſt dem Erkner kaum einen ganzen Satz, fällſt ihm immer ins Wort. Das wirkt als Unart, als Arroganz, als Ausdruck großer Selbſtſucht. Ja, weißt du es denn nicht, du dummes Mädel, daß die Männer die geborenen Egoiſten ſind und ſich dieſes Patent von einem Frauenzimmer nicht wollen ſtreitig machen laſſen?"

„Nun ja," erwiderte Mizzi ergebungsvoll. „Ich will dran denken."

„Denk nur dran! Und vor der Hochzeit mußt du's namentlich beachten, ſpäter kannſt du dich dann ſchon freier geben und den Mann für dich erziehen. So machen es alle geſcheiten Frauen. Biſt du einmal verheiratet, dann werde ich dir bei dieſem Erziehungswerk ſchon beiſtehen, mein Kind. Ja, das werde ich. Nur iſt es leider Gottes noch nicht ſo weit. Und das iſt deine Schuld. Du biſt bald zwanzig. Willſt du denn eine alte Jungfer werden? Wenn mir heut' oder morgen etwas Menſchliches paſſieren ſollte, dann iſt es aus mit meinen zweitauſend Gulden Penſion, und du kannſt dich als Gouvernante durch die Welt ſchlagen. Iſt das gar ſo verführeriſch für dich?"

„O," machte Mizzi komiſch ſeufzend, „ich möchte lieber eine Millionärin ſein."

„Nun alſo!" Die Mama war einigermaßen befriedigt. „Du ſiehſt wenigſtens ein, daß du eine Verſorgung brauchſt. Aber du ſollſt auch feſt entſchloſſen ſein, lieber heut' als

morgen unter die Haube zu kommen. So sollst du sein" — die Hofrätin verstieg sich in ihrem Eifer zu einer noch nicht dagewesenen Zumutung — „daß du dich beim Anblick eines jeden Mannes, der einen Ehering am Finger trägt, beleidigt fühlst, weil er schon eine andere geheiratet hat. Verstehst du?"

Wenn das nicht originell war ... Und Mizzi gluckste wie eine Henne vor unterdrücktem Kichern über die Drastik und eherne Konsequenz Mamas.

„Und deine Zunge wirst du zügeln lernen," fuhr die Mama fort, „wirst lernen, dich beherrschen ... und wirst dich nicht mehr unterstehen, den Blödsinn vom Hochhinauswollen weiter zu plappern. Das magst du denken und davon träumen ... ja. Aber vor ihm wirst du dich klein und bescheiden machen und ganz anspruchslos. Daß er sich für dich interessiert, sieht ein Blinder. Aber er weiß nicht, wie er mit dir dran ist, und darum getraut er sich nicht zu reden. Das ist mir klar. Und einen Korb holt man sich grad nicht gern. Sei also endlich einmal anders und hab' auch acht auf deine Augen. Es schaut zu viel Temperament und Uebermut heraus, folglich wirst du künftig mehr Ernst, mehr Gefühl hineinlegen."

„Das auch noch?" Mizzi konnte sich nicht mehr halten und kicherte wie ein Kobold.

„Da giebt's gar nichts zu lachen," verwies ihr dies Mama und knüpfte sogleich eine neue Belehrung daran. „Du wirst dich in Zukunft auch eher etwas dumm stellen, als allzu altklug in deinen sonstigen Reden sein. Die Männer sehen die ganz gescheiten Frauen nicht gern, sie sind ihnen unbequem. Darum wirst du dich von Erkner auch immer hübsch belehren lassen, nicht immer eine eigene Meinung über alles äußern, sondern stets hübsch nachgeben ... Verstehst du wohl, mein Kind?"

275491 A

Mizzi verstand nicht. Sie dachte eben an ganz anderes. Und was sie dachte, war: „Gott, diese Mütter! Wie die unsereinen langweilen können, wenn sie uns auf den Mann dressieren!" Und Mizzi gähnte mit vorgehaltener Hand.

„Jawohl, Mama," sagte sie dabei. „Verstanden hab' ich alles. Aber weißt du: jetzt möcht' ich lieber doch schlafen gehen. Es ist elf Uhr."

Die Mama ließ sich von diesem Argument überzeugen. Nur hatte sie noch Schluß zu machen und that dies, indem sie mit dem nötigen Nachdruck hinzufügte: „Aber das sag' ich dir noch, Mizzi: der Erkner wird mein Schwiegersohn! Und wenn er nächsten Mittwoch wiederkommt, dann hast du ihn dahin zu bringen, daß er sich dir erklärt. Geschieht es nicht, geht er noch immer unverlobt weg, dann werde ich schließlich doch einsehen, daß an dir Hopfen und Malz verloren ist. Und dann nehme ich die Sache in die Hand. Gute Nacht!"

Sie war fertig und segelte selbstzufrieden in ihr Schlafkabinett, um endlich die drückende Last des Mieders los zu werden und im Bett über die Mittel nachzudenken, wie sie Erkner auf rascheste und unfehlbarste Weise zum Bräutigam der Tochter stempeln könnte.

Die Tochter aber, die für die natürliche Entwickelung der Dinge war, gab sich mit dieser Frage nicht ab. Sie stand in ihrem jenseits gelegenen Kabinett am offenen Fenster und sog die linde Frühlingsluft ein. Dabei mußte sie an Erkner denken ... Ob ihm nicht die Ohren klangen? Wenn er's nur wüßte, daß die Mama nichts anderes im Kopf hatte als ihn! Sie schaute zum gestirnten Nachthimmel empor und fragte lächelnd die blinkenden Sterne oben, ob es dort wohl auch Menschen gäbe und Mütter, die keinen anderen Gedanken hatten als den, die Tochter an den Mann zu bringen?

2.

Beinahe zwei Stunden ſchon ſaß Mizzi im Wohnzimmer am Flügel, übte die Mondſcheinſonate, mit welcher ſie im Juli die Staatsprüfung beſtehen ſollte, und ſpielte weiter, wiederholte unverdroſſen immer wieder, wenn ſie einen Fehlgriff that, und war in ihre Uebung ſo vertieft, daß ſie den Flug der Zeit nicht wahrnahm. Die Sonne, die, als ſie ſich zum Spiel geſetzt, noch ziemlich hoch geſtanden hatte, ging eben unter.

Mizzi repetierte eben zum fünftenmal eine ſchwierige Paſſage, als plötzlich die Mama, ſehr elegant zum Ausgehen angekleidet, ins Zimmer trat.

„Wohin denn?" fragte Mizzi verwundert und unterbrach ihr Spiel, da die Mama ſie leicht an der Schulter berührte.

„Ich muß in die Stadt, mein Kind," gab die Hofrätin unſchuldig thuend zur Antwort. „Mir iſt ſoeben die goldgelbe Seide ausgegangen, und ich muß unbedingt den neuen Läufer noch heute abend fertig machen. In einer Stunde bin ich wieder da. Leb wohl." Sie tätſchelte der Tochter Wange und wandte ſich zum Gehen.

„Aber Mama," widerſprach Mizzi lebhaft, da ihr das mit der gelben Stickſeide durchaus nicht ſo dringend ſchien, „du kannſt jetzt nicht fort, heut' iſt ja Mittwoch ... da wird Erkner kommen."

„Nun?" machte Mama mit der Klinke in der Hand und ſah dabei ſehr treuherzig darein. „Was weiter?"

„Ich kann doch nicht mit ihm allein bleiben, Mama."

„Du empfängſt ihn bloß an meiner Stelle und bitteſt ihn, zu bleiben, bis ich wieder da bin," beſtimmte die Mama in erhabener Harmloſigkeit und mahnte dann: „Benimm dich nur, wie du ſollſt, gieb auf dich acht, red keinen Unſinn und laß die Klimperei. Die hat noch keinen

Mann entzückt. Nimm lieber eine Stickerei zur Hand. Das macht sich häuslicher ... Auf Wiedersehen!"

Sie hastete hinaus, die Thür fiel hinter ihr ins Schloß.

Kopfschüttelnd schaute Mizzi ihr nach. Diese Mama! Auf was alles die verfiel! Nun freilich, die Heirat mit Erkner war ihr ja bereits zur fixen Idee, für dieselbe zu arbeiten zum Beruf geworden. Und jetzt ließ sie die jungen Leute gar allein. Mizzi wußte nicht, sollte sie darüber lachen oder sich ärgern, oder vielleicht gar Mamas unverzagtes Losstreben auf ein Ziel nachahmenswert finden? —

Eine Viertelstunde später — sie schaute eben müßig zum Fenster hinaus auf das in Glanz und Farben getauchte, zart bewölkte Firmament — erscholl draußen der schrille Ton der elektrischen Klingel und gleich darauf ein rasches Pochen an der Thür.

Gelassen trat Mizzi vom Fenster weg und rief „Herein". Es fiel ihr gar nicht ein, die Stickerei zur Hand zu nehmen, um häuslicher zu erscheinen.

Und wie dann Erkner vor ihr stand, kam sie in leichte Verlegenheit, als sie wahrnahm, daß sein Blick, die Mama suchend, durch das Zimmer glitt.

„Mama ist leider nicht zu Hause," sagte sie. „Sie hat einen notwendigen Gang zu machen gehabt, wird aber bald wieder da sein."

Sein etwas bleiches Antlitz schien plötzlich wie von Flammen bestrahlt, als er hörte, daß Mizzi allein daheim sei. Ein froher Schreck durchfuhr ihn, dennoch meinte er unschlüssig in Haltung und Ton: „Da werde ich wohl wieder gehen müssen?"

Sie wußte es: nun hätte sie nach Mamas Rezept sich liebenswürdig anstellen, ihn dringend zum Bleiben nötigen sollen. Aber sie konnte sich an die mütterlichen Vorschriften nicht halten und gab sich, wie sie sich einfach geben mußte.

„Vom Müſſen iſt wohl keine Rede, Herr Erkner,“ meinte ſie freundlich. „Die Mama wird ſich gewiß ſehr freuen, Sie hier zu finden, wenn ſie kommt.“

„Und Sie, Fräulein Mizzi?“ forſchte er mit verhohlener Spannung. „Werde ich Ihnen nicht läſtig ſein?“

„Mir — läſtig?“ Sie ſchaute ihm offen ins Geſicht. Und dann mit einem halben Lachen: „Mein Gott, wir ſind ja doch ſo gute Bekannte.“

Wenn ſie noch wenigſtens „gute Freunde“ geſagt hätte! Aber ſo — es klang ihm gar nicht ſüß in die Ohren. Und leiſe verſpürte er ein angekältetes Empfinden.

Wie ſie doch nur die Kunſt verſtand, ihn immer wieder zu ernüchtern, wenn er erwartungsvoll, mit ſehnſüchtig verlangendem Sinn zu ihr kam!

„Das ſind wir ... ja. Gute Bekannte von einem halben Jahr her,“ meinte er nach einer Pauſe mit einer Trockenheit, die ſeltſam von dem früheren fröhlich-warmen Tone abſtach. „Was muß man aber thun, um Ihr Freund genannt zu werden, Fräulein Mizzi?“

„Ach Gott, das kommt ja doch auf eins heraus,“ war ihre läſſig-heitere Antwort. „Das bißchen Näher- oder Fernerſtehen iſt doch nicht von Belang.“

„Glauben Sie das wirklich?“

„Gewiß.“ Sie lächelte beluſtigt, weil er es ſo genau nahm. „Du lieber Gott, daß die Männer doch ſo ſchwerfällig und wortklauberiſch ſind!“

Wie ſie mit ihm verfuhr, als wäre er ein unreifer Jüngling und ſie die reife, welterfahrene Dame, die ſich bequemte, ihn von oben herab zu belehren! Er ſchwieg verſtimmt.

Die Dämmerung war da, entfaltete ihr graues Schleiertuch, breitete es über die Welt. Der zarte Farbenglanz der Wolken war verblichen, im Zimmer war es ſchon faſt dunkel. Die weißen Läufer und Deckchen auf den Möbeln

hoben sich im bleichen Schimmer ab. Und verlockend, in halbverwischten Umrissen, ragte die schlanke Mädchengestalt im blaßgrünen Hauskleid aus den schwärzlichen Schatten, die im Gemache lagerten, auf.

Wie wär's jetzt süß, das schöne Mädchen da im Arm zu haben und ihr alles das, was ihm durch Herz und Sinn ging, mit seinen Küssen zu bekennen ... Allein sie trieb ja doch nur ihren Scherz mit ihm. Und er bezwang den wilden Drang und wandte sich mit heftiger Gebärde ab. Sein Fuß stampfte den dicken Teppich, darauf er stand.

Sie hatte es bemerkt und blickte ihn in flüchtiger Betrachtung an. Er war ein hübscher Mann mit blondem Kopfe, hellen Augen voll Geist und Leben, energischem Gesicht und einer kräftigen, breitschulterigen Gestalt von starker Mittelgröße, ein Mann, der wohl gefallen mußte. Schließlich gefiel er ihr ja auch ganz gut. Und hätte er ihr jetzt gesagt, daß sie ihm lieb sei, da wäre sie nicht bös gewesen. Im Grunde hätte sie der Mama ja gern die Freude gemacht, ihr den so heiß begehrten Schwiegersohn zuzuführen.

Ein Weilchen zögerte sie noch, Licht zu machen. Aber Erkner stand da wie der grollende Achill.

Da that sie es. Ein Streichholz flammte auf, und im nächsten Augenblick floß der purpurne Lichtschein durch das lauschige Gemach und überzog alle Gegenstände darin mit seinem warmen Lichte.

„Guten Abend!" sagte Mizzi plötzlich voll Heiterkeit.

Erkner fuhr herum und schaute sie wie abwesend an.

„Nun," meinte sie mutwillig, „ich hab' ja Licht gemacht, damit ich besser sehen kann, wie Ihnen das Bösseiu zu Gesicht steht. Sie sind ja doch wieder bös auf mich, nicht? Weil ich mir wieder erlaubt hab', meine eigene Ansicht zu äußern." Ihre Augen lachten ihn übermütig an.

„Das thun Sie ja doch immer, Fräulein," entgegnete er mit einem Achſelzucken. „Ich erinnere mich wenigſtens nicht, daß Sie je die Gnade hatten, meine Meinung für richtig zu halten. Sie haben eine Art, die Dinge abzuthun, daß man dagegen nicht aufkommen kann."

Sie lachte luſtig auf. „Nun, wenn das wirklich ſo iſt, dann hab' ich grad jetzt wieder die Anſicht, daß Sie längſt ſchon ſitzen ſollten. Sie ſind ſeit zehn Minuten da und ſtehen noch immer. Und ich auch." Sie ließ ſich graziös auf einen der Stühle fallen und wies ihm mit anmutiger Handbewegung einen Sitz gegenüber an. „Thun Sie mir alſo den Gefallen, ſich zu ſetzen, ehe die Mama kommt. Die wär' ſonſt über meine Art, die Hausfrau zu vertreten, nicht ſehr erbaut."

Sie war zu lieb, er konnte ihr nicht böſe ſein.

„Wenn Sie alſo geſtatten, Fräulein Mizzi, leiſte ich Ihnen Geſellſchaft." Er nahm Platz. „Ich fürchte aber nur, daß es mir nicht gegeben ſein wird, Sie nach Wunſch zu unterhalten, und dann —"

„O, zu beſorgt, mein Herr," fiel ſie ihm in die Rede. Im gleichen Augenblick entſann ſie ſich des Vorwurfes Mamas, daß ſie das immer thäte, und ſie kicherte vergnügt über ihre Unverbeſſerlichkeit. Er entzückte ſich an ihrem Anblick, und ſeine grauen Augen glänzten.

„Was ſtimmt Sie denn ſo heiter, Fräulein Mizzi?" begehrte er zu wiſſen.

„Ja, wenn ich Ihnen das nur ſagen könnte!" wich ſie ihm ſchelmiſch aus.

„Nun?" meinte er zaudernd. „Vielleicht gar ich?"

„Sie?" Mizzi blinzelte ihn an. „Nein. Was hätte ich denn über Sie zu lachen? Sie können mich im ſchlimmſten Fall nur langweilen."

Das war nun wieder unartig. Aergerlich quetſchte er die Unterlippe zwiſchen die Zähne.

„Zu gütig, Fräulein Mizzi," sagte er dann mit einem Versuch, Ironie in seinen Ton zu legen. „Sie sind von einer bewunderungswürdigen — sagen wir Aufrichtigkeit."

„O bitte," wies sie ihn erläuternd zurecht. „Wenn Sie über nichts anderes als Elektrizität, Motoren und Politik zu reden wissen, wenn Sie in Damengesellschaft sind, finde ich Sie immer gräßlich langweilig. Sie verbeißen sich ja ganz darin."

„Heute doch nicht."

„Nein, aber sonst, wenn die Mama dabei ist. Die folgt Ihnen ja auch gern. Aber ich bin nicht die Mama. Und das, worüber ich gern rede, interessiert wieder Sie nicht." Sie setzte eine Schmollmiene auf.

„O, Fräulein Mizzi, da muß ich protestieren —"

„Thun Sie's nur, es interessiert Sie doch nicht!" beharrte sie. „Sie gehen in Ihrem Beruf und in der Politik auf, und ich möchte Lebenskunst betreiben, mich ausleben nach Laune und Geschmack. Mama ärgert sich, wenn ich so rede. Aber ich kenne doch nichts Schöneres als ein verfeinertes und abwechslungsreiches Leben. Große Reisen machen, in der vornehmen Gesellschaft mich bewegen und selbst darin eine Rolle spielen, nicht nur Statistin sein — das wär' etwas für mich!" Ein feiner Anhauch von Rot war auf ihren Wangen, in ihren Augen sprühte ein erhöhter Glanz. Sie hatte sich wieder einmal gehen lassen und dachte unwillkürlich an die Mama. Wenn die dabei wäre, das hörte, dann setzte es etwas ab!

Er hatte aufmerksam gelauscht und hätte weiter lauschen mögen. Sie sprach so hübsch, so fließend mit ihrer klaren, etwas tief gefärbten Stimme, die ihn an den volltönenden Schlag der Turmuhr auf der nahen Kirche gemahnte. Und was sie sagte, erregte durchaus nicht sein Mißfallen. Er fand aristokratische Art darin. Das sagte ihm zu.

Wie in Gedankenleserei bekräftigte sie diese Ansicht in ihm.

„Und wissen Sie warum, Herr Erkner?“ fuhr sie angeregt fort. „Warum ich reich sein möchte und auf den Höhen wandeln? Selbst eine Größe unter den Gesellschaftsgrößen sein? Weil ich viel Sinn für Reinlichkeit habe und Geldsorgen gemeinhin schmutzige Sorgen sind. Weil ich das helle Sonnenlicht lieber habe als den kühlen Schatten, wo nichts Rechtes gedeiht. Nur Moos und Krummholz. Ich bin eben stolz und ducke mich nicht gern. Ich will mich frei entfalten. Und das Bewußtsein, daß ich nur ein armes Mädchen aus dem besitzlosen Mittelstand bin, ist für mich oftmals ärgerlich genug.“

Sie hatte häufig schon von Reichtümern geschwärmt, nun aber hatte sie ihm ihre Schwärmerei begründet. Das kam wohl auf das Conto der Abwesenheit Mamas. Und es gefiel ihm. Ihre Sehnsucht nach verfeinerten Daseinsbedingungen schien ihm begreiflich, war ihm sympathisch.

„Ich könnte es freilich auch noch schlechter haben,“ fuhr sie nach einer kleinen Weile fort, indem sie flüchtig im Zimmer umherdeutete. „Keine Garnitur mit grünem Sammet, keine gestickten Läufer, keine Kleider nach der neuesten Mode und nicht zwei Monate Landaufenthalt im Sommer. Aber das alles bringt doch nur Mamas großartige Geldeinteilung zu stande. Ich verstehe das nicht so. Dafür muß ich aber in ein paar Wochen die Lehrerinnenprüfung ablegen in Französisch und Englisch und im Klavier ... Ach Gott, ja,“ unterbrach sie sich lachend, „ich werde mich, wenn es sein muß, ja auch ganz gut in das Gouvernantendasein hineinfinden, aber entzückt werde ich davon nicht sein. O, gar nicht!“

Daß sie nur fortgeplaudert hätte! Er hätte ihr so gerne noch gelauscht. Ihre Stimme vibrierte ihm im Ohr und Herzen, sein Auge hing gebannt an ihren schönen, jetzt

ſo belebten Zügen. Er ſtarrte ſie nur an und fand kein Wort.

Eine lange Pauſe ſenkte ſich herab. Sein ſtummes Verhalten erfüllte Mizzi plötzlich mit einem nervöſen Unbehagen. Und eine leichte Befangenheit kam über ſie.

„Wiſſen Sie was, Herr Erkner?“ rief ſie mit einemmal, um darüber hinauszukommen, und ſprang lebhaft auf. „Ich will Ihnen 'was Hübſches ſpielen. Ja?“

Er nickte ſtumm und wollte ihr mechaniſch folgen.

„Nein, bleiben Sie nur ſitzen,“ proteſtierte ſie, weil ſie ihn nicht hinter ſich wiſſen wollte. Es hätte ſie verwirrt. „Ich blättere mir lieber ſelbſt um.“

Sie eilte leichtfüßig zu dem Flügel, ſchlug ihn auf und ſteckte die Kerzen an. Wie ſie ſich dann die Notenblätter zurecht ſuchte, kam ihr wieder der Gedanke an Mama. Wenn die wüßte, daß ſie wieder gerade alles das gethan, was ſie nicht hatte thun ſollen — ihm ins Wort fallen, von ſich ſelbſt reden, von einem feinen Leben phantaſieren und nun gar klimpern, ſtatt züchtiglich mit der Stickerei dazuſitzen!

Ein paar Sekunden ſpäter präludierte ſie und brachte ein Prochſches Konzertſtück zu Gehör. Sie hatte viel Geläufigkeit und einen prächtigen Anſchlag, ſpielte verſtändig und geſchmackvoll; allein nicht das war es, was ihn gefangen nahm. Wohl aber glaubte er, niemals noch ein Weib von eleganterer Haltung geſehen zu haben. Er berauſchte ſich an der anmutigen Art, wie ſie den Kopf leicht vorneigte, um beſſer in die Noten ſehen zu können, und bewunderte den geſammelten Ausdruck des Geſichtchens, das nun einen vergeiſtigten Ausdruck hatte, der ihm mehr Adel als ſonſt verlieh.

Er ſchaute hin und konnte ſich nicht ſatt ſehen.

Sie war zu Ende und blieb ſitzen, die Hände müßig auf den Taſten.

„Nun?“ fragte ſie mit einem Lächeln. „Wie war es denn?“

Er ſchreckte beim Klange ihrer Stimme leicht zuſammen. Ein verwirrter Ausdruck trat in ſeine Züge. Er hatte offenbar den Sinn der Frage nicht aufgenommen.

„Wie es geweſen iſt?“ begehrte Mizzi noch einmal zu wiſſen.

„O, ſehr ... ſehr ſchön.“ Er meinte aber damit nicht das Spiel. Nur ſie.

Sie aber fühlte ſich als Künſtlerin geſchmeichelt und dankte für ſein Lob, indem ſie ihm Schuberts Lied „Am Meer“ zugab.

Und wie ſie's ſpielte, war es ihm, als hörte er um ſich herum die Wogen brauſen. Er wähnte ſich an einen fernen Strand verſetzt und dort mit ihr allein in der blauen Unendlichkeit des Waſſers und des Himmels.

Sie waren aber nicht am Meere und nicht allein. Die Hofrätin kam eben zur Thür herein. Schon auf der Gaſſe unten hatte ſie die „Klimperei“ gehört, war voll Zorn die Treppe heraufgekommen und ſtand bereits — von beiden unbemerkt — ein paar Sekunden da und forſchte mit dem Blicke eines Detektives, der einer Verbrecherfährte folgt, in den Mienen und dem Weſen der Spielenden und ihres Zuhörers nach der Art ihrer nunmehrigen Beziehungen. Es konnte ja ſchließlich doch eingetreten ſein, was ſie eigentlich mit ihrem Fortgehen bezweckt. Dann war die ſentimentale „Paukerei“ da vielleicht der Abſchluß der glücklichen Verlobungsſtunde.

Ihr witternder Blick flog von Mizzi auf Robert, von Robert auf Mizzi, bohrte ſich in beide ein ... Doch nein! Wie hatte ſie in ihrer Weltkundigkeit auch nur einen Augenblick annehmen können, es wäre ſchon geſchehen, und Robert Erkner eingeſpannt? Da hätte er doch ſicher nicht ſo weit von Mizzi weggeſeſſen und ſo traumſehn-

süchtig auf sie gestarrt. Ein Mann, der das thut, hat sich noch nicht ausgesprochen.

So war also die gute Gelegenheit versäumt! Er sah so unverlobt, sie so unbräutlich wie nur möglich aus. Und die Mama stand da, enttäuscht in tiefster Seele, ganz wütend. Es zuckte ihr in der Hand, mit dem Sonnenschirme dreinzuschlagen, mitten auf das Klavier hin, daß die Saiten sprängen. Und wär' es angegangen, so hätte sie der störrischen Tochter gern auf die Finger geschlagen. Aber nein. Sie mußte dabei noch die Liebenswürdige spielen, freundlich lächeln, süße Augen machen, da, wo sie am liebsten aus der Haut gefahren wäre.

Sie schluckte und würgte an ihrer Wut, rang sie hinab und spürte, wie sie ihr wie ein Kieselstein im Magen lag. Sie zwang ein holdes Lächeln auf ihre Lippen, einen girrenden Ton in ihre Kehle, als sie schließlich von ihrer Gegenwart Kunde geben mußte.

„Ei," rief sie scheinbar ungezwungen, „da wird ja konzertiert!"

Jäh brach das Spiel ab. Erschrocken fast fuhr Mizzi in die Höhe. „Mama!"

„Ja, ich," flötete die Hofrätin, während sie ihrer Tochter einen so furchtbaren Blick zuwarf, wie Medea dem ungetreuen Jason auf der Bühne. Und dann wandte sie sich rasch, in wahrem Turteltaubentone, an Erkner, der hastig aufgesprungen war. „Ich hörte eben von dem Mädchen, daß Sie schon da sind. Verzeihen Sie nur, lieber Freund, daß ich so lange ausgeblieben bin, aber wie ich hoffe, hat mich meine Tochter gut vertreten." Und in einer plötzlich aufzuckenden letzten Hoffnung harrte sie auf das einzige Wort, das sie aus Roberts oder Mizzis Munde hören wollte.

Es fiel nicht; nur der Klavierdeckel knackte geräuschvoll zu. Die beiden hatten ihr nichts Besonderes zu sagen.

„Uebrigens, mein Kind," bemerkte die Hofrätin faſt platzend vor Wut, „es iſt acht Uhr. Du thäteſt alſo gut, dich in der Küche umzuſehen, was dort geſchieht." Das ſagte ſie, um vor Erkner die Hausmütterlichkeit Mizzis, die dieſe ſelbſt nicht hervorzukehren liebte, zu illuſtrieren. „Herr Erkner wird uns ſelbſtverſtändlich das Vergnügen machen, zum Nachteſſen zu bleiben."

Er wollte beſcheidenen Proteſt erheben, allein die Hofrätin ließ das nicht zu.

„Sie bleiben!" zwang ſie ihn mit unwiderſtehlicher Liebenswürdigkeit, indem ſie ihn auf einen Stuhl niederdrückte.

Und er blieb.

Als ſtrahlendes Vorbild für die Tochter hielt ſich die Hofrätin im Verlauf des Abends genau an das, was ſie dem jungen Mädchen bisher leider vergeblich einzutrichtern verſucht hatte. Beim Geſpräch ſtellte ſie ſich in zweite Linie; ließ den Gaſt durch immer neu berührte Themen nicht aus dem Reden kommen und folgte ihm, mit augenſcheinlichem Intereſſe lauſchend, ſeinen Anſichten immer beipflichtend, auf jedes Gebiet, obgleich ſie kaum darauf hörte, was er ſprach. Alles in ihr rang danach, auf das einzige Thema, das ſie intereſſierte, zu gelangen. Und gerade das durfte ſie nicht zuerſt berühren. So koſtete es ſie jammervolle Anſtrengung, ihre Abſichten nicht irgendwie zu verraten.

Er wieder war zwar nicht ungern in der Geſellſchaft der temperamentvollen, zungenglatten Frau, nur fühlte er ſich von ihren Süßigkeiten ſchließlich überfüttert und lechzte förmlich nach dem geſunden, erfriſchenden Salzgeſchmack in den Reden der Tochter, die ihm viel zu ſpärlich an die Ohren klangen. Und immer mehr befeſtigte ſich in ihm die Ueberzeugung, daß eine Ehe ungleich ſchöner wäre, wenn es keine — weder liebenswürdige

noch bissige — Schwiegermütter gäbe, die — wie es ihm nun scheinen wollte — in den Spalten der Witzblätter eine durchaus nicht unberechtigte stehende Rubrik ausmachten.

Mizzi blieb die ganze Zeit recht still und sah mit ruhiger Resignation dem unvermeidlichen Sermon nach Erkners Weggehen entgegen.

Ganz wider ihr Erwarten kam es diesmal nicht dazu. Sie hatte nur ein kurzes Verhör zu bestehen.

„Na, wie war's? Was habt ihr miteinander angefangen?"

„Nun, was denn?" meinte Mizzi achselzuckend. „Geredet haben wir. Und dann habe ich Klavier gespielt, weil er langweilig geworden ist."

Die Hofrätin nickte wie jemand, der sich ruhig über ein verfehltes Unternehmen berichten läßt, da er bereits über ein neues Auskunftsmittel verfügt.

„Ja, ja, du bist geschickt, das muß ich sagen," gab sie dann zur Antwort. „Jede andere hätte ihn da in der Tasche gehabt. Das war die richtige Gelegenheit, die hast du nun glücklich versäumt."

„Nun ja," klang es lakonisch zurück. Mizzi verschwieg es geflissentlich, daß sie bei Erkners stillem Verhalten plötzlich eine ganz seltsame Beklommenheit verspürt hatte. „Ich wußte nichts anderes anzufangen."

„Und wirst es niemals wissen," scholl es verbissen an ihr Ohr. „Aber ich will nicht länger warten, das hab' ich dir schon neulich gesagt. Und das weitere wirst du sehen. Das heißt," verbesserte sich die Mama rasch in ganz mysteriöser Art, „du wirst es eigentlich nicht sehen."

Damit machte sie energisch eine Schwenkung nach links und zog sich mit knappem Gutenachtgruß in ihr Kabinett zurück.

3.

Nach ungewöhnlich schönen Tagen trat über Nacht ein Wettersturz ein. Die fast sommerliche Temperatur der letzten Woche sank jäh herab, der graue Himmel sandte alle Augenblicke heftige Regengüsse hernieder, die ein scharfer, beständig wehender Wind den Menschen ins Gesicht trieb.

Die Hofrätin Willmitzer war nicht die einzige, die diesen Tag gegen Ende April, da vorzeitig schon Flieder und Goldregen blühten, unter aller Kritik und den Wettersturz niederträchtig fand. Dennoch ließ sie sich nicht abhalten, nach dem gewohnten kurzen Mittagsschläfchen sich fürs Ausgehen entsprechend anzukleiden.

„Aber Mama," rief Mizzi, die wieder ihre Mondscheinsonate übte, erschrocken, als sie die Mutter in hochgeschürztem dunklen Lodenkostüm und schlichtem Lodenhut, an den Füßen hohe Knöpfschuhe und den Regenschirm in der Hand vor sich sah, „du wirst bei diesem Wetter doch nicht ausgehen?"

„Ich geh' aber doch, wie Figura zeigt," entgegnete Mama phlegmatisch, in dem sie sich den letzten Knopf an den bräunlichen Waschlederhandschuhen zumachte.

„Aber du siehst ja, es regnet wie aus Scheffeln," stellte die Tochter ihr wohlmeinend vor. „Und dieser Wind wird dich davontragen."

„Das will ich erst erproben," lautete die unerschütterliche Antwort. Sie klappte den Schirm auf, überzeugte sich, daß der zierliche Stock aus elastischem Holz daran dem Windesbrausen wohl gewachsen sein würde, und schaute in den Spiegel. Sie sah sehr unternehmend aus, wie eine englische Touristin. „Ich hab' einen Besuch zu machen. Adieu!" Sie nickte der Tochter zu, fand es höchst überflüssig, die rasche Frage Mizzis nach dem Wohin zu beantworten, und ging entschlossen zur Thür hinaus.

Wie sie unten auf der Straße war, kam eben wieder ein so heftiger Windstoß einher, daß er sie fast umgeworfen hätte. Und dabei war dieser Wind auch noch so ungezogen, ihr gleich einen ganzen Kübel Wasser ins Gesicht zu schütten, daß sie nur so troff.

Sie mußte ihre ganze Kraft aufbieten, um sich im Gleichgewicht zu halten, drückte sich an die Hauswand und spannte mutig den Schirm auf. Ein paar Schritte ging's zur Not. Dann brauste es ihr neuerdings entgegen, und der neue schöne Seidenschirm war umgekippt.

Sie erwog ernsthaft die Umkehr und stellte sich dabei die Gewissensfrage, ob ein trotziges Mädchen es wirklich wert sei, daß die Mutter ihr das schwere Opfer bringe, ihr zuliebe in einem solchen Hundewetter das behagliche Heim zu verlassen. Die Frage fand jedoch eine entschieden zustimmende Antwort, denn nach kurzem Zaudern klappte die Hofrätin den Schirm energisch zu, benutzte ihn als Stütze, gab voll Heroismus Kopf und Antlitz und die Toilette den Segengüssen von oben preis und arbeitete sich kühn durch Wind und Regen zur Haltestelle der elektrischen Bahn hindurch, stieg ein und ließ sich von dem rasselnden Gefährt auf den Praterstern bringen.

Ihre intimste Freundin wohnte da, Frau Anastasia v. Kloyber, die Witwe eines Militärbeamten, die — weil sie von ihrer etwas kargen Pension nicht gut existieren konnte — möblierte Zimmer vermietete und ihre Mieter nötigte, sich bei ihr auch in Kost zu geben. Davon lebte sie ganz behaglich.

Die hagere Gestalt, in einen roten Schlafrock gehüllt, eine ausgiebige Kaffeekanne vor sich, saß gemächlich in ihrem Zimmer bei der „Jause", als die Bedienerin draußen die Hofrätin hereinließ. Und wie Frau Anastasia nun plötzlich ihre geliebte Bertha vor sich sah, schrie sie entzückt auf, lief ihr entgegen und begrüßte sie mit feuriger

Umarmung. Ihr dunkles Zigeunergesicht strahlte dabei vor Wonne.

„Daß du bei diesem Wetter kommst, werd' ich dir nie vergessen," beteuerte sie überschwänglich. „Und wie du aussiehst, du Arme! Naß bis auf die Haut und ganz zerzaust." Sie half ihr zärtlich aus dem Jackett, nahm ihr den ganz durchweichten Lodenhut vom Kopfe, drückte sie auf das geblumte Sofa nieder und schenkte ihr eine bauchige Kaffeeschale voll. „Da, meine Liebe, stärk dich zuerst. Und dann laß uns plaudern. Wir haben uns lang genug nicht gesehen."

Das stimmte. Es mochte schon an sechs Wochen her sein. Sie sahen sich überhaupt nicht allzu oft, schon der weiten Entfernung wegen. Wenn sie aber einmal zusammenkamen, dann gab es aus, da waren sie nicht so bald voneinander los zu kriegen.

Daß es eine wichtige Angelegenheit war, die heute bei Sturm und Platzregen ihre süße Bertha hergeführt, enthüllte sich Frau Anastasia nicht sogleich. Erst lange nach der Jause, nachdem sie in ihrem Plaudern vom Hundertsten ins Tausendste geraten waren, und die Hofrätin ihre Freundin in die geeignete Stimmung versetzt hatte, fand sie es an der Zeit, ihr Anliegen mitzuteilen und anzudeuten, daß sie auf den Beistand ihrer teuren „Stasi" zähle.

Frau Anastasia witterte alsbald mit untrüglichem Instinkt eine Intrigue, und ihre schwarzen Augen glänzten vor Begier. Sie war sogleich dabei, als sie hörte, daß es sich um Erkner und Mizzi handelte, wollte rasch das Nähere wissen, und Frau Bertha machte die gespannt lauschende Busenfreundin mit ihrem Plan bekannt.

Die andere war davon entzückt.

„Das ist wieder einmal etwas für mich," rief sie begeistert. „Und du sollst staunen, wie fein ich das machen

werde. Gehen wir sogleich ans Werk. Zuerst wird ein Konzept gemacht."

Sie ging zu dem kleinen Damenschreibtisch beim Fenster, nahm Platz und legte sich Schreibzeug zurecht. Die Hofrätin ließ sich seitwärts von ihr nieder. Gemeinsam verfaßten sie sodann einen recht merkwürdigen Brief, den Frau Anastasia alsbald sorgsam ins Reine übertrug.

— — — — — — — — — — — —

„Bist du aber lang ausgeblieben, Mama," klagte Mizzi, die, in einem Buche lesend, am Tische saß, als die Mama knapp vor dem Abendessen heimkam. „Mir ist bei diesem Wetter die Zeit so lang geworden. Wo warst du denn?"

„Wahrscheinlich irgendwo," lautete die orakelhafte Antwort. Und dann flog ein schwarzes Etwas in zwei Teilen auf den Tisch. „Da," klang es kurz, in entrüstetem Tone weiter, „das hat man davon, wenn man gezwungen ist, bei einem solchen Wetter auszugehen! Das kostet mich jetzt sechs bare Gulden —"

„Ach!" rief Mizzi bedauernd und griff nach dem Gegenstand auf dem Tische. „Der schöne neue Schirm!"

„Ja," höhnte die Mama ihr nachahmend, „der schöne neue Schirm! Hin ist er, hin! Wirst du mir einen anderen kaufen? He? Hast du die sechs Gulden?"

„Aber geh doch," versuchte Mizzi die Ergrimmte zu besänftigen. „Es ist ja nur der Stock gebrochen. Das kostet höchstens einen Gulden —"

Das hatte die Hofrätin zwar auch gewußt, aber in ihrer Mißstimmung über die neuerliche Witterungsunbill auf dem Heimweg nicht wissen wollen, und ihren Groll darüber an Mizzi auslassen müssen.

„Na ja," sagte sie unwirsch, „so weise wär' ich nachgerade auch." Sie schwenkte vehement nach links, um sich in ihrem Kabinett mit trockener Kleidung zu versorgen.

Während des ganzen Abends ließ es sich Mizzi angelegen sein, die heute so gestrenge Mama gnädiger zu stimmen. Aber vergeblich. Die Mama blieb zugeknöpft und ungenießbar und suchte früher als sonst ihr Bett auf. Es drängte sie, allein zu sein, um angenehm von ihrem Coup zu träumen und sich auf alle die Schwierigkeiten vorzubereiten, welche bei der geplanten Ueberrumpelung Erkners etwa noch zu überwinden wären. — —

Am nächsten Morgen beim Frühstück brachte das Dienstmädchen einen Brief für die Gnädige herein.

Er steckte in einem lilafarbenen, schmalen, länglichen Umschlag von feinem Papier und duftete stark nach Flieder.

„Wer schreibt denn?" fragte Mizzi neugierig, als sie wahrnahm, daß Mama Adresse und Poststempel aufmerksam betrachtete.

„Die Schrift ist mir ganz fremd. Schau doch nur, Mizzi," die Hofrätin hielt ihr den Brief hin, „diese große, feste Schrift — so schreibt doch keines von unseren Bekannten?"

„Nein," meinte Mizzi nach flüchtiger Betrachtung. „Aber eine Männerschrift ist's sicher."

Die Mama neigte auch dieser Ansicht zu, nahm aber, als sie das Couvert geöffnet, ihren Irrtum wahr.

„Denk dir nur, Mizzi, es ist doch nicht von einem Mann." Und in sichtlicher Spannung las sie den Brief. „Ah!" machte sie dazwischen, während ein Ausdruck steigender Verwunderung in ihre Züge trat.

Als sie mit dem Lesen fertig war, schüttelte sie mit beinahe fassungsloser Miene den Kopf. „Unmöglich!" murmelte sie, wie für sich selbst gesprochen. „Das hätt' ich nicht gedacht." Und dann in lauterem Ton: „Jetzt geht mir freilich ein großes Licht auf."

„Was denn, Mama?" forschte Mizzi, durch das mütterliche Gebaren noch mehr gespannt.

Ihre Frage brachte Mama offenbar zur Wirklichkeit zurück. Sie ſteckte dann mit raſchem Entſchluß den flieder-duftenden, lilafarbenen Brief in das Couvert und dieſes energiſch in die Taſche des Schlafrockes.

„Das iſt nichts für dich, mein Kind," ſagte ſie in gütigem Tone. „Das ſind Dinge, die ein junges Mädchen nicht zu wiſſen braucht." Und dann, nach einer Pauſe ernſthaften Nachdenkens, entfuhr es ihr wie im Selbſtgeſpräch: „Aber es iſt gut ſo. Ich weiß nun wenigſtens, woran ich mich zu halten habe."

Weiter war kein Wort aus ihr herauszubringen, ſo ſehr auch Mizzi darum bat. Die Mama hatte damit die Sache abgethan und kam nicht mehr darauf zurück. Aber ſie war ſchon lange nicht ſo gut und ſanft gegen die Tochter geweſen wie an dieſem und den folgenden zwei Tagen und nahm den Namen Erkner bemerkenswerterweiſe nicht in den Mund.

4.

Der Mittwoch war wieder herangekommen. Glatt und ruhig ging es im Hauſe zu. Das Mittageſſen war vorüber, der Nachmittag vorgeſchritten, und Mizzi wollte gewohntermaßen auf dem Klavier üben. Aber da erhob Mama in milder Weiſe Proteſt.

„Laß das heut' ſein, mein Kind," ſagte ſie liebevoll. „Jetzt iſt's halb Sechs, du mußt dich alſo beeilen und mir die Liebe thun, in die innere Stadt zu gehen, um einige Beſorgungen zu machen."

„Iſt das ſo wichtig, Mama?" fragte Mizzi überraſcht von dem plötzlichen Auftrag. „Du haſt ja früher nicht ein Wort davon geſagt."

„Ich hab' es eben erſt bemerkt," flötete die Hofrätin mit ſüßem Ton zurück, „daß mir Mundwaſſer und Geſichtspuder und Creme ausgegangen ſind. Und ohne dieſe

Dinge bin ich einfach unmöglich, das weißt du wohl, mein Kind. Hier steht, was zu holen ist", sie zog einen beschriebenen Papierstreifen aus der Tasche und reichte ihn Mizzi hin, „ich hab' alles notiert."

„Ja, aber — in die Stadt?" sagte Mizzi unschlüssig, nachdem sie den Zettel mit den Augen überflogen hatte. „Das kann ich ja auch alles in der Nähe besorgen."

„Die Rumessenz doch nicht," zirpte Mama mit schmelzendem Wohllaut. „Die kann man unmöglich von anders her als von Rosesser & Compagnie beziehen."

Nun war's gesagt, und das bedeutete so viel, als daß sie ihre Tochter auf mindestens zwei Stunden los sein wollte. Die eine Stunde ging auf dem Hin- und Rückweg drauf, die andere auf das lange Warten in diesem Geschäfte, darin vom frühen Morgen bis zum späten Abend stets ein so fürchterliches Gedränge herrschte, als bekäme man dort alles geschenkt.

Im ersten Augenblick machte Mizzi ein langes Gesicht. Im zweiten erriet sie den Beweggrund, der alle diese Kleinigkeiten auf dem Zettel da mit einemmal so ungeheuer notwendig machte. Im dritten mußte sie über die Findigkeit Mamas lachen. Weil es letzten Mittwoch mit ihr nichts gewesen war, wollte heute die Mama mit Erkner allein sein, um die Entscheidung herbeizuführen. Wie unheimlich konsequent doch diese Mama war! Und da Mizzi einsah, daß es vergeblich bliebe, wollte sie dagegen opponieren, so fügte sie sich. Eine Viertelstunde später war sie in Straßentoilette und verließ das Haus.

Kurz nach halb Sieben — ausnahmsweise früher als gewöhnlich — kam Erkner.

„Die Damen zu Hause?" fragte er das öffnende Mädchen.

„Nur die Gnädige," antwortete die Gefragte. „Das Fräulein ist ausgegangen."

Ein Gefühl der Enttäuschung beschlich ihn, als er das hörte. Aber sie mußte ja bald wiederkommen.

Die Hofrätin saß am Nähtischchen beim Fenster, die unvermeidliche Stickerei in der Hand, als er nach leichtem Anklopfen ins Zimmer trat.

Sonst legte sie die Arbeit immer sogleich fort und ging ihm entgegen. Heute that sie es nicht. Sie blieb sitzen, zog gemächlich die Nadel mit dem hellroten Seidenfaden durch das feine Leinengewebe des neuen Läufers, schaute dann erst auf, nickte ihm zu und reichte, als er herankam, ihm flüchtig die Fingerspitzen.

„Sehr angenehm, Herr Erkner!" Ein konventionelles Lächeln begleitete ihre Worte. „Erlauben Sie nur, daß ich dieses kleine Blütenbüschel fertig sticke, und nehmen Sie, bitte, Platz." Sie deutete dabei auf einen Stuhl in mäßiger Entfernung.

Er war von ihr zu sehr verwöhnt, als daß er diesen Empfang nicht etwas frostig gefunden hätte, und wußte nicht, was er davon halten sollte.

„Nun?" meinte sie, da er ein Weilchen zauderte, sich zu setzen, und das kühl verbindliche Lächeln von früher zeigte sich auf ihren schmalen Lippen. „Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Erkner?"

Er that es und wartete nach der ersten Frage über ihr Befinden, daß sie anfinge zu sprechen.

Sie ließ sich damit Zeit, stickte gelassen Stich um Stich und begann endlich absichtlich, mit großer Weitschweifigkeit vom Wetter zu sprechen.

Was sollte das? Es war doch sonst nicht ihre Art. Da legte sie vielmehr das freundschaftlichste Interesse für seine persönlichen Angelegenheiten an den Tag.

Und gerade heute hätte er das gern gehabt, weil er ihr Angenehmes hätte berichten können: daß er von einigen öffentlichen Aemtern beauftragt worden sei, elektrische Be-

leuchtung in verschiedenen Baulichkeiten einzurichten, und daß auch seine Verhandlung mit der Gemeinde Wien sehr günstig stünde.

Statt dessen dieses endlose Wetterthema. Wollte sie denn bis Mitternacht dabei verweilen? Was war das nur für eine Laune? Oder sollte sich seit seinem letzten Besuch etwas geändert haben?

In dem Unbehagen, das ihn beschlich, versuchte er nun entschlossen, dem Gespräch eine andere, ihm interessantere Wendung zu geben, und erlaubte sich, um etwas über Mizzi zu erfahren, zu fragen, ob die Frau Hofrätin allein daheim sei.

„Ja," lautete die knappe Antwort.

Das Fräulein sei wahrscheinlich im Theater? meinte er darauf.

„Nein," hieß es wieder kurz.

„Darf ich mir herausnehmen, zu fragen, wo Fräulein Mizzi hingegangen ist?" forschte er beharrlich weiter.

„Meine Tocher ist ausgegangen, Herr Erkner." Und die Hofrätin stichelte an der hellroten Blüte eifrig fort.

Der abgehackte Ton, die ganze Art, das ewige „Herr Erkner" — was hatte das nur zu bedeuten? In seine blauen Augen trat ein unruhiger Ausdruck. Warum war sie so eigentümlich heute, die sonst so überliebenswürdige Dame? Und vor allem: warum fehlte Mizzi?

Die Hofrätin schwieg wie er. Sie schien in ihre Arbeit ganz vertieft. Nach einer geraumen Weile erst nahm sie die Konversation wieder auf, indem sie öffentliche Dinge flüchtig streifte. In einer Art, der man es anmerkte, daß sie nicht bei der Sache war und nur sprach, um nicht unhöflich zu erscheinen.

Und Erkner wußte nun, es war nicht eine Laune, sondern Absicht, was sie so sein ließ. Er mußte Gewißheit haben.

„Jetzt bin ich über eine halbe Stunde da, gnädige Frau," sagte er, „und habe Zeit genug gehabt, wahrzunehmen, daß Sie anders gegen mich sind als sonst. Darf ich mir die Frage erlauben, warum?"

Nun hatte sie ihn da, wo sie ihn haben wollte.

In ihren auf die Stickerei gesenkten Augen blitzte es triumphierend auf. Dann hob sie leicht den Kopf und warf einen flüchtigen Blick auf den Frager. Ein leises Erstaunen lag in diesem Blick, und ihre Antwort ließ ein wenig auf sich warten.

„Sie irren sich, Herr Erkner," protestierte sie kühl, aber in einer Art, die seine Annahme bestätigen mußte.

„Verzeihung," bat er kurz, „wenn ich mich damit nicht zufrieden geben kann. Es macht mir ganz im Gegenteile immer mehr den Eindruck, daß Sie, gnädige Frau, sich zwingen müssen, meine Gesellschaft zu ertragen."

„O," meinte sie zögernd, „das ist es nicht." Sie schaute beharrlich auf die ihrer Vollendung entgegengehende Blüte, die unter ihrer Hand entstand.

„So haben Sie die Güte, es mir zu sagen," drang er auf sie ein, während er hastig aufstand.

„Sie setzen mich wahrhaftig in Verlegenheit, Herr Erkner," wich sie ihm nochmals aus. Nur war es ihr schon anzumerken, daß sie mit seiner Ungeduld Mitleid fühlte und nur noch stärker gedrängt sein wollte.

Er that es und bat eindringlich: „Alles kann ich ertragen, nur nicht unklare Situationen. So bitte ich dringend, lösen Sie mir das Rätsel, gnädige Frau."

So gebeten, hatte sie es nicht mehr nötig, ihn noch länger mit Ausflüchten hinzuhalten. Auch rückte der Zeiger auf der Uhr weiter und weiter, und sie hatte nicht mehr zu viel Zeit übrig, wollte sie sich nicht von Mizzis Heimkunft überraschen lassen.

Und plötzlich fand sie es auch passend, den Läufer

aus der Hand zu legen, obgleich das hellrote Blütenbüschel noch lange nicht vollendet war. Sie saß ein Weilchen nachdenklich, mit einer Miene da, als läge sie im Kampf mit ihrem Zartgefühl.

„Es ist recht peinlich," begann sie endlich stockend und schien verlegen. „Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen sagen soll —"

Er zuckte vor Ungeduld. „Wenn ich mir die Bitte erlauben darf, möchte ich es kurz herausgesagt hören, gnädige Frau." Sein Ton verriet mühsame Beherrschung.

„Ich begreife ja, daß Sie klar sehen wollen," entgegnete sie in wohlberechneter Absicht immer noch zaudernd, „aber es fällt mir nicht leicht. Doch schließlich ist es meine Pflicht als Mutter, daß ich mein Kind vor gänzlich unbegründeten Annahmen gewisser Leute" — die letzten zwei Worte klangen mit beigemischter Geringschätzung hervorgehoben — „schütze." Sie machte eine Pause nach diesem ersten Aufschluß, der Erkner so überraschend traf, daß er sie sprachlos anstarrte.

„Ja," fuhr sie fort, „das ist es. Leider, Herr Erkner! Sie wissen, wir haben Sie als Freund unseres Hauses immer gern gesehen; doch hat Ihr häufiges Kommen irgend welchen Leuten Anlaß gegeben, daraus ganz unberechtigte Schlüsse zu ziehen, die meine Tochter in das falsche Licht gebracht haben, als stünde sie Ihnen näher, als es thatsächlich der Fall ist. Hieraus dürften ihr und mir noch weitere Unannehmlichkeiten erwachsen. Und das —"

„Noch weitere?" fiel er ihr erstaunt ins Wort. „Haben denn die Damen bereits welche gehabt?"

„Gewiß, Herr Erkner. Ich habe bisher darüber geschwiegen, aber schließlich kann man es sich doch nicht auf die Dauer gefallen lassen, von intriganten Leuten fortwährend behelligt und — mit anonymen Briefen geradezu überschwemmt zu werden."

Die Spannung seiner Nerven wich. Er atmete erleichtert auf.

„Ah," machte er, „das ist es also?" Und dann mit einem halben Lächeln, das die Hofrätin seltsam berührte: „Man würdigt meine Wenigkeit also anonymer Briefe? Aber, liebe gnädige Frau, warum haben Sie mir denn das nicht schon früher gesagt?"

„Warum hätt' ich das sollen?" meinte sie in vornehmthuender Gelassenheit. „Anonyme Briefe wirft man doch in den Papierkorb. Und das hab' ich gethan. Aber wenn sie immer wieder kommen — Sie werden es begreifen, daß man da zuguterletzt den Spaß satt bekommt."

„Gewiß," stimmte er bei. „Man hat auch den Grund dazu. Aber was steht denn nur in diesen Briefen?"

„Nur immer dasselbe in allen möglichen Variationen. Daß Sie gebunden sind, dann Warnungen und Drohungen —"

„Gebunden — ich?" Er lachte belustigt auf. „Das ist mir neu." Und ernster werdend, bat er dann, sie möge ihm die Briefe, wenn sie dieselben noch besitze, zum Lesen geben.

Sie hatte auf diesen Augenblick gelauert und triumphierte. Sie habe aber nur noch einen, sagte sie, den letzten. Dann ging sie in ihr Schlafkabinett, blieb absichtlich eine gute Weile drinnen und kam dann mit dem lilafarbenen Brief heraus.

„Ich habe ihn versteckt gehabt, daß meine Tochter ihn nicht findet, und mußte ihn erst suchen," entschuldigte sie ihr längeres Ausbleiben und reichte ihm den Brief. „Die Schrift ist offenbar verstellt," meinte sie noch flüchtig. „Aber vielleicht finden Sie doch bekannte Züge darin."

Er verneinte nach aufmerksamer Prüfung und las dann still für sich:

„Sehr geehrte Frau!

Noch immer nehmen Sie die Besuche dieses Herrn Erkner an, der — wie Sie doch schon wissen müssen — Beziehungen unterhält, die er nicht lösen kann. Noch immer wollen Sie nicht gewarnt sein und gestatten Ihrer Tochter den Verkehr mit einem Herrn, der ältere Rechte einer anderen Dame zu respektieren hat und charakterlos wäre, wenn er vergessen sollte, daß er ernste Verpflichtungen zu erfüllen hat. Seien Sie demnach noch einmal auf das dringendste gewarnt, wenn Sie nicht ein Ereignis heraufbeschwören wollen, das auch für Sie sehr peinlich werden müßte.

Dies rät Ihnen in allem Ernst

eine wohlmeinende Freundin."

Als er gelesen hatte, behielt er den Brief in der Hand. Die Heiterkeit war aus seinen Zügen geschwunden, nachdenklich blickte er auf das Schreiben nieder.

„Nun?" wandte sich die Hofrätin an ihn, da ihr sein Schweigen zu lange währte. „Es ist dumm das Ganze, nicht?"

Er schüttelte den Kopf. „Nein, gnädige Frau, es ist nicht einmal so dumm. Aber gemein." Seine Stimme klang sehr ruhig.

Es durchfuhr sie leise in bänglicher Regung. Sie hatte anderes erwartet, Bestürzung, vielleicht auch Empörung. Aber so, wie er nun war — das gefiel ihr nicht. Es schien die Sache zu komplizieren ... Und plötzlich wurde ihr zu Mute, als wäre es schwankender Boden, darauf sie sich bewegte. Und sie rief ihre schwindende Sicherheit gewaltsam zurück.

„Das ist es auch, mein Freund, ja, und es würde mich sehr interessieren, zu wissen, von wem der Brief ist. Haben Sie keine Ahnung?"

Und da er abermals stumm verneinte, streckte sie in-

ſtinktiv die Hand nach dem Schreiben aus. „Geben Sie ihn mir wieder, bitte.“

Er machte einen kleinen Schritt zurück. „Verzeihung, gnädige Frau, ich möchte ihn behalten.“ Er bat in ſehr beſtimmtem Tone darum.

„Warum?“ Sie ſchien bloß verwundert, aber ſie fühlte ſich von einer unbeſtimmten Angſt erfaßt. Es war die dunkle Empfindung, als ſei die Sache nun auf einem Punkte, wo ſie umkippen könne. Und ſeine Antwort gab ihr zu ihrem geheimen Schrecken recht.

„Ich möchte die Sache doch nicht auf ſich beruhen laſſen. Dieſer Brief verdächtigt mich in ganz infamer Weiſe. Da habe ich wohl ein Intereſſe daran, der Sache nachzuforſchen und den Schreiber oder die Schreiberin zu ermitteln.“

Ihr blieb für einen Augenblick die Luft aus, und ſie fühlte, daß ſie erbleichte. Wie fatal!

„Hieße das nicht der Sache zu viel Wichtigkeit beimeſſen?“ fragte ſie mit einer Miene, die überlegen ſein ſollte, aber recht gezwungen ausſah.

Das fiel ihm nun zwar auf, nur legte er dem keine ſonderliche Bedeutung bei. „O keineswegs, für mich iſt es im Gegenteil ſehr wichtig, Ihnen für die Zukunft ähnliches zu erſparen und Ihr ganzes Vertrauen wiederzugewinnen.“

„Aber das beſitzen Sie ja, Herr Erkner,“ verſicherte ſie mit Haſt.

„Ihr Verhalten, gnädige Frau, belehrte mich leider anders,“ widerſprach er artig. „Und deshalb bitte ich um dieſen Brief.“

Sie fühlte es mit einem kalten Schauder, die Intrigue, ſo fein eingefädelt, ging ſchief, indem Erkner ſich nur für den Schreiber intereſſierte, während ſie damit gerechnet hatte, auf dieſen Brief hin Erkners Beziehung

zu Mizzi zur Aussprache zu bringen und ihn hübsch auf die Werbung hinzusteuern. Und nun — so arg verrechnet! Aber sie begriff im Nu, daß sie nicht widersprechen dürfe, wollte sie nicht seinen Argwohn wecken.

„Nun, wie Sie wollen, lieber Freund.“ Sie bot ihre ganze Willenskraft auf, um ihrer Stimme Festigkeit zu geben, und hätte dabei doch am liebsten vor Zorn geknirscht. „Ich glaube aber kaum, daß sich der Absender ermitteln läßt.“

„Vielleicht doch,“ sagte Erkner zuversichtlich. „Ich werde wenigstens für diesen Zweck keine Auslage scheuen.“ Er dankte für den überlassenen Brief und verwahrte ihn sorgsam in seiner Brusttasche.

„Das wollten Sie wirklich?“ fragte sie mit einem Lächeln, das ihr sehr schwer fiel. Sie fühlte sich dem Weinen nahe und hätte sich am liebsten auf ihn gestürzt, um ihm den Brief gewaltsam abzunehmen.

„Ganz sicher will ich das,“ klang die ruhige Erwiderung. „Als Unternehmer stehe ich mit verschiedenen Behörden, namentlich mit dem Magistrat, in geschäftlichen Unterhandlungen. Da kann es mir nicht gleichgültig sein, wenn mein Privatleben auf so gemeine Weise verdächtigt wird. Auch hab' ich stets zu viel auf meinen guten Ruf gehalten und danach gelebt, als daß ich meiner Ehre auf so heimtückische Art ungestraft nahe treten lassen könnte. Ich muß dafür Genugthuung erhalten. Und wenn es so weit sein wird, gnädige Frau, werden Sie wohl wieder die Güte haben, mich freundlich aufzunehmen.“

„Wie das?“

„Es ist natürlich, daß ich für so lange Ihrem Hause fernbleiben muß,“ erklärte er.

Hätte sie das voraussehen können! Es kam so ungeahnt, daß sie um alle Fassung kam. Aus großen Augen starrte sie ihn verdutzt an.

„Aber nein, das geht zu weit," proteſtierte ſie, ſich ſammelnd. „Das iſt ja viel zu ſchwer genommen." Sie machte den Verſuch, zu lächeln. Er mißlang ganz kläglich. Es war nur ein nervöſes Verziehen der Lippen.

Er nahm es wohl wahr, aber ſeine gerade, offene Natur, die alle anderen nach ſich beurteilte, ließ ihn nichts anderes dahinter finden, als daß ihr ſein Ausbleiben auf unbeſtimmte Zeit fühlbar ſein werde, nun ſie an ſein regelmäßiges Kommen gewöhnt war und für ihn — deſſen glaubte er gewiß zu ſein — die freundſchaftlichſte Sympathie empfand. Dennoch blieb er unerſchütterlich, wie in allen Dingen, die den Ehrenpunkt betrafen.

„Verzeihung, wenn ich der Anſicht bin, daß man Fälle, wo die Ehre eines Menſchen auf dem Spiele ſteht, nicht ernſt genug nehmen kann," widerſprach er mit Feſtigkeit. „Und nun, gnädige Frau" — er verbeugte ſich reſpektvoll — „geſtatten Sie mir, Abſchied zu nehmen. Es wird mir gewiß nicht leicht fallen, dieſes angenehme Haus zu meiden, aber leider muß es ſein." Er küßte ihr die Hand und ging. Und ſie mußte ihn gehen laſſen.

Ganz konſterniert blieb ſie zurück.

So ein Hereinfall! Ihr, der Klugen, Schlauen! Der geniale Streich mißlungen, ſo jämmerlich noch dazu! Und ſtatt den Heißbegehrten der heimkehrenden Tochter ſiegreich als Bräutigam zuzuführen, mußte ſie ihr melden, daß er vielleicht auf Nimmerwiederkommen das Haus verlaſſen hatte.

Sie hätte ſich ohrfeigen mögen und fuhr ſich wild mit beiden Händen an den Kopf.

Und mit Nachforſchungen hatte er gedroht und war auch wohl im ſtande, dieſe anſtellen zu laſſen. Und dann Polizei, Gericht und Feindſchaft mit der Kloyber, und ein ganz niederträchtiger Skandal! ...

Der Schrecken fuhr ihr durch den ganzen Körper. Mit

wankenden Knieen sank sie auf einen Stuhl und starrte wie entgeistert vor sich hin.

— — — — — — — — — — — —

Als Mizzi mit einem mäßigen Paket voll kleiner Schachteln, Büchsen und Fläschchen heimkam, recht neugierig, was denn die gute Mama nur in diesen zwei Stunden dem armen Erkner aufgeladen haben mochte, fand sie sie einsam beim roten Lampenschein am Tische sitzen, in die Lektüre eines Romans vertieft.

„O," sagte sie enttäuscht, „du bist allein, Mama?"

„Das siehst du," lautete die sehr gelassene Antwort. Die Hofrätin hatte Zeit gehabt, sich wiederzufinden, und sich ihr Verhalten genau vorgeschrieben.

„Und Erkner?" forschte Mizzi erwartungsvoll. „War er da?"

„Das wohl, mein Kind. Nur konnte er nicht bleiben. Eine Geschäftsangelegenheit hat ihn fortgeführt. Er ist nur ganz kurz dageblieben."

Das klang so glaubwürdig, daß Mizzi keinen Zweifel hegen konnte. Aber sie empfand ein plötzliches Bedauern über Erkners Abwesenheit, zugleich eine stille Freude, daß es zwischen ihm und Mama nicht zu jener Aussprache mit eigentlich doch ganz unbestimmbarem Ausgang gekommen war. Und als sie dann mit der Mutter allein beim Abendbrot saß, da hätte sie plötzlich etwas darum gegeben, wenn Erkner dagewesen wäre. Ihr war's, als müßte sie ihn in allen Winkeln suchen, und eine leise Sehnsucht nach ihm senkte sich auf ihre Seele.

5.

Am Nachmittag des nächsten Tages kam Frau Anastasia v. Kloyber zu Besuch. Die Neugier, ob das anonyme Briefchen die richtige Wirkung erzielt hatte, trieb sie her. Sie wurde von der Freundin mit großem Entzücken auf-

genommen, konnte aber keine Frage ſtellen, weil Mizzi anweſend war, und mußte ſich zunächſt auf eine Plauderei über allgemeine Dinge beſchränken. Dabei forſchte ſie fortwährend mit bedeutſamem Blinzeln in Frau Berthas Antlitz: „Na, iſt was los?“ Und die Hofrätin mahnte ſie mit gleich bedeutſamem Blinzeln zur Vorſicht vor der Tochter.

Schließlich wurde Mizzi auf dieſes Augenſpiel aufmerkſam. Sie erriet unſchwer, daß Frau v. Kloyber mit Mama gern unter vier Augen geweſen wäre, und war artig genug, ſich als Hindernis bei einer jedenfalls beabſichtigten intimen Ausſprache der Freundinnen zu fühlen. So ließ ſie denn die beiden allein.

Der Hofrätin war das nicht ſo erwünſcht wie ihrer Mitſchuldigen. Nur konnte ſie es füglich nicht gut hindern.

Frau Anaſtaſia war recht enttäuſcht, als ſie erfuhr, daß „noch nichts los ſei“, weil infolge geſchäftlicher Inanſpruchnahme Erkners die Gelegenheit gefehlt hätte, ihm den anonymen Brief einzuhändigen. Doch würde er dieſem Schickſal ſicher nicht entgehen, und die Hofrätin dann ihrer lieben Bundesgenoſſin ſogleich Kunde geben.

Von dieſer Auskunft nur halbwegs befriedigt, verlangte Anaſtaſia das „Brieferl“ nochmals zu leſen. Es ſchien, als wären ihr nachträglich doch gewiſſe Bedenken aufgeſtiegen.

Ihr Anſinnen brachte Frau Bertha für einen Augenblick außer Faſſung. Allein ſie ſammelte ſich raſch und machte der Freundin begreiflich, daß es bei Mizzis Anweſenheit im Hauſe nicht ratſam wäre, wenn ſie ſich beide ungewohntermaßen ins Kabinett zurückzögen. Das müßten ſie aber thun, da dort der Brief verſteckt ſei . . . Mizzi könnte etwas davon merken, und ihre Fragen ſeien oft recht unbequem.

Erſt nachträglich hatte Frau Anaſtaſia die Witterung, daß das eine Ausflucht ihrer lieben Bertha geweſen ſei. Für den Augenblick ſtand ſie von ihrem Begehren ab und nahm endlich nach einer langen Plauderſtunde, während welcher Frau Bertha darauf bedacht war, das Geſpräch von Erkner abzulenken, zärtlich Abſchied.

Die Hofrätin dankte Gott, als ihre Vertraute gegangen war. Wieder eine peinliche Situation vorüber! Wieder das Geſtändnis ihrer Blamage erſpart!

Sie atmete erleichtert auf, doch hielt dieſe Erleichterung nicht an. Sie dachte an Erkner und die Nachforſchungen, die er vielleicht ſchon eingeleitet hatte. Und ihr wurde wieder ſchwül ...

Am Morgen des folgenden Tages bekam ſie beim Frühſtück einen großen Schrecken. Als ſie das Morgenblatt zur Hand nahm und gewohnheitsmäßig die letzte Seite mit den Korreſpondenzen und Heiratsinſeraten anſah, fiel ihr an erſter Stelle eine fettgedruckte Anzeige ins Auge.

„Hohe Belohnung dem, der den anonymen Schreiber eines am 14. d. M. an Frau Bertha W.....r, VII. Bez. gerichteten Briefes, der ſich mit einem im Hauſe verkehrenden Herrn befaßt, namhaft zu machen weiß. — Adreſſe bei der Expedition dieſes Blattes."

Die Zeitung rauſchte leiſe in ihrer zitternden Hand. Sie hatte alle Mühe, ſich auf dem Stuhle zu erhalten, und Schweißperlen glänzten ihr auf der Stirn.

„Ja, was iſt denn?" rief Mizzi, die in ihrem Kaffee herumgelöffelt, betroffen, da ſie das verſtörte Ausſehen Mamas wahrnahm.

Die Hofrätin drückte ſich die Hände mit dem Blatte vors Geſicht, um Sammlung zu gewinnen. „Ich weiß nicht," ſagte ſie mit einem Stöhnen, „mir iſt auf einmal ſo übel." Und damit ſagte ſie die reine Wahrheit.

Mit einemmal atmete sie tief auf und hob den Kopf. „Es ist schon wieder vorüber ... Was das nur gewesen ist?“ Damit hatte sie sich von der Aufrichtigkeit wieder weit entfernt.

„Nun,“ äußerte Mizzi arglos mit einem Blick auf die üppige Gestalt der Mutter im prall anliegenden Hauskleid, „das Mieder wird daran schuld sein. Ist es denn nötig, daß du dich schon in aller Frühe so fest schnürst?“

Der Hofrätin war diese Annahme nicht unangenehm. Und ohne die Zeitung los zu lassen, erhob sie flüchtig Widerspruch, was eine kleine Debatte nach sich zog. Dann trank Mizzi mit Behagen ihren Kaffee, und die Mama beschäftigte sich anscheinend wieder mit dem Morgenblatte.

In Wahrheit lag ihr nichts ferner als das Lesen. Sie lauerte nur auf den Moment, da sie sich, ohne auffällig zu werden, zurückziehen konnte, und schluckte ohne jeden Appetit ihren sonst so geliebten Kaffee hinunter. Dann ging sie mit dem Blatte in ihr Kabinett.

Das that sie oft, wenn es sehr Interessantes darin zu lesen gab. Mizzi war daran gewöhnt, die Zeitung immer erst nach der Mama zu lesen. Sie staunte demnach, als sie — gut eine Stunde später erst, da sie das Blatt erhielt — gar nichts von besonderem Interesse darin finden konnte. Und da der redaktionelle Teil sie heute kalt ließ, wollte sie schließlich die Korrespondenzen, die oft so amüsant waren, lesen. Aber — sieh da! — die Korrespondenzen waren weg! Die ganze letzte Seite fehlte.

Auch das war nichts Neues. Mama riß oft genug Blätter heraus. Nur war Mizzi jetzt um ihr Vergnügen gekommen und legte ärgerlich das Blatt weg.

Den ganzen Tag harrte die Hofrätin ängstlich auf jedes Läuten, jedes Geräusch im Vorzimmer draußen und starrte besorgt auf die Thür, ob die Gefürchtete nicht wiederkäme, um sie zur Rechenschaft zu ziehen. Doch

waren es nur immer Bettler und Hausierer, die — dreist genug — die Klingel in kräftige Bewegung setzten. Und die Frau Hofrätin tröstete sich dann immer mit dem Gedanken, daß ihre Freundin glücklicherweise auf ein anderes Blatt abonniert sei und von der vertrackten Anzeige wohl nichts erfahren werde.

Der nächste Morgen brachte ihr die alte Unruhe zurück. Das Inserat stand wieder an erster Stelle in der Zeitung, wieder fehlte später zu Mizzis Enttäuschung das letzte Blatt, und wieder verbrachte die Hofrätin einen Tag voll geheimer Angst.

Am dritten Tage war es genau so. Die Hofrätin kam in Aufregung über die stehende Anzeige, und Mizzi in hellen Aerger über die herausgerissenen Korrespondenzen, die ihr in dem andauernd langweiligen Zeitungsinhalt die einzige Kurzweil geboten hätten.

Eine Stunde später — es hatte eben zehn Uhr geschlagen, und Mizzi war in die Musikschule gegangen — hörte die Hofrätin eine fremde Männerstimme im Vorsaal. Das Mädchen kam und brachte eine Karte, darauf ein der Hofrätin völlig unbekannter Name stand. Der Herr ließe sehr bitten, meldete das Mädchen.

Nach ein paar Sekunden stand der Fremde vor ihr. Er war in eleganter Salontoilette, noch jung, hatte das Aussehen und Gebaren eines Gentleman, stellte sich als Beamter der Internationalen Geheimagentur vor und teilte sogleich mit, daß er zu dem Zweck gekommen sei, um die Frau Hofrat ergebenst um einige Auskünfte zu bitten.

Diese erschrak zu Tode. Ganz fassungslos schaute sie den Herrn an. Sie nahm wahr, daß dieser einen ganz merkwürdig lauernden Blick hatte — den echten Detektiveblick wohl — und das gab ihr die Fassung wieder. Ihre Augen, eben noch so bestürzt im Ausdruck, nahmen jenen

kühlen Erstaunens an. „In welcher Sache denn?" begehrte sie zu wissen.

Der Herr deutete ergebenst an, daß die Frau Hofrat die Angelegenheit wohl kenne, ja selbst dabei in Mitleidenschaft gezogen sei und deshalb wohl das gleiche Interesse daran haben müsse wie der Auftraggeber seines Chefs. So habe er die Frau Hofrat nur um Aufschluß zu bitten, wem unter ihren Bekannten sie es vielleicht zutrauen könnte, jenen anonymen Brief über Herrn Erkner geschrieben zu haben, da es sich schon unzweifelhaft herausgestellt habe, daß der Schreiber dieses Briefes unter den Bekannten des Herrn Erkner nicht zu suchen sei.

Die Hofrätin hätte es sich nicht träumen lassen, daß sie einmal das zweifelhafte Vergnügen haben werde, einen Detektive in Ausübung seiner Funktion bei sich zu sehen, und sie empfand gute Lust, diesen Herrn vor die Thür zu setzen. Unglücklicherweise ging das nicht an. Um die Spürnase dieses Herrn nicht zu kitzeln, durfte sie sich nicht einmal weigern, ihm die verlangten Auskünfte zu geben, und mußte ihn obendrein höflich behandeln.

„Ich bezweifle," sagte sie, still empört zwar über den lauernden Schlangenblick, der auf ihr ruhte, aber mit kühler Liebenswürdigkeit, „daß ich Ihnen in dieser Sache irgendwie nützen könnte, denn ich verkehre nur mit Leuten, die über jeden Verdacht erhaben sind."

Das zog der Herr nicht in Zweifel. Er ließ nur die bescheidene Bemerkung fallen, daß es bei aller Hochachtung vor diesen Herrschaften sachdienlich wäre, wenn die Frau Hofrat die Gewogenheit hätte, ihm die Namen zu nennen.

Und da sie ihn nun entrüstet ansah, fügte er erläuternd hinzu, daß man auf diese Weise vielleicht auch zum Ziele käme, und es — falls man nachträglich doch Gründe hätte, den anonymen Briefschreiber zu schonen — nicht

ungeschehen machen könnte, wenn man vorher zur Polizei gegangen sei.

Wenn das ein Schreckschuß sein sollte, so saß er jedenfalls. Die Hofrätin erkannte zu ihrer Bestürzung, daß es kein Entrinnen gab, und bequemte sich dazu, „aus Rücksicht auf Herrn Erkner", ihren Umgangskreis namhaft zu machen. Nur eine einzige Person nannte sie nicht: Frau Anastasia v. Kloyber. Und hätte man ihr spanische Stiefel angelegt: diesen Namen hätte sie sich nicht entreißen lassen.

Nachdem der Herr mit dem entsetzlichen Blick wieder fort war, atmete sie befreit auf. Seine Visitenkarte zerriß sie in kleine Stücke, warf sie zum Fenster hinaus und wandte sich dann ihrer Stickerei zu. Aber sie war nicht bei der Sache und stach sich fortwährend in den Finger. Das kam daher, daß sie unausgesetzt an die Polizei und an Detektiveinstitute dachte, bis ihr der Kopf ganz wirbelig, und ihr ganz elend wurde.

Sie sollte ihrem Schicksal nicht entgehen. Gegen Abend schrillte draußen, von aufgeregter Hand berührt, die Klingel.

Die Hofrätin fuhr heftig zusammen. Und wie sie so, mit angestrengten Sinnen lauschend, die Stimme Anastasias im Vorzimmer vernahm, zitterte sie wie ein zum Stillstand gebrachtes scheues Pferd. Miene und Haltung sahen wie das verkörperte Schuldbewußtsein aus. Jetzt brach ihr Schicksal über sie herein. Und dabei blieben ihr nur wenige Sekunden Zeit, sich zu sammeln.

Ungestüm klopfte es an die Thür. Ohne das Herein abzuwarten, rauschte Frau Anastasia v. Kloyber im schwarzen Seidenkleide, einen jugendlichen Hut mit einer ganzen Ladung von Maiglöckchen auf dem schwarzen Kopfe, mit Vehemenz herein, blaß vor Aufregung, mit zornsprühenden Augen.

„Ach — du!" Die Hofrätin sprang hurtig wie ein

Gummiball empor und lächelte ſehr ſüß, that ſehr entzückt. „Wie lieb von dir, mich ſo zu überraſchen!“

Sie war der Freundin entgegengeeilt und wollte ſie zärtlich umhalſen.

Frau Anaſtaſia ſchob ſie brüsk zurück. „Laß das nur. Ich bin dazu nicht in der Stimmung.“

„Ach geh!“ klang es in heuchleriſchem Erſtaunen zurück. „Was haſt du denn? Iſt dir etwas geſchehen?“

„Na, frag noch lang!“ bekam Frau Bertha grob zur Antwort. „Du wirſt es ſchon gut genug wiſſen, warum ich da bin.“

„P—ſt!“ fiel die Hofrätin, die aus Angſt nicht länger heucheln konnte, den Finger an den Lippen, ihr in die Rede und bat, die Stimme zu einem nur für Frau Anaſtaſia hörbaren Flüſtern herabgedämpft: „Nicht ſo laut! Die Mizzi“ — ſie deutete nach links auf die Thür — „braucht nichts zu hören.“

„Ach was,“ rief Frau v. Kloyber, „was geht das mich an, ob ſie's hört oder nicht! Ich bin gekommen, um mich bei dir zu bedanken, daß du mich in ſo eine Patſche hineingeritten haſt.“

„Aber ich bitte dich,“ flehte Frau Willmitzer verzweifelt und krampfte ihre Hände um die Arme der ergrimmten Freundin, „ſchrei doch nicht ſo! Blamier mich doch nicht vor meiner Tochter. Sie darf nichts wiſſen, hörſt du?“

In ihrer Pein drückte ſie der anderen blaue Flecke und verſuchte es, ſie in das Kabinett hineinzuziehen.

„Ach was!“ ſchrie Frau Anaſtaſia, die darüber nur noch mehr in Zorn kam und von dem Kabinett nichts wiſſen wollte. „Laß los!“ Sie ſchüttelte Frau Bertha kräftig ab. „Los, ſag' ich dir! Ich bleib' da. Und du — verantworte jetzt, was du gethan haſt.“

Sie fauchte vor Aufregung und ſtach die unglückliche Hofrätin mit ihren Blicken durch und durch.

„Ich bitt' dich," flehte dieſe nochmals, und forſchte dann ganz hilflos: „Wie haſt du es denn nur erfahren?"

„Im Kaffeehaus natürlich. Du weißt doch, daß ich ins Kaffeehaus gehe ... Da krieg' ich dieſes „Tagblatt" in die Hand und ſeh' das Inſerat drin. Ja, ſag' mir doch nur" — ſie preßte die verſchränkten Hände an das Kinn, ſchob den Kopf vor und ſtarrte aus glühenden Augen auf Frau Bertha — „wie konnteſt du nur ſo verrucht oder ſo blöd' ſein, mich in ſo 'was mitzureißen? In ſo eine Geſchichte? Glaubſt du denn, daß ich Luſt habe, mich aus purer Freundſchaft einſperren zu laſſen? Du hätteſt wiſſen müſſen, weil du Herrn Erkner genau kennſt, daß er ſo etwas nicht ruhig einſtecken wird. Wie haſt du es denn nur angeſtellt, daß es ſo gekommen iſt?"

Im Kabinett nebenan ſaß Mizzi vor ihrem Schreibtiſch. Sie war in die Ueberſetzung einer kleineren Erzählung aus dem Deutſchen ins Engliſche vertieft, als ſie auf einmal durch die laute Stimme der Frau v. Kloyber aufgeſtört wurde. Sie hatte nicht horchen wollen, doch wäre es ein Ding abſoluter Unmöglichkeit geweſen, nicht jedes Wort zu hören, was dieſe ſtimmgewaltige Frau mit der ſchmächtigen Geſtalt da draußen ſprach. Und ſo hörte ſie alles und lauſchte mit großen Augen ganz beſtürzt.

Der Kloyber fiel es nicht ein, ihren Tonfall zu mäßigen; ſie wurde eher noch lauter. Und die Hofrätin gab ſchließlich das Beſchwichtigen auf und griff gereizt zur Notwehr. Sie zankten ſich wie zwei Marktweiber, eine wälzte die Schuld auf die andere. Die Kloyber höhnte die Willmitzer wegen des glorioſen Einfalls, mit einem anonymen Brief ehrenrührigen Inhalts einen Schwiegerſohn einfangen zu wollen, und noch mehr wegen des noch glorioſeren Hereinfalls; die Willmitzer bezichtigte die Kloyber der eigentlichen Urheberſchaft des Briefes, denn unbeſtritten ent-

ſtammte dieſer ihrem Geiſte. Es folgte lungenkräftige Replik und zungenfertige Duplik.

Eine Zeitlang ging es ſo hin und her.

Schließlich kam die Kloyber mit der entſchiedenen Forderung, die Willmitzer möge ſich Erkner gegenüber als die Abſenderin des anonymen Briefes erklären, damit die gefährliche Geſchichte ein Ende hätte. Strikt und drohend begehrte ſie die Selbſtbezichtigung der anderen, widrigenfalls ſie die Willmitzer einfach preisgeben und dem Erkner nennen würde.

Die Hofrätin verwahrte ſich mit aller Energie dagegen und drohte erbittert, ſie würde gegebenen Falles vor Gericht alles beſtreiten, denn ihre Mitſchuld ließe ſich durch nichts beweiſen, die Schuld der Gegnerin ſei aber klar, und jeder Sachverſtändige im Schreibfach würde die Schrift im Brief als die von Anaſtaſia v. Kloyber erkennen.

Mizzi hörte alles. Sie ſaß eine Weile ſo wirr da, als hätte man ſie vor den Kopf geſchlagen. Aber ſie ſah nun klar und wußte, begriff alles. Deshalb alſo damals bei dieſem Unwetter der notwendige Ausgang der Mutter zur Kloyber, um dieſen anonymen Brief an ſich ſelbſt ſchreiben zu laſſen! Und dann am Morgen darauf das Eintreffen dieſes famoſen Briefes und die Komödie, die ihr Mama damit vorgemacht. Nur war Erkner ſo klug geweſen, nicht hineinzufallen; er hatte ſich der Frau Mama einfach empfohlen und war gegangen, um die Sache weiterzuverfolgen. Und die zwei Frauen, die ſich nun in den Haaren lagen, dieſe Frauen, die ſich ſo viel darauf zu gute thaten, praktiſche Naturen und männerkundige Damen zu ſein, waren doch dumm genug geweſen, anzunehmen, durch ein ſo abſonderliches Manöver Erkner dahin zu bringen, wo ſie ihn hatten haben wollen. Die eine als tochterverſorgungswütige Mutter, die andere als ränkeſüchtige Freundin.

Und wie es nun im Zimmer nebenan immer noch redeschlachtgewaltig weiterging, fand Mizzi es nötig, sich zwischen die erbosten Damen zu stellen, schon deshalb, weil sie die Kloyber bei ihrem hitzigen Temperament wohl für fähig hielt, ihre Drohung wahrzumachen und die Mama vor Erkner fürchterlich zu kompromittieren. Und dann konnte sie es sich auch nicht versagen, sich für die vielen Belehrungen, die ihr die Mutter über das Kapitel „Männerfang" erteilt, einmal ein bißchen zu entschädigen.

„Was willst du?" fuhr die Mama sie zornig an, als Mizzi plötzlich zur Thür hereinkam. „Du hast hier nichts zu suchen!"

„O doch, Mama," widersprach die Tochter mit einem Anklang von Sarkasmus. „Ihr habt ja jetzt kein Geheimnis mehr aus diesem genialen Streich gemacht, und da ich doch schon einmal alles weiß, danke ich dir und der Frau v. Kloyber schönstens dafür, daß ihr mich aus zarter Sorge um mein Schicksal vielleicht in das Licht gebracht habt, daß ich mit im Komplott gewesen sei."

„Wirst du —" Die Hofrätin fand nun erst Worte, und aus ihrer Stimme klang es wie Donnergrollen. Ein einfacher Verlegenheitsbefehl, um ihr mütterliches Befehlsrecht zu wahren. „Wirst du gleich wieder gehen!"

„Noch nicht, Mama," entgegnete Mizzi kühl. Die Maima hatte alle Schrecken für sie verloren. „Ich wollte nur noch sagen, daß ich dir rate, dich wieder mit deiner Freundin zu versöhnen. Die Welt braucht nichts davon zu wissen, daß wieder einmal jemand die Erfahrung gemacht hat, daß anonyme Briefe verbrauchte Mittel sind, die statt des Sieges nur die gute Lehre bringen, wie man es nicht zu machen hat. Uebrigens wird es mir schon gelingen, die Sache in Ordnung zu bringen. Denn," wandte sie sich lächelnd an ihre Mutter, „wenn ich auch

deine Ratschläge nicht befolgt habe, so glaube ich doch, daß ich mit meinen Mitteln bei Herrn Erkner besser gewirkt habe und auch jetzt wirken werde."

Damit ging sie und überließ es den beiden, von ihrem Vorschlag zur Versöhnung Gebrauch zu machen oder nicht. Sie wußte es: sie wären froh gewesen, mit heiler Haut der Fährnis zu entrinnen und ihrer alten Freundschaft einen Flicken aufzusetzen.

Im Kabinett drin legte sich Mizzi Briefpapier zurecht und schrieb an Erkner:

„Sehr geehrter Herr!

Durch einen Zufall habe ich von dem anonymen Brief und seinen Folgen Kenntnis erhalten, auch erfahren, von wem derselbe herrührt, und bitte Sie nun, lassen Sie die Sache fallen und forschen Sie nicht weiter nach dem Schreiber. Betrachten Sie das Ganze als eine Mystifikation, die nur zu belachen ist. Auf Erfüllung meiner Bitte rechnend, grüßt Sie

Marie Willmitzer."

— — — — — — — — — — — —

Tags darauf, kurz nach dem Mittagessen, da Mama schon ihre Siesta hielt, kam Erkners Antwort.

Sie öffnete den Brief und las:

„Verehrtes Fräulein!

Ihr Wunsch ist mir ein Auftrag, den ich freudig vollziehe. Ich gebe alle weiteren Nachforschungen auf und verspreche Ihnen aus freiem Antrieb, daß ich Sie niemals um das Nähere befragen will. Wohl aber möchte ich Sie um etwas anderes befragen, liebes Fräulein, und deshalb nehme ich mir gleich die Freiheit, mein Kommen anzusagen. Für heute abend sechs Uhr, denn die Angelegenheit ist sehr dringend.

Ihr ganz ergebener

Robert Erkner."

Und wie sie mit dem Lesen zu Ende war und das, was zwischen den Zeilen stand, sich richtig zu deuten wußte, erkannte sie an dem heißen Glücksgefühl, das ihr die Brust durchströmte, daß sie ihn liebte, und in mädchenhaftem Bangen zagte sie dem Augenblick entgegen, da sie durch Roberts Frage an den großen Wendepunkt ihres Lebens gelangen sollte.

— — — — — — — — — — — —

Schlag sechs Uhr war er da und hörte — wie er es ersehnt und auch erwartet hatte — daß die Frau Hofrat nicht daheim sei. Nur das Fräulein.

Wie er ihr dann im Zimmer gegenüberstand, lief eine heiße Flamme über ihr Gesicht, mit lauten Schlägen pochte ihm ihr Herz entgegen.

Ein Weilchen konnte sie sich nicht vom Flecke rühren. Dann nahm sie sich zusammen, machte ein — zwei Schritte auf ihn zu, ein süß befangenes Lächeln um die Lippen, die Augen mit verwirrtem Blick und doch glückselig, und dabei reichte sie ihm zum Gruß die Hand.

Warm und zuckend ruhte sie in seiner. Und plötzlich, wortlos — er wußte nicht, wie es so jäh über ihn kam — zog er das junge Mädchen an sich.

„Mizzi," flüsterte er zärtlich, „Mizzi, ich hab' dich lieb ... so lieb!"

Und sie, von seinem starken Arm umfangen, empfand ein seliges Heimatsgefühl an seiner Brust und schmiegte sich innig an ihn. —

Nicht lang nach sieben Uhr kam die Hofrätin mit einer Anzahl von Paketen beladen heim. Sie hatte diese Einkäufe für unerläßlich erachtet, um damit ihre Abwesenheit bei Erkners Ankunft zu rechtfertigen. Eigentlich war sie aber fortgegangen, um den jungen Leuten die nötige Aussprache zu ermöglichen; ebensosehr auch aus dem Grunde, um die erste Wiederbegegnung mit Erkner noch

etwas hinauszuſchieben. Am liebſten freilich wäre ſie ihm möglichſt lang aus dem Weg gegangen, wenn ſich das nur hätte machen laſſen; doch mußte ſie ſchließlich noch froh ſein, wenn dieſes fatale Zuſammentreffen vorbei, und ſie damit gleichzeitig der großen Sorge um ihr Kind für alle Zeiten ledig wäre.

So war es ein recht ſchwieriger Moment für ſie, als ſie ihm nun entgegentrat, unſicher, ob er nicht doch alles wiſſe, vielleicht auch nur ahne, und ſie konnte es nicht hindern, daß ihr die Röte der Verlegenheit in jähem Schwall die Wangen färbte. Erfahren, wie ſie aber war, that ſie die läſtige Verwirrung energiſch ab, fand raſch ihre alte Sicherheit wieder und wollte ihn mit ihrer ganzen Süßigkeit begrüßen. Nur kam ſie nicht dazu, denn ſofort teilte Mizzi ihr mit leuchtenden Augen die große Botſchaft mit:

„Wir haben uns verlobt, Mama!"

Und Erkner bat die Frau Hofrat in aller Form um Mizzis Hand.

Frau Willmitzer wußte es nun zwar, daß ſie mit allen ihren angewandten Kunſtgriffen auch nicht den beſcheidenſten Anteil an dieſem glücklichen Ereignis hatte. Allein ihr genügte es, daß der heißumrungene Schwiegerſohn doch feſtgenagelt war. In feierlicher Poſe gab ſie ihren mütterlichen Segen.

Erkner hatte nun zwar die richtige Ahnung von dem ſeltſamen Manöver, mit dem die Frau Mama ihn hatte in die Schlinge locken wollen, doch ſeinem Wort getreu ließ er ſich davon nichts merken und wollte es — wenigſtens zunächſt — für ſich behalten. Er war voll Glück, daß er eine ſo entzückende Braut beſaß, er war ſich aber auch bewußt, daß er ſeine zukünftige Schwiegermutter mit ſeinem Wiſſen werde ſtets im Schach halten können.

Ein Kleinod Thüringens.

Bilder von der Wartburg. Von Alexander Ritter.

Mit 16 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Mehr denn achthundert Jahre bereits thront ſüdlich von Eiſenach auf einem Bergesgipfel des Thüringer Waldes ernſt und hehr die Königin unter den Burgen, das Kleinod des Landes, von dem der Dichter ſingt:

„O Wartburg, heilig durch Erinnerungen,
Du, Deutſchlands Burg, du ruhmesreiche Feſte,
Wie freudig grüßen dich die Pilgergäſte,
Von Luſt und ſel'gem Hochgefühl durchdrungen!"

Der erſte Ausflug, den der nach Eiſenach kommende Fremde unternimmt, gilt gewöhnlich der Wartburg, zu deren Höhe zahlreiche und reizvolle Fuß- und Fahrwege emporführen.

Man kann ſowohl durch das Predigerthor wie durch das Frauenthor und durchs Georgenthal dorthin gelangen. Der gewöhnlich gewählte und bequemſte Fahrweg zweigt oberhalb der Hainteiche rechts von der beim Frauenthor mündenden Chauſſee ab. Er zieht ſich weiterhin über den Gaulanger im weiten Bogen um das Hellthal herum, bis er in fortwährenden Schlangenwindungen, am Eliſabethenbrünnlein vorüber, in dem der Sage nach die heilige Eliſabeth die Kleider der Armen wuſch und die

Kranken badete, auf die erste Hochterrasse mündet, wo, unterhalb des letzten Berggipfels, die meisten Wege zusammenlaufen.

Hier tritt die Burg in prachtvoller Weise in den Gesichtskreis der zu ihr Emporstrebenden, und der weitere Aufstieg gewährt uns Muße, einen Rückblick auf ihre Geschichte zu werfen. Der thüringische Landgraf Ludwig II., im Volksmunde „der Springer" geheißen, begann ihren Bau im Sommer 1067. Der Ueberlieferung nach war er auf einem seiner Jagdzüge bis zum Gipfel des Berges gelangt, den jetzt die Burg krönt, und soll, begeistert von der sich dort bietenden herrlichen Aussicht, gerufen haben: „Wart, Berg, du sollst mir eine Burg werden!" Darauf sei der Name Wartburg zurückzuführen. Als sie vollendet war, ließ er zu Füßen des herrlichen Schlosses eine Ringmauer in weitem Bogen ziehen, zu der jedes Thüringer Dorf beisteuern und an der es mitarbeiten mußte, und hinter der dann allmählich die Stadt Eisenach sich aufbaute. Die Wartburg aber blieb seit Ludwig dem Springer bis zum Aussterben der alten thüringischen Landgrafen aus seinem Hause mit Heinrich Raspe im Jahre 1247 ununterbrochen die Residenz jener Dynasten und Sitz eines Burggrafen.

Unter dem kunstsinnigen und freigebigen Landgrafen Hermann I. (1190—1216) wurde die Wartburg zu einer Freistatt und Pflanzstätte deutscher Sangeskunst erhoben und der Schauplatz des berühmten, jedoch wahrscheinlich nur der Sage angehörenden Sängerkrieges, den Richard Wagners „Tannhäuser" verherrlicht. Mit dichterischer Freiheit läßt Wagner den Minnesänger Tannhäuser an jenem poetischen Wettstreit teilnehmen; in Wirklichkeit hat Tannhäuser jedoch nie die Wartburg betreten, und der Sängerkrieg fand ohne ihn statt.

Mit einem Kranze der rührendsten Sagen haben die

Auf dem Wege zur Wartburg.

Thaten und Wunder der heiligen Elisabeth die Burg umschlungen. Sie war eine Tochter des Königs Andreas

Das Elisabethenbrünnlein.

von Ungarn und wurde 1221 die Gemahlin des Landgrafen Ludwig IV. Für alle Zeiten lebt das Andenken der frommen, mildthätigen Fürstin in Sage und Legende fort; allbekannt ist das

„Rosenwunder“ der Heiligen, und als sie sich eines Tages zur Tafel begab, an welcher der deutsche Kaiser und geladene Fürstlichkeiten saßen, unter denen sich die Ver-

Blick durch das Burgthor.

wandten der selbst ganz schlicht und schmucklos einherschreitenden „Bettlerin“ schämten, da stiegen unsichtbar Engel hernieder, einen wundersamen, sternengestickten Mantel der Gottesmagd umzulegen und ihr eine goldene Krone aufs Haupt zu setzen. Nachdem ihr Gemahl auf

dem Kreuzzuge im gelobten Lande verschieden war, vertrieb ihr Schwager Heinrich Raspe sie mit ihren Kindern von der Wartburg. Sie entfloh nach Marburg, wo sie

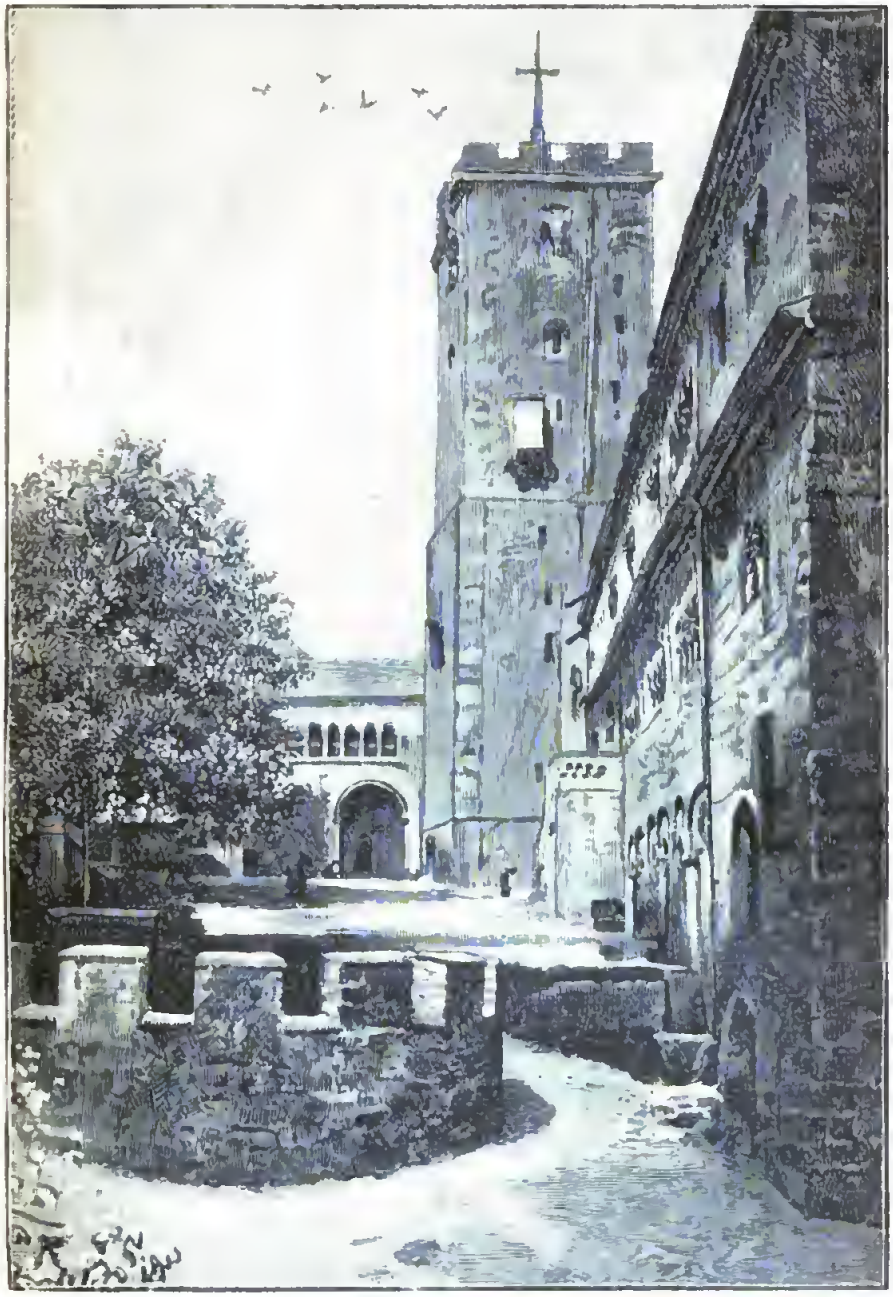
Vor dem Thore der Wartburg.

am 16. November 1231 im vierundzwanzigsten Lebensjahre verschied.

Mit Heinrich Raspe war das Geschlecht Ludwigs des Bärtigen erloschen, und nun entbrannte ein blutiger Erbfolgekrieg um das Thüringer Land und die Wartburg.

Nachdem Thüringen an die Markgrafen von Meißen

gefallen war, nahm Albrecht der Unartige, der von seinem Vater Heinrich dem Erlauchten das neuerworbene Land



Im Hofe der Wartburg.

erhielt, seinen Sitz wieder auf der Wartburg. Die Nachfolger machten es ebenso bis auf Balthasar, den letzten

Landgrafen, der hier 1406 ſtarb. Deſſen Sohn Friedrich der Einfältige beſuchte die Burg ſeiner Väter nur noch ſelten, und da nach ſeinem Ableben Thüringen an die meißener Linie des Hauſes Wettin zurückfiel (1440), ſo hörte die Wartburg fortan auf, Reſidenz zu ſein. Nur ein Burgvogt ſaß auf dem ehrwürdigen Fürſtenſchloß, das mehr und mehr verfiel.

Da kam das Jahr 1521 heran. Nach dem Wormſer Reichstage weilte Martin Luther auf Kurfürſt Friedrich des Weiſen Veranlaſſung zehn Monate als „Junker Görg" auf der Wartburg unter dem Schutze ihres Schloßhauptmanns Hans Kaſpar v. Berlepſch und arbeitete dort an ſeiner Bibelüberſetzung. Später geriet die Wartburg faſt in Vergeſſenheit, bis ſie die deutſchen Studenten durch das große Feſt der Burſchenſchaft von 1817 gewiſſermaßen zu neuem Leben erweckten. Und dann faßte im Jahre 1847 der jetzige kunſtſinnige Großherzog Karl Alexander von Sachſen-Weimar-Eiſenach den dankwürdigen Entſchluß, das Ahnenſchloß der ſächſiſchen Fürſten in ſeinem alten Glanze wiederherzuſtellen. Die Reſtauration wurde nach den Plänen und unter Oberaufſicht des Hofbaurats Dr. v. Ritgen aus Gießen und unter Leitung des Baumeiſters Ditmar mit größter Sorgfalt durchgeführt, bis die altehrwürdige Feſte, deren achthundertjähriges Jubiläum im Auguſt 1867 begangen wurde, möglichſt treu in ihrer früheren Geſtalt zur Zeit ihrer Glanzperiode im 12. und 13. Jahrhundert erneuert war.

Auf einer ſchmalen, ſchroffen Felſenſtirne, 220 Meter über der Stadt Eiſenach, liegt die ſtolze Landgrafenburg vor uns, die aus zwei geſonderten Hauptteilen, der Vorburg oder Ritterburg und der eigentlichen Hofburg, beſteht. Neben der weſtlichen Seite des Einganges ſteht ſeit 1861 auf ſteilem Felsgrat der ſchmucke Bau der Gaſtwirtſchaft. Wir paſſieren die Zugbrücke und gelangen

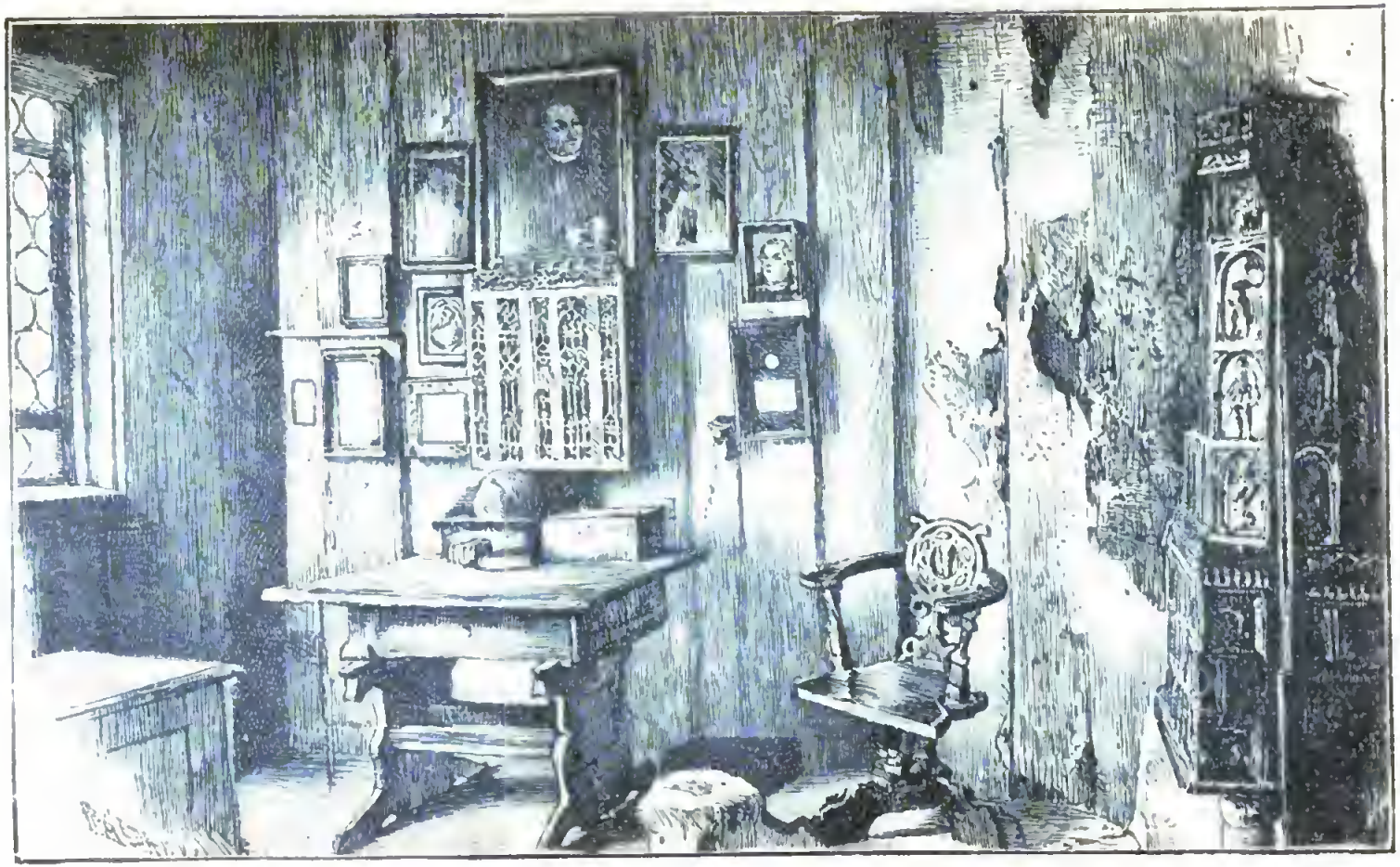
Zweiter Hof.

dann durch das düstere Thorgewölbe auf ansteigendem Felsenwege in den ersten Burghof, den die Vor- oder Ritterburg umschließt. Es ist dies der älteste Teil des

Vorhalle.

Ganzen, der auch in seiner verwitterten Ursprünglichkeit wohl am meisten poetisch anmutet.

Die Vorburg umfaßt außer der Zugbrücke und dem Thorturm auf der linken Seite zinnengekrönte Mauergänge oder „Letzen" und das Ritterhaus zur Rechten. An dieses



Das Lutherstübchen mit dem Tintenfleck.

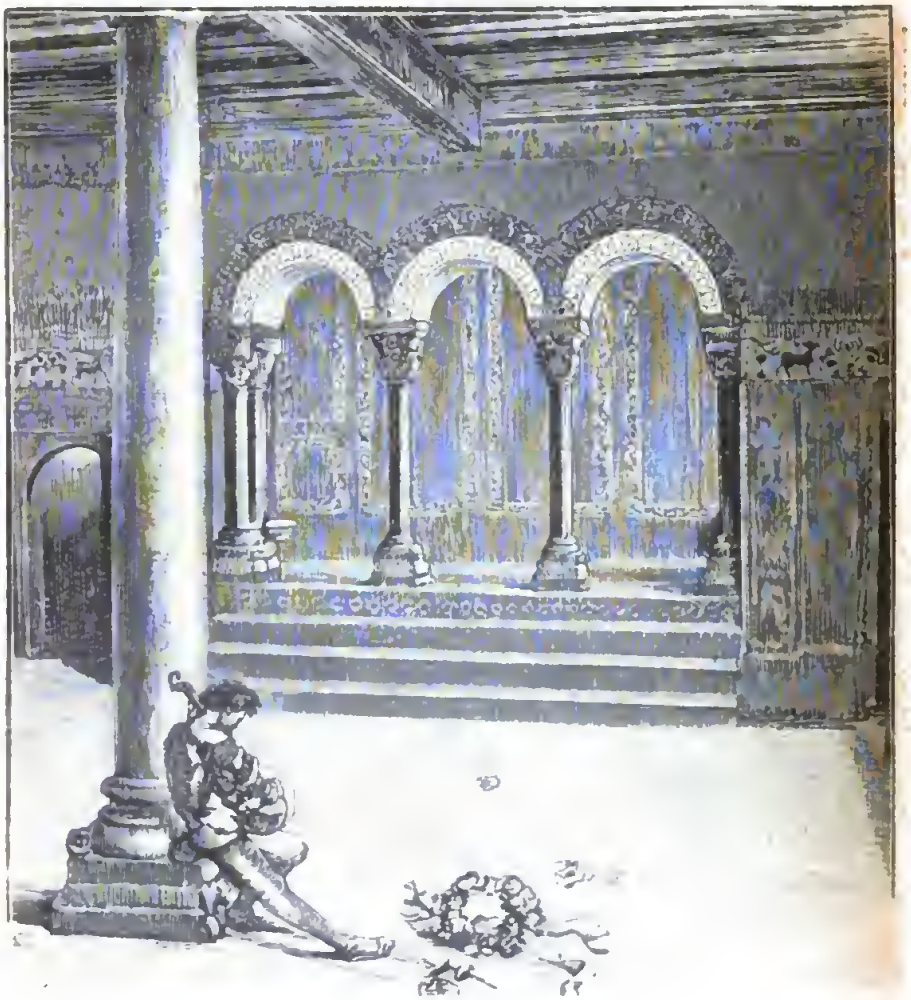
lehnt sich ein überdeckter Mauergang, der Margaretengang, ehemals zur Verteidigung dienend, auf dem sich das mit der Geschichte Margaretens, der unglücklichen Gemahlin Albrechts des Unartigen, in Verbindung stehende

Der Rüstsaal.

„Eseltreiberstübchen" befindet. Von Leidenschaft für die ränkesüchtige Kunigunde v. Eisenberg bethört, hatte nämlich Albrecht einen Eseltreiber bestochen, daß er seine edle Gemahlin töte. Der Mann fühlte jedoch Gewissensbisse; er verriet der Gebieterin den Mordanschlag und erklärte sich bereit, ihr zur Flucht zu verhelfen. Beim Abschied

Die Hofburg im Winter.

von ihrem Lieblingssohne, dem zwölfjährigen Friedrich, erfaßte die arme Frau ein so wilder Schmerz, daß sie unter Küssen den Knaben in die Wange biß, der zeitlebens die Narbe behielt und den Namen Friedrich der Gebissene

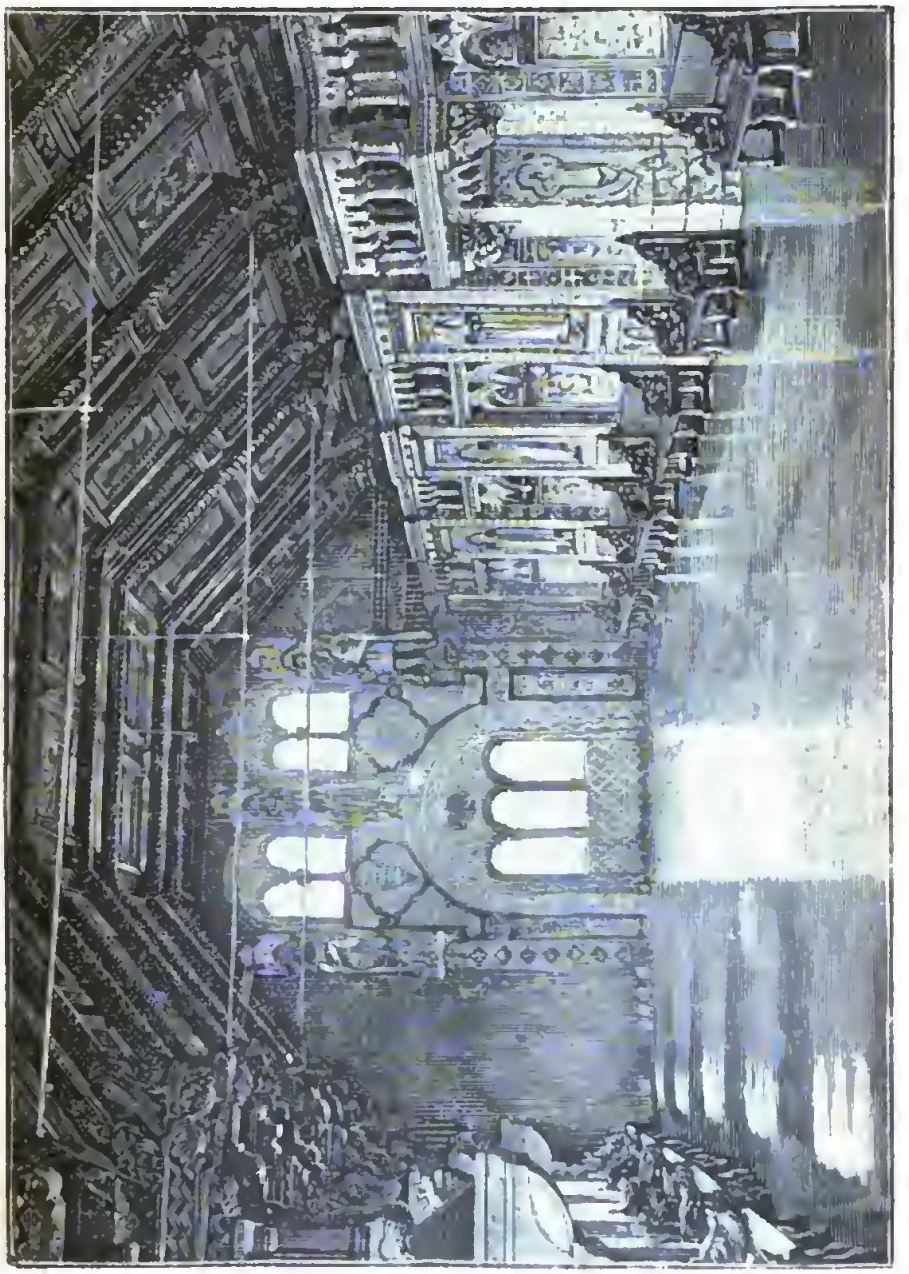


Sängersaal mit Sängerlaube.

empfing. Von dem „Eseltreiberstübchen" aus soll nun Margarete mit einer Strickleiter in die jähe Tiefe hinabgelassen worden und dann weitergeflüchtet sein.

Man gelangt in das Innere des Ritterhauses, in dessen unteren Räumen der Schloßkommandant seine Wohnung hat, durch eine stattliche Vorhalle, aus deren Fenstern

man ein herrliches Landschaftsbild vor sich liegen sieht. In den oberen Räumen befindet sich das Lutherstübchen



Der Ritter- oder Festsaal.

mit dem berühmten Tintenfleck. Luther soll angeblich einmal den Teufel leibhaftig zu schauen geglaubt und sein volles Tintenfaß nach ihm geworfen haben; das Tintenfaß zerschellte an der Wand, und der Fleck ist noch heute zu

ſehen — richtiger: die Stelle an der Wand (ein ſchwärzlicher Stein), wo er geweſen ſein ſoll. Gegenüber liegt das von der verſtorbenen Großherzogin Sophie in Nürnberg angekaufte und dann hierher übergeführte Stübchen des Ratsherrn Willibald Pirkheimer.

Durch eine zweite Thorhalle begeben wir uns alsdann in den zweiten Schloßhof mit der Hofburg. Dieſe enthält rechts die ſogenannte Dirnitz, links die Wohnung der Landgräfinnen oder Kemnate; die beiden Teile ſind durch das zweite Thorgebäude verbunden und bilden mit der Thorhalle den Abſchluß zwiſchen Vorburg und Hofburg, ſo daß letztere, wenn die Thore der Halle geſchloſſen ſind, wie eine ſelbſtändige Burg erſcheint. Dann folgt der hohe Bergfried mit dem anſtoßenden Landgrafenhauſe oder Palas, dem großartigſten Gebäude der Wartburg.

Die Dirnitz (Tyrnitz) iſt im Jahre 1867 auf derſelben Stelle aufgeführt worden, wo ſich vorher das ähnlich geſtaltete, aber gänzlich verfallene „Prinzenhaus" befand; die unteren Räume enthalten den Rüſt- oder Waffenſaal mit hiſtoriſch denkwürdigen und prächtigen Rüſtungen, Waffen und Siegestrophäen. Gegenüber der Dirnitz erhebt ſich der viereckige Bergfried oder Wartturm (im Neubau 1858 vollendet); er iſt 50 Meter hoch, und das goldene Kreuz auf ſeiner Spitze überragt alle Zinnen der Burg. Von oben bietet ſich eine großartige Rundſicht und ein anziehender Blick aus der Vogelſchau in das Innere der Burg. Dieſer mächtige Turm ſteht in Verbindung mit der ehemaligen Kemnate, deren reich mit Kunſtſchätzen und Sehenswürdigkeiten vieler Jahrhunderte ausgeſtattete Gemächer der großherzoglichen Familie bei ihrem zeitweiligen Aufenthalte auf der Wartburg zur Wohnung dienen.

Eine offene Terraſſe, von der man in eine ſchauerliche Tiefe hinabblickt, verbindet die Kemnate mit dem herr-

Das Marienthal.

lichen, dreistockigen Fürstenpalast, dem mutmaßlich aus dem 12. Jahrhundert (Hermann I.) stammenden Landgrafenhause. Es ist, namentlich was das Ornamentale angeht, in der bildnerisch-phantastischen Weise des strengen romanischen Stiles ausgeführt und steht in seinen Hauptformen seit der Wiederherstellung jedenfalls so da, wie es zur Zeit des Landgrafen Hermann gewesen. Die Außenwand ist nach der Hofseite mit rundbogigen Arkaden geziert, hinter denen sich ein Verbindungsgang für die inneren Räume hinzieht. Das hohe Dach ist mit Zink belegt; auf dem Südfirst hält der thüringische Löwe Wacht, nach Norden zu ein gewaltiger Drache. Auf einem alten Schornstein kauern vier steinerne Katzen, deren symbolische Bedeutung noch rätselhaft ist. Im Erdgeschoß finden wir das kunstvoll wiederhergestellte Frauengemach mit dem anstoßenden gewölbten Speisezimmer oder Elisabethengemach. Darüber liegt das Landgrafenzimmer, dessen getäfelte Decke auf einer überaus schönen Säule ruht. Nach der Sitte jener Zeit ist die untere Wandfläche mit Teppichen behangen, während die obere sieben treffliche Freskogemälde von Moritz v. Schwind zeigt, Episoden aus dem Leben der ersten Landgrafen darstellend. Eine reichverzierte Thür führt in den Sängersaal mit erhöhter Bühne, „Laube" genannt, von der die geladenen Dichter ihre Wettgesänge ertönen ließen, denen der Hof auf einer gegenüber liegenden Estrade („Brücke") lauschte. In diesem stimmungsvollen Raume soll im Jahre 1208 „der Wartburger Sängerkrieg" abgehalten worden sein, an den das großartige Wandgemälde Schwinds erinnert.

Aus dem Sängersaale gelangt man in die schmale Elisabethgalerie, so genannt, weil in ihr die heilige Elisabeth bei der Kunde von dem Tode ihres Gemahls ohnmächtig niedersank, und weil Meister Schwind sie mit sieben Fresken aus dem Leben der Fürstin geschmückt hat.

Sie geleitet uns zu der von Friedrich dem Gebissenen 1319 eingerichteten Kapelle, die nach vollendeter, prächtiger

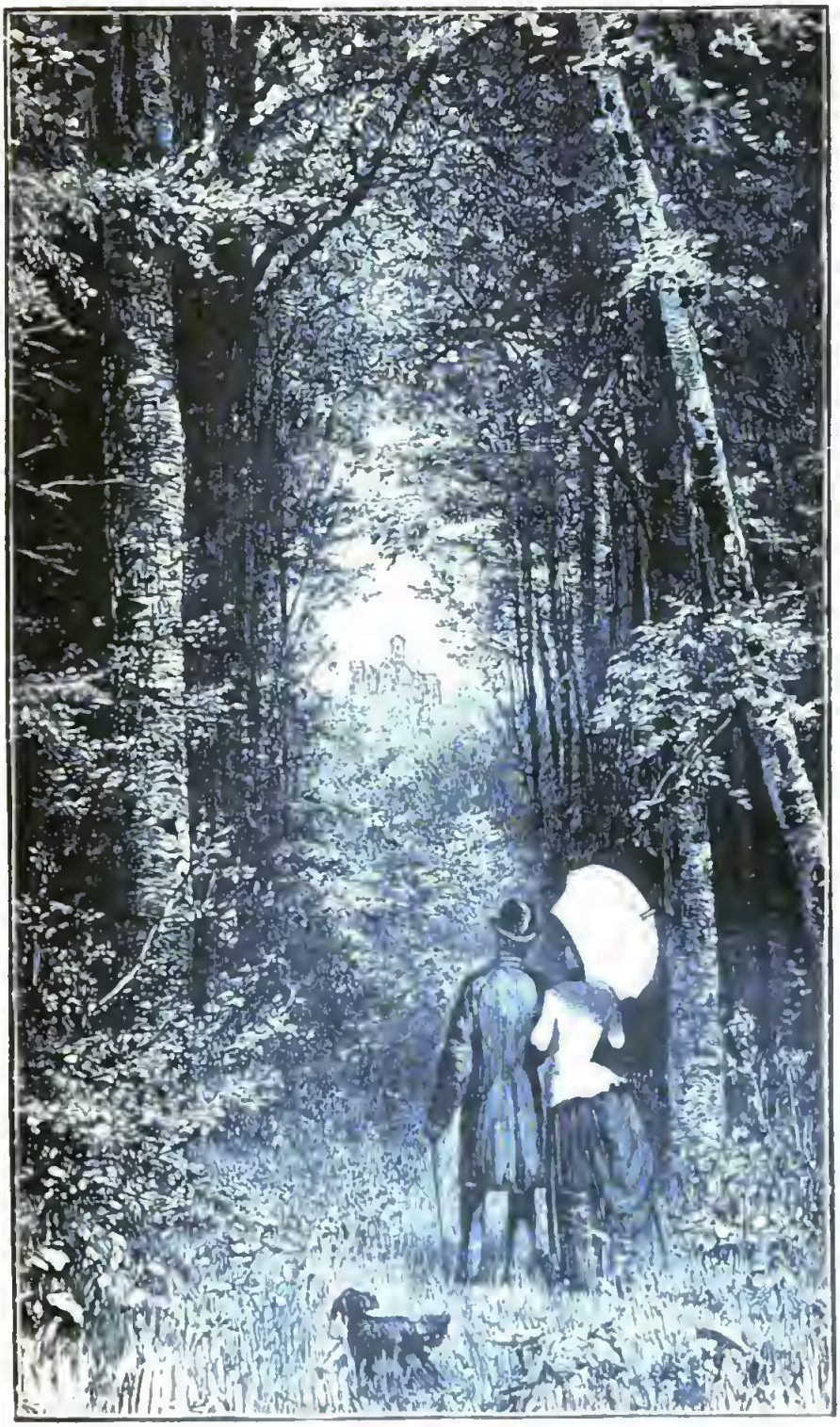
Drachenschlucht.

Wiederherstellung am 7. Juni 1855 aufs neue eingeweiht wurde. Ueber diesen Räumen des ersten Stockes zieht sich nun in einer Länge von 40 Meter der in das Dach

hineinragende Ritter- oder Festsaal hin, den auf unseren Bühnen die Dekoration zum zweiten Akte des „Tannhäuser" irrigerweise als die Stätte des Sängerkampfes veranschaulicht, während in Wirklichkeit der vorhin beschriebene Sängersaal wohl von jeher der Schauplatz solcher Aufführungen gewesen sein dürfte. In seiner früheren

Gasthaus Hohe Sonne.

Verunstaltung beherbergte der Rittersaal 1817 die deutsche Burschenschaft; jetzt ist er der Glanzpunkt der ganzen Burg, ein echt fürstlicher Prunk- und Ahnensaal, der in gleicher Weise durch seine Abmessungen wie durch die glanzvollen Dekorationen das Auge fesselt. Die gesamte Ornamenten- und Wandmalerei hat der Maler Welter aus Köln geschaffen. Besonders hervorzuheben sind die mit altertümlichen Waffen umgebenen Figuren an den Giebelwänden, lebensgroße Bilder der alten Landgrafen mit Karl dem Großen als ihrem Stammvater, sowie die



Durchblick von der Hohen Sonne auf die Wartburg.

überaus sinnreich ausgeschmückten Fensternischen. Die gekuppelten Fensterarkaden bilden die schönste Umrahmung zu den Landschaftsgemälden, die sich draußen ausbreiten. Auf der Nordseite befindet sich die Fürstentribüne und an der Westwand eine doppelte Galerie für die Zuschauer, mit einem Balkon, auf dem der Herold und die Musik ihren Platz hatten. Durch das große Fenster der südlichen Giebelwand tritt man hinaus auf einen in luftiger Höhe über dem Bärenzwinger schwebenden Söller. Von hier schweift der entzückte Blick in die tiefen Waldschluchten und über die umliegenden Berge bis zur fernen Rhön.

Ehemals war der hintere Teil der Hofburg, der sogenannte Zwinger, durch ein jetzt weggefallenes Thor abgegrenzt. In dem einstigen dritten Hofe findet man die riesige Zisterne, die im Falle einer Belagerung die Burg, die keinen Brunnen besitzt, mit Wasser versorgen mußte. An die südliche Schmalseite des Landgrafenhauses stößt ein Badehaus; auf der anderen Seite ragt der sogenannte Pulverturm in die Höhe, dessen gewaltige Mauern ein schauerliches Burgverließ umschließen. Auch von seiner Plattform erblickt man ein umfassendes Panorama und kann die lieblichen Waldpfade verfolgen, die sich hinab in das Hellthal und das von Felsen eingerahmte Marienthal schlängeln.

Auch wir steigen abwärts, nachdem wir der stolzen Feste noch einen Abschiedsgruß zugewinkt haben. Durch den waldeinsamen Liliengrund zieht sich der hochromantische Sängerweg ins Marienthal, und nach einer halben Stunde sind wir im Annathal. Es führt seinen Namen zu Ehren der Prinzessin Anna von Oranien, nachmaligen Königin von Holland, die es im Jahre 1833 besuchte. Wir durchwandern es bis zum Ausgang der Drachenschlucht, einer echten Felsenklamm, in der uns eisigkalte Luft anweht,

und klimmen dann wieder im warmen, würzigen Waldeshauch empor zur Hohen Sonne.

Diesen Namen führt ein einfaches Jagd- und Wirtshaus auf dem Kamme des Gebirges, wo der uralte „Rennsteig" und die „Weinstraße" einander kreuzen. Seinen Namen führt es von der Turmspitze des ehemaligen, mit einer Sonne geschmückten großherzoglichen Jagdschlößchens. Die Hohe Sonne wird viel besucht, denn es rastet sich in ihr gar traulich inmitten des echt deutschen Waldesrauschens und Bergeswehens.

Aber der schlichte Wirtshausgarten birgt auch noch eine besondere Sehenswürdigkeit. Aus seiner hintersten Ecklaube öffnet sich nämlich ein überraschender Ausblick auf die Wartburg, die in dem Rahmen des gerade dort gelichteten Waldes, medaillonartig vom Grün der Bäume eingeschlossen, vor dem Beschauer daliegt, als wolle sie ihm den letzten Scheidegruß herübersenden. Sie ist und bleibt das „Palladium Thüringens", an dem durch die glänzende Wiederherstellung die Worte des Dichters Tiedge erfüllt worden sind, die er vor vielen Jahren in das Wartburg-Stammbuch eintrug:

„Das, was die Zeit verschlungen,
Geht morgenrötlich auf,
Und aus Erinnerungen
Blüht neues Leben auf!"

Ein Gang durch die Pariser Weltausstellung.

Momentbilder von Fred Morris.

Mit 14 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Zum fünftenmal strömen die Fremden aus aller Herren Ländern nach Paris zu einer Weltausstellung, der größten und prächtigsten, die jemals abgehalten wurde. Zum drittenmal hat die französische Republik ein solches Fest des Friedens und der Arbeit, wie man die Ausstellungen gerne nennt, ins Leben gerufen, während das zweite Kaiserreich deren zwei zu stande brachte. Den Reigen der internationalen Ausstellungen in der Seinestadt eröffnete die des Jahres 1855, für die nur die Champs Elysées als Ausstellungsgelände benutzt wurden. Noch 1867, als Napoleon III. die zweite Ausstellung eröffnete, reichte das Marsfeld als Kampfboden für das große Turnier aus. Die erste Weltausstellung der Republik vom Jahre 1878 war schon größer und verband mit dem Marsfeld noch den Trocadero am rechten Seineufer. Im Jahre 1889 dienten Marsfeld, Trocadero, Invalidenesplanade und Quai d'Orsay der Weltausstellung; die diesmalige aber hat die Ausdehnung aller früheren zusammengenommen und noch ein gutes Stück dazu gefügt.

Sie reicht über den Saum der ersten Ausstellung hinaus bis an den Rand des Konkordienplatzes und enthält zu-

Das Monumentalthor am Konkordienplatz.

dem noch eine Annexausstellung im Gehölz von Vincennes.

Die gegenwärtige Weltausstellung in Paris, über die wir unseren Lesern an der Hand unserer Bilder eine orien-

tierende Uebersicht zu geben versuchen wollen, soll das neue Jahrhundert grüßen, indem es die Fortschritte des entschwundenen vereinigt, die zugleich die Fortschritte der Zukunft sicherstellen. Fünfzig Staaten haben ausgestellt, und die Zahl der Aussteller beträgt rund 100,000; 1,080,000 Quadratmeter Flächenraum sind bebaut, und die Ausgaben haben über 100 Millionen Franken betragen.

Die Einteilung hat der Generaldirektor der Ausstellung, Alfred Picard, ein geborener Straßburger, nach 18 Gruppen durchgeführt, an deren Spitze er die Erziehung und den Unterricht gestellt hat, gefolgt von den Werken der Kunst. An dritter Stelle stehen die Werkzeuge und Hilfsmittel der Litteratur, Künste und Wissenschaften, nach denen zu den großen Faktoren moderner Produktion, nämlich der Mechanik und Elektrizität, dem Ingenieurwesen und den Transportmitteln, übergegangen wird. Nun kommen die Handarbeit und die Erzeugnisse der Erdoberfläche und des Erdinnern mit dem Acker- und Gartenbau, der Waldwirtschaft, der Jagd und dem Fischfang, der Ernte und den Nahrungsmitteln, den Bergwerken und der Metallurgie. Weitere Gruppen bilden die Dekoration und die Möbeleinrichtung der öffentlichen und privaten Gebäude, an die sich Spinnerei, Kleider- und Gewebeindustrie schließen. Für sich steht die chemische Industrie, während die Nationalökonomie, die Gesundheits- und Armenpflege zusammengefaßt sind. Den Schlußstein bilden die Kolonisation und Heer und Marine.

Bei der Gruppierung ist die Art und nicht die Herkunft der ausgestellten Gegenstände maßgebend gewesen. Diese Anordnung nach Gattung und Beschaffenheit bietet den Vorzug, daß sie es dem Besucher möglichst erleichtert, die Erzeugnisse der verschiedenen Länder miteinander zu vergleichen und vom Stande einer Industrie, eines Kunst-

Die Brücke Alexander III.

zweiges u. s. w. in diesem oder jenem Staate ein übersichtliches Bild zu gewinnen.

Während die Chicagoer Ausstellung sich in beträchtlicher Entfernung von der eigentlichen Stadt am Michigansee hinzog, erhebt sich die Pariser Ausstellung im Herzen der Hauptstadt und zu beiden Seiten der mitten hindurchfließenden Seine, wodurch sie ungemein an malerischem Reiz gewonnen hat. Eine größere Tiefe erreicht sie nur an zwei Stellen: in den Kunstpalästen der Champs Elysées, welche die prachtvolle neue Brücke Alexander III. mit der gegenüberliegenden Invalidenesplanade verbindet (eine Strecke von etwa 1000 Meter), und in dem Marsfelde mit dem gegenüberliegenden Hügel und Palast des Trocadero, verbunden durch die Jenabrücke (1600 Meter). Diese beiden Endabschlüsse werden auf beiden Ufern der ungefähr 120 Meter breiten Seine durch Reihen von größeren und kleineren Gebäuden verbunden. Zwischen der Alexanderbrücke und der Jenabrücke liegen noch zwei größere Brücken: die Invaliden- und die Almabrücke.

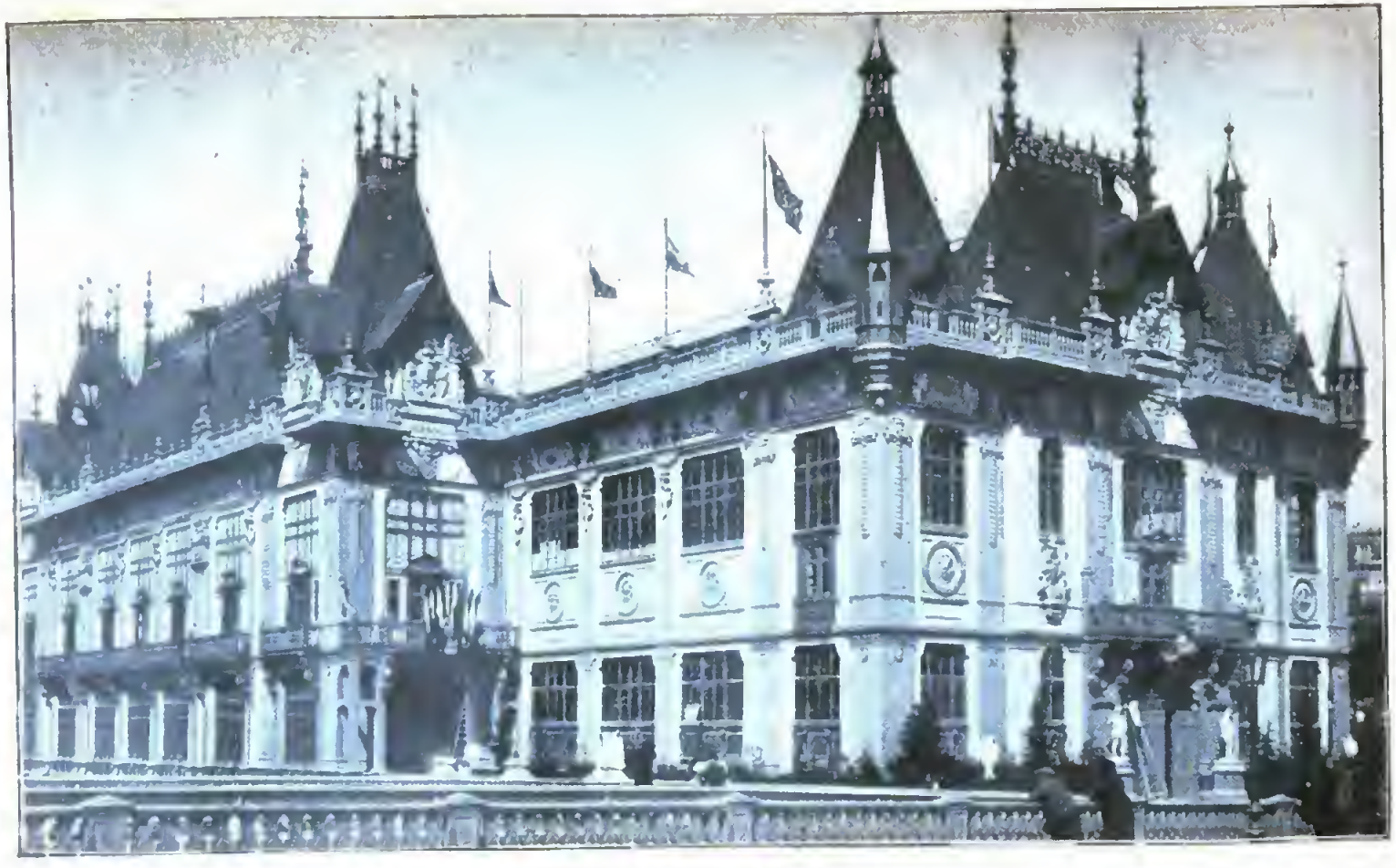
Nach diesem kurzgehaltenen ersten Ueberblick schicken wir uns nun zum Besuche der Ausstellung an. Wir schlendern die Boulevards herunter, biegen bei der Madeleinekirche in die Rue Royale und stehen bald auf dem Konkordienplatze mit seinem Obelisken von Luxor. Wo die Champs Elysées und der Cours de la Reine im spitzen Winkel zusammen auf den Platz stoßen, auf dem einst das Haupt Ludwigs XVI. unter dem Messer der Guillotine fiel, dort hat man ein monumentales Eingangsthor zur Ausstellung errichtet. Vier Fünftel der Besucher nehmen hier ihren Eintritt; das in bunten Farben und in orientalischen Formen gehaltene Thor, ein Werk des jungen Architekten Binet, ist aber auch so gebaut, daß es im Notfall 60,000 Menschen in einer Stunde durchlassen kann. Ein von zwei 50 Meter hohen Minarets flankierter

Der kleine Kunstpalast.

Riesenbogen von 45 Meter Höhe und 20 Meter Breite bildet die Vorderseite. Die Spitze krönt die Statue der Stadt Paris, die vielbesprochene „Parisienne" von Moreau-Vauthier: eine weibliche Gestalt in hochmodernem Kleide mit hochkragigem offenen Mantel, die durch eine Bewegung der Rechten die zu Gaste kommenden fremden Nationen zu begrüßen (oder, wie Spötter meinen, das viele Geld in Empfang zu nehmen) scheint.

Hinter dem Eingangsthor passieren wir die bis zur Invalidenbrücke hinunterreichenden Alleen des Cours de la Reine, die man den Gärtnern und Blumenzüchtern noch zur Verfügung gestellt hat, da die weiter stromab liegenden Glaspaläste der Baumkultur und des Gartenbaues sich als weitaus unzureichend erwiesen. Dann gelangen wir in die prachtvolle, breite Avenue Nicolas II. mit den beiden Kunstpalästen, die dauernd der Stadt Paris erhalten bleiben. Hier stehen wir nun in dem ersten Hauptabschnitt des großen Ausstellungsreviers und lassen bewundernd unsere Blicke hinüberschweifen über die neue Alexanderbrücke, wohl die breiteste in Europa, nach der Esplanade der Invaliden mit den Ausstellungsbauten der zwölften und fünfzehnten Gruppe zu beiden Seiten, während im Hintergrunde das Invalidenhotel mit seiner goldenen Kuppel den Abschluß macht. Unstreitig bildet diese monumentale Verbindung der Elysäischen Felder mit der Esplanade einen Glanzpunkt der Ausstellung.

Das Aeußere der beiden, einander gegenüberliegenden Kunstpaläste ist in den aus der Renaissanceperiode übernommenen griechisch-römischen Formen gehalten; bei beiden zieht sich längs der ganzen Hauptfassade, die der Avenue zugekehrt ist, eine jonische Kolonnade hin, während oben am Dachrande eine mit Blumenvasen geschmückte Balustrade rundum läuft. Ueber dem Haupteingange wölbt sich bei dem kleinen Palast eine kugelrunde Kuppel, beim



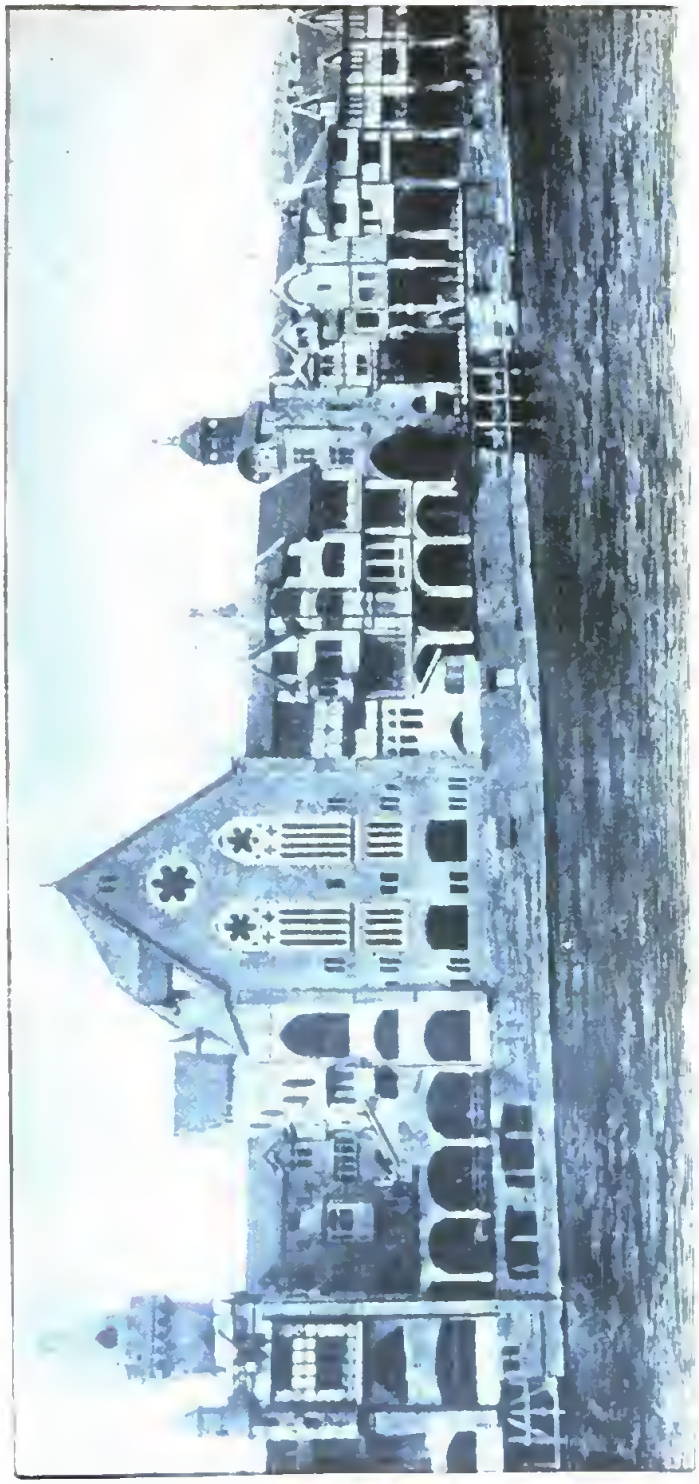
Der Pavillon der Stadt Paris.

großen eine abgeflachte. Der große Palaſt beſteht eigentlich aus drei aneinander gefügten Bauten, von denen jeder ſeinen eigenen Architekten gehabt hat, und umfaßt Werke der zeitgenöſſiſchen Maler und Bildhauer aller Nationen, während der kleine Palaſt eine retroſpektive, rückblickende Ausſtellung der Erzeugniſſe des franzöſiſchen Kunſthandwerks von ſeinem Urſprung bis zum 18. Jahrhundert enthält.

Die dem Andenken des Zaren Alexander III. geweihte

Blick auf die Strasse der Nationen.

Brücke, über die wir nun nach der Eſplanade auf dem anderen Seineufer hinüberſchreiten, iſt ein Meiſterwerk der modernen Brückenbaukunſt und die erſte und bisher einzige Brücke, welche ganz aus Gußſtahl beſteht. Sie iſt 110 Meter lang und 45 Meter breit und wird von 15 gleichlaufenden Bogen aus Gußſtahl getragen, welche den Fluß in einer einzigen Spannung überwölben und ſich rechts und links auf mächtige Granitpfeiler ſtützen. Mächtige Pylonenbauten mit vergoldeten Flügelroſſen darauf markieren die vier Eckpfeiler des Ganzen. Löwen-



Alt-Paris.

gruppen und Vasen zieren auf jeder Seite die Zugänge, die von den Quais zur Brücke emporführen.

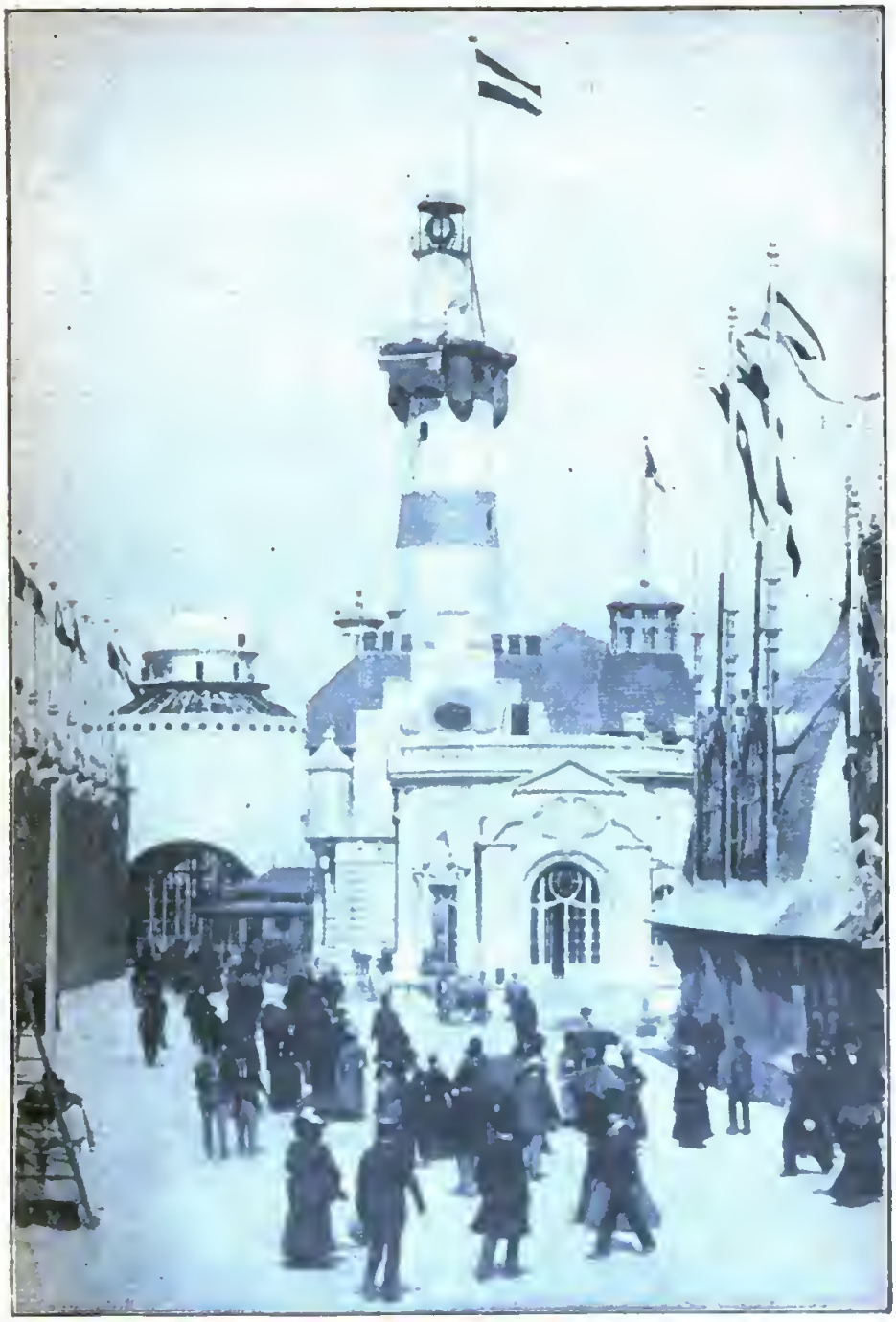
Die Invalidenesplanade, ist beiderseits mit zwei Reihen von Palästen besetzt, die eine bunte Mischung aller möglichen Stile darstellen. Sie enthalten alles, was auf die Einrichtung und die Dekoration von Gebäuden und Wohnungen Bezug hat: Goldschmiedewaren, Juwelen, Porzellan, Möbel u. s. w. — Mit den beiden Kunstpaläſten, der Alexanderbrücke und der Esplanade der Invaliden

schließt der erste Hauptteil der Ausstellung ab; der zweite umfaßt das Marsfeld mit dem gegenüberliegenden Trocadero. Die dazwischen auf beiden Seiten der Seine sich hinziehenden Uferbauten, von der Invaliden- und Almabrücke begrenzt, stellen aber an augenblicklichem Interesse alles übrige in den Schatten. Da finden wir auf der rechten Seite zunächst der Invalidenbrücke den Pavillon der

Gebäude der Handelsschiffahrt.

Stadt Paris mit Modellen städtischer Bauten und Anlagen; an der Almabrücke die Kongreßhalle, worin über die soziale und ökonomische Wohlfahrt der Menschheit beraten wird, und dazwischen zwei gewaltige Treibhäuser für Gartenbau und Baumzucht. Jenseits der Almabrücke folgt dann das von dem Maler Robida entworfene und nach seinen Angaben errichtete Alt-Paris, das seine Giebel, Türme und Erker in der Seine spiegelt.

Gegenüber, auf der linken Seite, zieht sich zwischen den genannten beiden Brücken auf dem Quai d'Orsay die vielbewunderte Straße der Nationen hin, die für den



Die Nachbildung des Rotesand-Leuchtturmes bei Bremerhaven in der Ausstellung der Handelsschiffahrt.

Künstler und Architekten neben den Kolonialbauten am Trocadero das interessanteste Studienfeld der Ausstellung bildet. Flußwärts liegen in dieser Völkerstraße sechzehn

Paläſte, während ſich landwärts deren acht, den kleineren Mächten: Dänemark, Portugal, Peru, Perſien, Luxemburg, Finnland, Bulgarien und Rumänien gehörig, aneinander reihen. Unmittelbar am Ufer eröffnet Italien an der Invalidenbrücke den Reigen mit einem großen Palaſt im Stile der venetianiſchen Gotik, halb Dogenpalaſt, halb Markuskirche. Dann folgt die Türkei mit einem Bau nach Art der vornehmeren Wohnhäuſer von

Die Burenfarm.

Stambul, an den ſich der nordamerikaniſche Kuppelbau, der ſtattliche Barockpalaſt Oeſterreichs und der benachbarte Bau für Bosnien und Herzegowina reihen. Weiterhin der engliſche und der ungariſche Palaſt, der belgiſche Palaſt, der eine Kopie des berühmten Rathauſes von Oudenarde darſtellt, und zwiſchen dem norwegiſchen Holzbau und dem ſpaniſchen Palaſt aus der Zeit Karls V. und Philipps II. das von Bauinſpektor Johannes Radke im Stile des Rathauſes von Rothenburg entworfene und ausgeführte Deutſche Haus. Mit ſeinem ſchlanken Turme, deſſen grünes Kupferdach vergoldete Holzſtreifen heben,

ſeinem ſteilen roten Ziegeldach, den luftigen Söllern und Erkern tritt es eigenartig und maleriſch aus der Reihe

Eiffelturm, vom Trocadero aus gesehen.

der übrigen Bauten hervor. Uebrigens hat Deutſchland, das mehr Ausſteller aufweiſt als irgend ein anderes Land, noch drei andere Sonderbauten errichtet: eine

Maschinenhalle auf dem Marsfelde, einen Schiffahrtspavillon an der Jenabrücke und einen kunstgewerblichen Pavillon auf der Invalidenesplanade. Außerdem nehmen seine Ausstellungen unter den fremden Nationen in fast sämtlichen Abteilungen den größten Raum ein.

Noch sind zu erwähnen der schwedische Pavillon, der griechische Pavillon, eine Nachbildung der alten byzantinischen Kapellen, der Palast von Monaco mit einem trotzigen Turme, während Serbiens Bau an der Almabrücke den Beschluß der vorderen Reihe der Nationalpaläste macht. Die in der Völkerstraße fehlenden Länder haben sich anderwärts am Ufer oder auf dem Trocadero und dem Marsfelde niedergelassen. So Rußland, Siam, Holland, China, Japan und Korea; desgleichen auch Mexiko und die Südafrikanische Republik, deren Burenfarm unter den gegenwärtigen Umständen einen recht wehmütigen Eindruck hervorruft.

Flußaufwärts schließen sich auf dem Quai d'Orsay bis zur Jenabrücke die Ausstellungen der Hygieine, der Heere und Flotten und der Handelsschiffahrt an; jenseits der Brücke liegt unter anderem noch der Palast für Forstwesen, Jagd und Fischerei. In der Ausstellung der Handelsschiffahrt tritt Deutschland wiederum sehr günstig hervor; dort hat Architekt Thielen aus Hamburg eine genaue Nachbildung des bekannten Notesand-Leuchtturmes bei Bremerhaven geschaffen, die auch mit allem Zubehör ausgestattet ist. Von seiner Höhe leuchtet abends der stärkste Scheinwerfer, den man bislang in Frankreich gesehen hat, und aus dem Glockenhäuschen ertönen die weithin schallenden Warnungssignale.

Den Hauptteil der Ausstellung bildet das Marsfeld, das die größte Ausdehnung hat und mit der Invalidenesplanade einerseits durch die Seine und ihre Quais, andererseits durch die breite Avenue de la Motte-

Picquet in Verbindung steht. Ueber die letztere führt die alle Teile der Ausstellung berührende Hochbahn, die der New Yorker „elevated“ ähnlich sieht. Außerdem ist auch noch die schon von früheren Ausstellungen bekannte, hier aber verbesserte Rollbahn, das „Trottoir Roulant“,

Blick auf den Trocadero.

vorhanden, bestehend aus zwei parallelen Plattformen, deren erste sich mit einer Geschwindigkeit von 4¼ Kilometer in der Stunde bewegt, während die zweite 8½ Kilometer zurücklegt. Die Rollbahn geht im Kreislauf innerhalb 25 Minuten vom Marsfeld nach dem Invalidenplatz und zurück, und zwar in entgegengesetzter Richtung wie die Eisenbahn. Die Bäume der Esplanade sind wie die

des linken Uferquais der unterirdischen Stadtbahn, dem „Métropolitain“, zum Opfer gefallen; ein mächtiges Stück des Platzes ist unterhöhlt, und man schreitet da über Glasplatten hin, die das Dach des Bahnhofes bilden.

Das Marsfeld, wo sich der Hauptausstellungsplatz der Industrie befindet, ist ein gewaltiges Rechteck, dessen Langseiten Straßen und Häuser bilden, während der Platz auf den Schmalseiten von der Militärschule und von der

Blick vom Eiffelturm auf den Elektrizitätspalast und das Wasserschloss.

Seine begrenzt wird. Man mußte von vornherein bei der Ausgestaltung dieses Platzes und des ihm auf dem rechten Flußufer gegenüberliegenden Geländes mit dem Eiffelturme, der Maschinenhalle von 1889 am Ende des Marsfeldes und dem Trocadero auf der anderen Seite der Seine als vorhandenen Größen rechnen. Prachtvoll ist der Blick von der Höhe des Trocaderos über die Jenabrücke, durch den riesigen unteren Bogen des Eiffelturmes hindurch bis zur Maschinenhalle, deren Mitte zu dem gewaltigen Festsaal umgeschaffen worden ist, in dem am

14. April die feierliche Eröffnung der Ausstellung stattfand. Der Endpunkt jener Perspektive ist besonders prächtig gestaltet worden durch das monumentale Wasserschloß mit seinen schäumenden Kaskaden, das man dem Elektrizitätspalast vorgebaut hat, der seinerseits hier die eintönige Front der Maschinenhalle verdeckt. Rechts von der Maschinenhalle gewahrt man das von einer englischen

Der Elektrizitätspalast und das Wasserschloss.

Gesellschaft errichtete, gänzlich aus Stahl konstruierte Riesenrad, dessen Durchmesser 93 Meter mißt.

Die Mitte des Marsfeldes ist frei geblieben; hier erheben sich die Ausstellungsbauten in zwei Reihen auf den Langseiten. Hier ist der Bergbau, die Metallurgie und die Textilindustrie, ferner die chemische Industrie, das große Maschinenwesen und endlich in den vorderen Teilen am Eiffelturm Erziehung, Unterricht und Wissenschaft vertreten.

Der mit frischem Anstrich und neuen Aufzügen versehene Eiffelturm bildet auch diesmal das hochragende Wahrzeichen des Ausstellungsplatzes. Einen schönen An-

blick gewährt es, wenn der vor einem Jahrzehnt noch durch Gasflammen beleuchtete Turm mit sinkendem Tage plötzlich in den Strahlen von 10,000 elektrischen Lampen aufleuchtet.

Neben den vorhin erwähnten Ausstellungsbauten des Marsfeldes finden wir auf der rechten Seite, im Kreuzungspunkte der Avenue de Suffren und der Avenue de la Motte-Picquet noch das reizende Schweizerdorf und

Himmelsglobus und Bahnhof Champ de Mars, vom Eiffelturm gesehen.

rechts und links ein Gewimmel von Restaurants und Vergnügungslokalen aller Art. Zu den Füßen des Eiffelturmes gewahrt man auf der linken Seite den Kostümpalast, den Palast des Lichtes und das Panorama der Reise um die Welt und auf der rechten unter anderem den Palast für Optik mit seinem Riesenfernrohr und den Frauenpalast; ganz in der Nähe des Bahnhofes Champ de Mars tritt der riesige Himmelsglobus hervor.

Die gegenüberliegende Palastanlage des Trocaderos enthält in ihrem Mittelbau einen großen Festsaal und in seinen Seitengalerien verschiedenen Zwecken dienende Aus-

ſtellungsgegenſtände. Die ganze Geländefläche, die von der Seine bis zu dem Gipfel emporſteigt, bedecken ſchöne Anlagen, zwiſchen denen die maleriſchen, faſt ſämtlich orientaliſchen Stil aufweiſenden Pavillons der Kolonien Frankreichs und der fremden Mächte ſich erheben. Madagaskar hat ein eigenes großes Gebäude auf dem freien Platze hinter dem Trocadero; dieſe Ausſtellung gehört mit zum Intereſſanteſten, was der diesjährige „Weltjahrmarkt", deſſen Hauptſehenswürdigkeiten wir vorſtehend kurz aufgeführt haben, bietet.

Vor den Thoren Chinas.

Beitrag zur Völkerkunde. Von Ernst Montanus.

Mit 13 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Bei den in China durch den Aufstand der Boxer ausgebrochenen Wirren wird Rußland ohne Zweifel wieder Gelegenheit suchen und finden, seine Ziele in Ostasien energisch zu verfolgen. Es ist ja auch durch die Zahl seiner Schiffe in den chinesischen Gewässern wie durch die Stärke seiner Landtruppen und seinen durch kluge Diplomatie erworbenen Einfluß auf die chinesische Regierung allen übrigen Mächten, einschließlich der englischen, weit überlegen. Schon dadurch befindet sich Rußland in unverkennbarem Vorteil, daß es die einzige unter den Mächten ist, die unmittelbar an China grenzt. In einen Teil jenes Gebietes, wo das Reich des „weißen Zaren" an das des Beherrschers der „blumigen Mitte" stößt, führen wir unsere Leser.

Scheinbar unermeßlich dehnt sich die Steppe vor uns aus, die sich nach den ersten Frühlingsregen in ein grünes Grasmeer verwandelt hat, dessen bei dem leisesten Windhauche in wogende Bewegung versetzte Halme in der That die Täuschung von Meereswellen erzeugen. Ueberall bleibt die Einförmigkeit der Landschaft dieselbe,

über die auch die zeitweilig neben der Karawanenſtraße auf dem Unterbau von Erdhügeln aufgeſtellten ſeltſamen

Markt von Kuldscha.

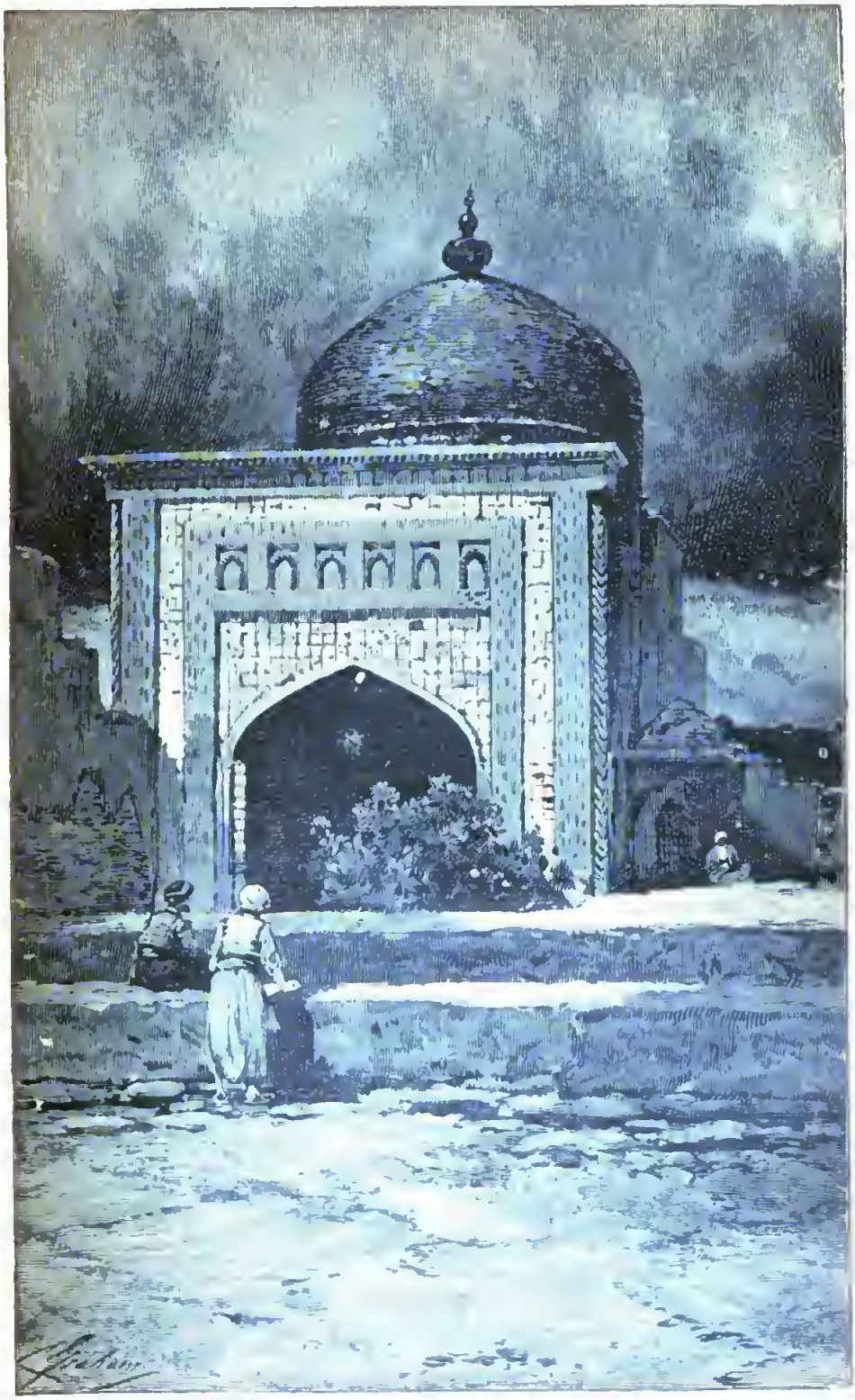
From Harper's Magazine.

Steinfiguren der ſogenannten Bababilder nicht hinwegzuhelfen vermögen.

Endlich eine Abwechslung: eine Anzahl von Hütten, die aus mit Filz bedeckten Stangen gebildet sind, taucht auf, aus denen schwelender Rauch zum blauen Himmel emporsteigt und das Bellen von Hunden an unser Ohr schlägt. Es ist das Zeltlager, der Aul, eines nomadisierenden Stammes von Kirgisen, das sich hier mitten in der einsamen Steppe erhebt.

Wir pflegen unter dem Namen „Kirgisen" zwei Nomadenvölker türkisch-tatarischen Stammes zusammenzufassen, die einander sprachlich sehr nahe stehen, jedoch sich selbst als vollkommen getrennte Völker ansehen und einander von jeher feindlich gegenübergetreten sind. Es sind die Kara-Kirgisen oder Schwarzen Kirgisen im Thianschan, wo sie zum Teil auf russischem Gebiet am Issykkul, am Tschu und in Ferghana, zum Teil auf chinesischem Gebiet bei dem wichtigen Handels- und Meßort Kuldscha hausen, und die Kasak-Kirgisen oder Kirgis-Kasaken, fälschlich auch Kaisaken genannt. Letztere nomadisieren in den ausgedehnten Steppengebieten im Norden Turkestans, von der unteren Wolga und dem Kaspischen Meere im Westen bis an die russisch-chinesische Steppe am Altai und Tarbagatai im Osten und vom Aralsee und Syr-darja im Süden bis gegen den Tobol und den mittleren Irtysch im Norden, die gewöhnlich unter dem geographischen Namen der Kirgisensteppe begriffen werden. Die Kirgisen selbst nennen sich nur Kasak, und jener Name ist ihnen nur infolge einer Verwechslung mit den Kyrgys, welche die Russen am Abakan trafen, beigelegt worden.

Wie überall in Mittelasien, haben sich die Russen auch unter den Kirgisenhorden als wahre Meister in ihren Kolonisationsversuchen bewährt und diese kahlköpfigen Söhne der Steppe für die ersten Segnungen gesitteter europäischer Zustände empfänglich gemacht. Unter der



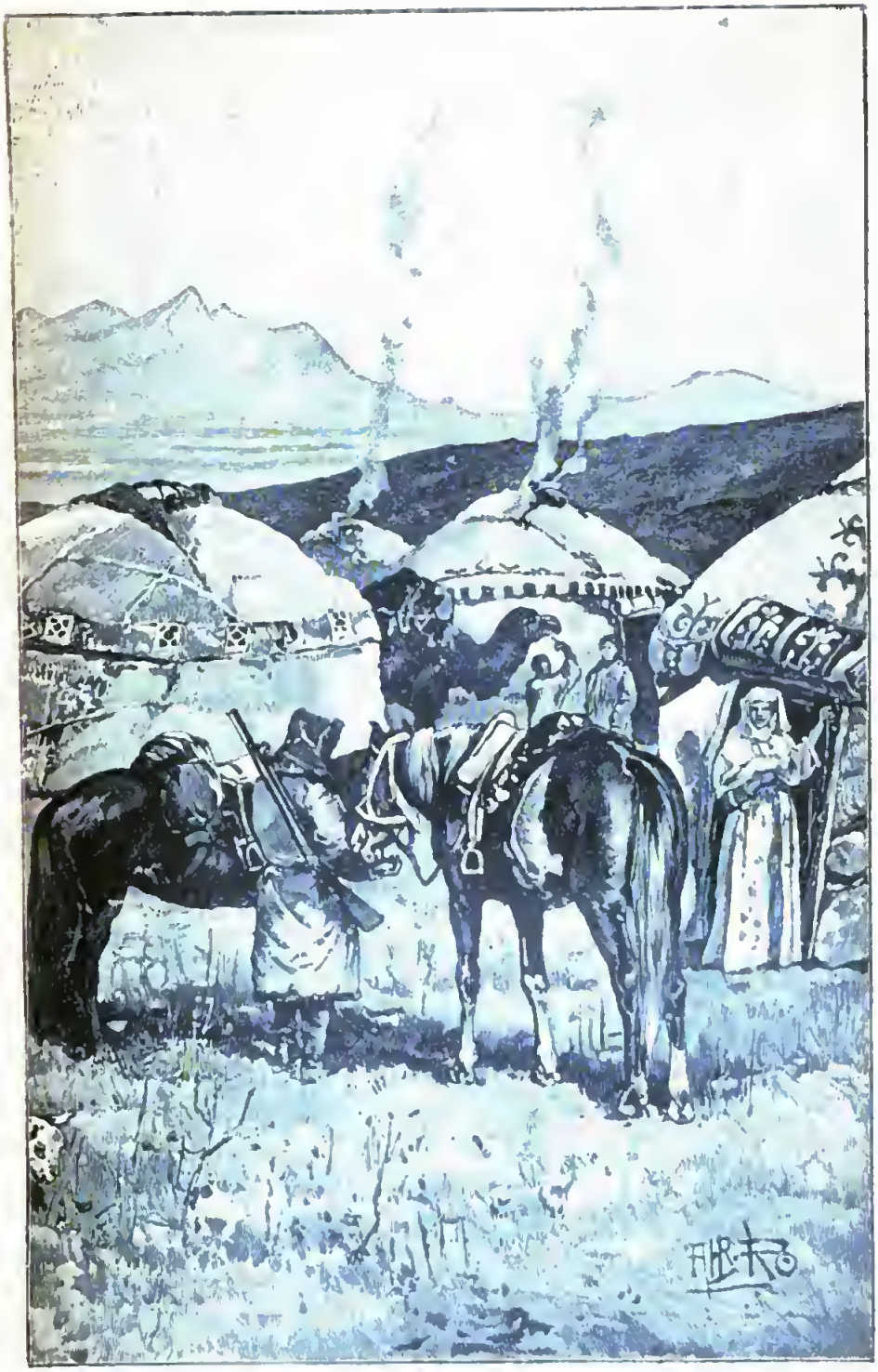
From Harper's Magazine.

Kirgisische Moschee in persischem Stil.

Oberhoheit des „weißen Zaren“ ſtehen gegenwärtig gegen 2½ Millionen Kirgiſen, über die der Generalgouverneur des Steppenbezirks in Omsk den militäriſchen Oberbefehl führt. Von ihnen befindet ſich die Innere oder Bukejewſche Horde (158,624 Köpfe) noch auf europäiſchem Boden im Gouvernement Aſtrachan mit Orenburg.

Die Kirgiſen in Aſien zerfallen in drei Abteilungen: die Kleine Horde (kischi dschüz, das iſt das kleine Hundert) vom Kaſpiſchen und Uralſee nördlich im Gebiete Uralsks und ſüdlich im transkaſpiſchen Gebiet, zuſammen gegen 551,000 Köpfe; dann die Mittlere Horde (orta dschüz, das iſt das mittlere Hundert) in den Gebieten Turgai, Akmolinsk und Semipalatinsk, ungefähr 712,000 Köpfe, und endlich die Große Horde (ulu dschüz, das iſt das große Hundert) im Generalgouvernement Turkeſtan, gegen 975,000 Köpfe. Dazu kommen dann noch 61,266 in den Gouvernements Tomsk und Tobolsk. Die Sitze der Großen Horde dehnen ſich im Südoſtwinkel der Kirgiſenſteppe vom Balchaſchſee bis zu den Gebirgszügen des Thian-ſchan an der chineſiſchen Grenze aus. Verſchiedene Kuppen dieſes Gebirges erreichen eine Höhe von 6000 Meter und mehr.

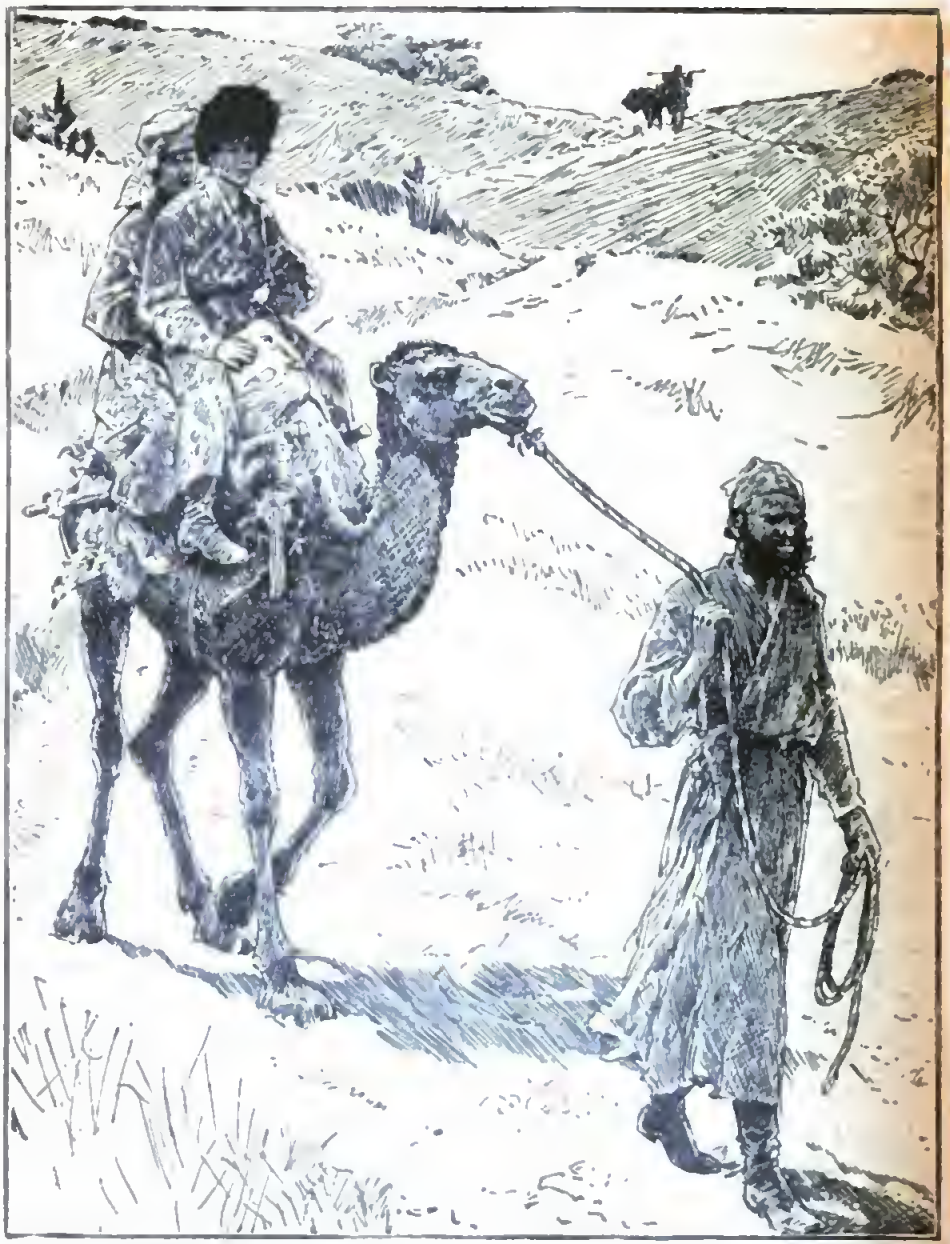
Ihrem phyſiſchen Typus nach gehören die Kirgiſen großenteils der mongoliſchen Raſſe an; ſie ſind faſt ausſchließlich Nomaden und Viehzüchter. Sie teilen ſich in Adel und Volk (weiße und ſchwarze Knochen). Den Adel bilden die Abkömmlinge der alten Chane, die den Titel Törö oder Sultan führen. Der auf alttürkiſchen Anſchauungen und Geſetzen beruhenden Stammverfaſſung entſprechend ruhte früher die Verwaltung ausſchließlich in den Händen des Adels. Neuerdings hat aber die ruſſiſche Regierung das Wahlrecht eingeführt, und ſeitdem werden alle Beamten, wie Bezirksbeiſitzer, Woloſtverwalter und Aulälteſte, ohne Rückſicht auf ihre Abſtammung vom Volke gewählt.



Kirgisen-Aul.

Digitized by Google

Ihrer religiösen Stellung nach bekennen die Kirgisen sich zum Islam, doch hängt die große Masse des Volkes

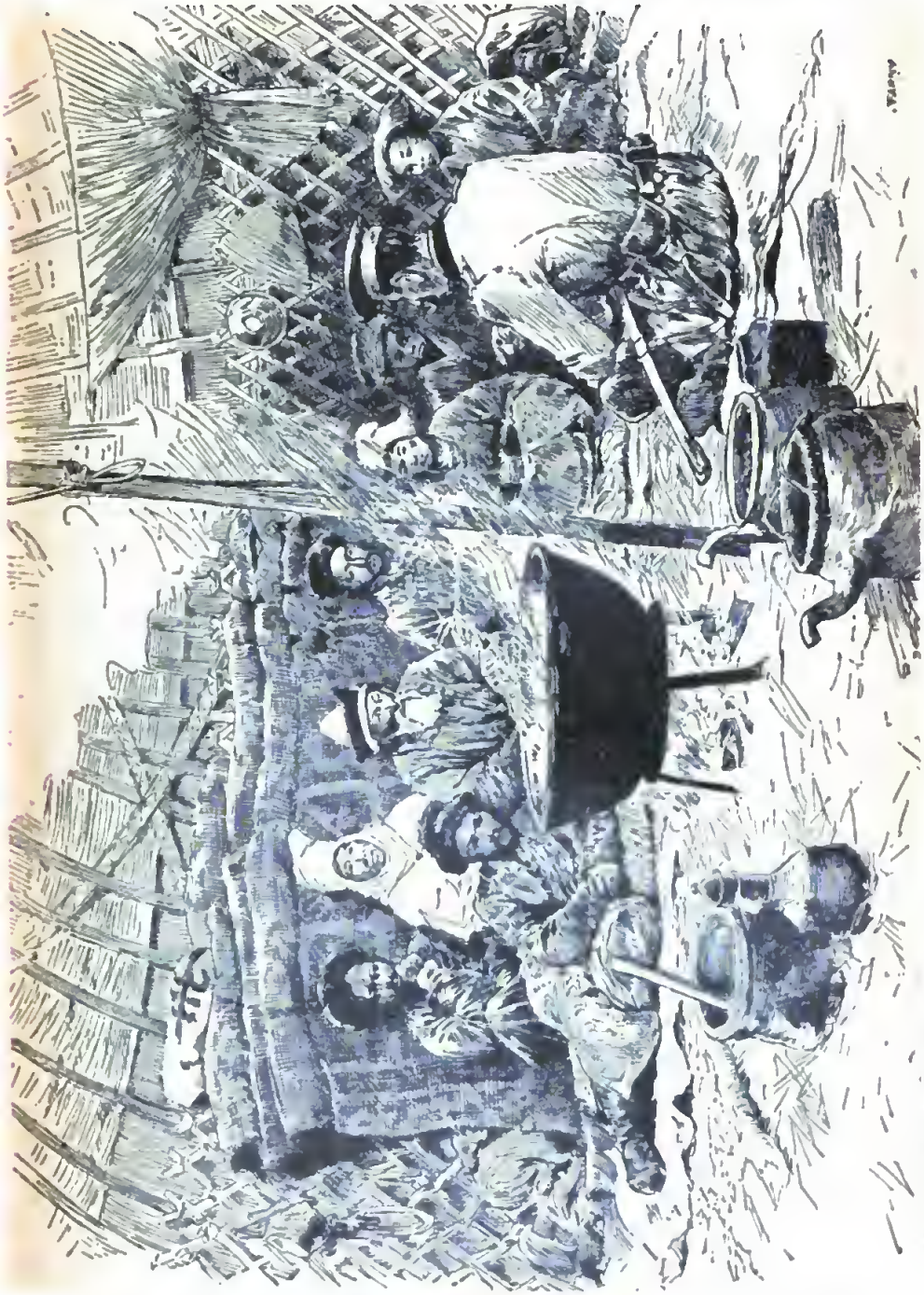


From Harper's Magazine.

Kirgisen auf der Wanderung.

noch an dem angestammten heidnischen Aberglauben. Der durch Kaftan und Turban äußerlich gekennzeichnete Molla oder Geistliche hält den Gottesdienst und die Schule ab;

letztere besteht freilich nur in oberflächlichem Auswendiglernen der Gebote und Hauptstellen des Korans. Er



From Harper's Magazine.

Russischer Offizier in der Kibitka eines Kirgisen.

schließt die Ehen und bestattet die Toten. Bei den verhältnismäßig wenig zahlreichen Niederlassungen seßhafter

Kirgiſen findet man die Moſcheen im perſiſchen Stil gehalten; ihre Häuſer und Brunnenanlagen ſind elende, jeglichen Schmuckes bare Bauten.

From Harper's Magazine.

Kirgise vom Aralsee.

Das eigentliche Haus des Kirgiſen iſt ſein Filzzelt, die Kibitka, die ihm ebenſo wie vor den winterlichen Niederſchlägen auch vor der heißen Sommerſonne Schutz verleiht. Mehrere ſolcher Zelte bilden einen Aul. Die Arbeit des Abbrechens und Wiederaufſchlagens der Kibitken

bei jedem Umzug bleibt wie alle häusliche Arbeit den rührigen Frauen und älteren Mädchen überlaſſen, die immer raſch damit fertig ſind. Die wenigen Keſſel, Kan-

From Harper's Magazine.

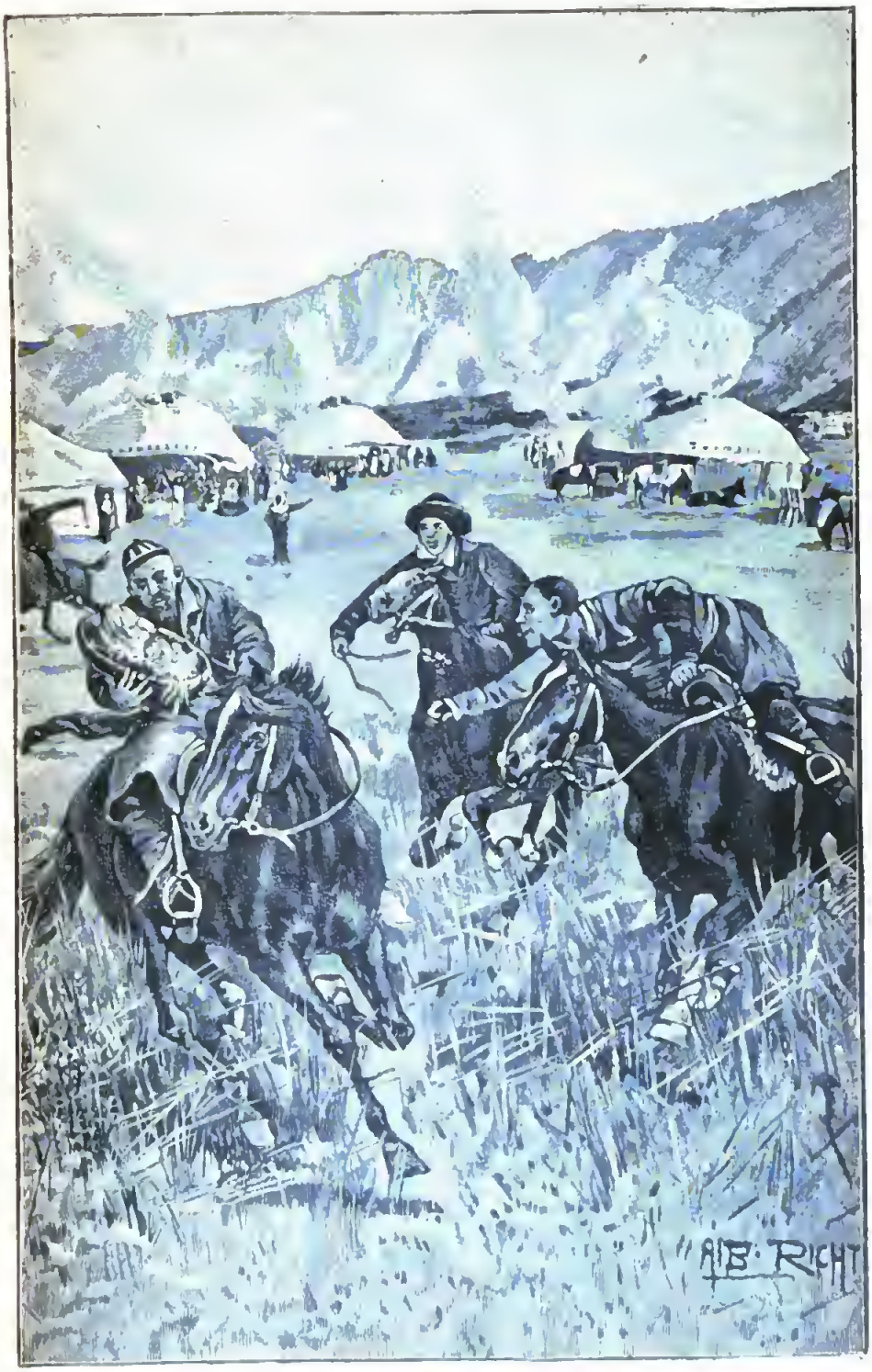
Eine kirgisische Braut.

nen, Töpfe und Teller ſind ſchnell verpackt; Meſſer und Gabeln giebt es nicht, da die zehn Finger deren Stelle vertreten müſſen. Die Luxusanzüge und Schmuckſachen von Mann und Frau werden in größeren und kleineren,

bunt bemalten Holzkiſten untergebracht. Mit den Teppichen, Decken, Polſtern und dem ſonſtigen Hausrat werden ſie dem Transporttier — ſei es Kamel, Ochs oder Pferd — aufgepackt; obenauf nehmen die weiblichen Familienglieder Platz, und nun kann die Wanderung beginnen.

Ein Wandermuſikant.

Der Aufenthalt in einer Kibitka iſt für den des Steppenlebens ungewohnten Europäer nichts weniger als verlockend durch die große Unreinlichkeit der Kirgiſen. Wegen des darin herrſchenden beiſpielloſen Schmutzes wird er ſich auch nur im äußerſten Notfall entſchließen, an einer Mahlzeit dieſer Steppenbewohner teilzunehmen, deren Kleider von Ungeziefer wimmeln. Die Kirgiſen ſind durchweg von mittlerem Wuchſe und gedrungenem Bau; ihre Züge bekunden auf den erſten Blick die mongoliſche Verwandtſchaft. Die kleinen, dunklen Augen der Männer



Kirgisische Hochzeitsscherze.

und Frauen betrachten jeden Fremdling mit dumm-schlauer Neugier, aus der ihre Begehrlichkeit nach einem von ihm erwarteten Geschenk hervorleuchtet, die sie auch alsbald durch Worte und Gebärden zu erkennen geben; frische Gesichter haben nur wenige der jüngeren weiblichen Wesen aufzuweisen.

Die Tracht stimmt ziemlich mit der ihrer turkmenischen Vettern überein. Ueber einen einfachen langen Kittel aus Baumwollstoff ziehen die Männer während der kalten Jahreszeit entweder noch einen zweiten oder einen Schafpelz. Die Reichen bevorzugen Stoffe aus Seide, Baumwolle oder Sammet. Möglichst schreiende Farben und bunte Stickereien auf den Kleidungsstücken sind besonders beliebt. Der Kittel wird durch einen ledernen Leibgurt zusammengehalten, der auch die Werkzeuge für den täglichen Bedarf aufnimmt. Männer und Weiber tragen die gleichen, außerordentlich weiten Lodenhosen von roter Farbe, und ihre Füße stecken im Sommer in bunten Pantoffeln und im Winter in Lederstiefeln. Als Kopfbedeckung dienen den Armen enganschließende Baumwoll- oder Filzkappen, während die Begüterten einen hohen, breitkrempigen Hut mit zwei aufgestülpten Spitzen aus Filz oder Sammet darüber tragen, den häufig Goldstickereien schmücken. Manche Stämme, so zum Beispiel die Kirgisen am Aralsee, setzen eine absonderliche Kapuze aus Schaffell auf, deren über die Schultern fallende Ausläufer sie gegen Wind und Wetter schützen. Fast den einzigen Schmuck der Männer bilden silberne Fingerringe.

Die Kleidung der Frauen und Mädchen ist der der Männer ähnlich, nur daß sich das kittelförmige Gewand enger um den Körper legt. Darüber wird das Chalat, eine Art Ueberrock, getragen, während ein schleierförmiges helles Tuch den Kopf umgiebt. Darüber sieht man bei Aermeren ein turbanartig gewundenes buntes Tuch, wo-

hingegen ihre reicheren Schwestern einen hohen, gestickten und mit Seidentroddeln und Münzen besetzten Aufsatz tragen. Auch die in kleine Zöpfe geflochtenen Haare behängen sie gern mit Gold- oder Silbermünzen und sonstigem Schmuck. Hals- und Armbänder sind beliebt; selten fehlt auch ein in Silber gefaßtes Amulett auf der Brust, das auf Papier geschriebene Koranverse oder magische Formeln gegen den bösen Blick und sonstiges Unheil bringt.

Pflügen mit Kamelen.

From Harper's Magazine.

Man sucht die Töchter so bald wie möglich an den Mann zu bringen, und eine kirgisische Braut pflegt selten mehr als vierzehn oder fünfzehn Lenze zu zählen. Wie in fast allen mohammedanischen Ländern ist auch bei den Kirgisen die Eheschließung ein Geschäft, wobei die Morgengabe von ausschlaggebender Bedeutung ist. Zunächst sendet der Freier ein paar Heiratsvermittler an die Eltern seiner Erkorenen, denen sie Geschenke überbringen, unter denen sich als besonders geschätzte Delikatesse ein Stück Hammel-

fett befindet. Wenn der Brautvater dieſe Darbringungen in gleicher Weiſe erwidert, ſo gilt das als Zuſtimmung. Hierauf findet in der Behauſung des Brautvaters ein Familienrat ſtatt, um die Größe des Kelims feſtzuſetzen, den der Bräutigam für das Mädchen zahlen ſoll. Willigt dieſer ein, die vierzig bis hundert Schafe oder von neun bis zu ſiebenundvierzig Stück Rinder zu entrichten, ſo iſt damit alles in Ordnung, und er darf jetzt ſeiner Auserkorenen den erſten Beſuch abſtatten. Das Geſchenk, welches er dabei überreicht, gilt als bindend, ſo daß, ſelbſt wenn er oder die Braut vor der wirklichen Eheſchließung ſterben ſollte, das Geſchäft dadurch nicht rückgängig gemacht wird. In erſterem Falle bekommt die Braut der nächſtältere Bruder, ſtirbt aber die Braut, ſo wird die überlebende nächſte Schweſter dem plötzlich verwitweten Bräutigam zu teil. Sind aber keine Stellvertreter männlichen oder weiblichen Geſchlechts vorhanden, dann muß die Ausſteuer zurückgegeben und noch ein entſprechendes Reugeld gezahlt werden.

Zur eigentlichen Eheſchließung begiebt ſich der Bräutigam nach dem Aul der Braut, wo die Eltern ihm ihre Tochter nebſt einem Zelt, einem Kamel oder Reitpferd, einem Brautkopfputz und einem Bett, einer Anzahl Töpfe und einem Kaſten überliefern. Der Molla ſegnet das Paar vor einer mit Waſſer gefüllten Schale; dreimal richtet er an beide die Frage, ob ſie in alle Zukunft Mann und Frau ſein wollen, und nach jeder Bejahung müſſen ſie aus der Schale trinken. Mitunter taucht er auch einen Pfeil mit einem Haarbüſchel aus der Mähne des Pferdes der Braut, eines von ihren Bändern oder ein beſchriebenes Papier in das Waſſer. Hierauf wird ein heiteres Hochzeitsfeſt begangen, während deſſen es nicht an allerlei Scherzen fehlt. Oft entreißt während des Schmauſes einer der Gäſte der Wirtin die gefüllte Schüſſel und reitet mit

Kirgisen beim Treiben auf Wildschafe.

ihr davon. Andere versuchen dann, sie ihm abzujagen, und so dauert das neckische Spiel fort, bis man zu fürchten beginnt, daß das Gericht erkalten möge. Nach dem Schluß des Mahles begeben sich die Neuvermählten mit dem Kamel, das die Brautaussteuer trägt, in den Aul des Mannes zu seiner Kibitka. Bemerkt sei noch, daß der Kirgise sich mit einer einzigen Frau begnügt.

An Vergnügungen bietet die Steppe ihren Bewohnern keine große Auswahl, und wandernde Musikanten und Tänzer sind daher stets willkommen. Für europäische Ohren ist es freilich wenig ergötzlich, die kreischenden, schrillen Töne der mit einem Bogen bearbeiteten Saiteninstrumente, zu denen noch einige primitive Blas- und Schlaginstrumente treten, anzuhören; ebensowenig kann der näselnde Gesang als anmutig bezeichnet werden. Die Tänzer sind junge Zigeuner, die in Weibertracht und geschminkt ihre Künste zum besten geben.

Die Kirgisen treiben wohl auch ein wenig Ackerbau, jedoch ihre Hauptbeschäftigung bildet, wie schon erwähnt, die Viehzucht. Ihre Herden bestehen aus grobwolligen Schafen mit Fettpolstern, Ziegen, Rindern, kräftigen und sehr schnellen Pferden und Kamelen. Pferde und Kamele werden vorwiegend gezüchtet, um als Beförderungsmittel für Menschen und Zelte zu dienen. Neuerdings haben die Kirgisen aber von den Russen auch das Pflügen mit Kamelen gelernt. Der ganze Handelsverkehr mit Russen, Chinesen und Turkmenen vollzieht sich in der Form des Tauschhandels. Auch eifrige Jäger sind die Kirgisen. Sie pflegen das Weidwerk aber fast nur zu Pferde und entwickeln namentlich bei dem Treiben auf Wildschafe große Gewandtheit.

Die klimatischen Verhältnisse in den von ihnen bewohnten Steppenebenen weisen die schroffsten Gegensätze auf. Im Winter strenge Kälte, Schneestürme und Orkane,

Digitized by Google

Russische Infanterie beim Abkochen in der Kirgisensteppe.

im Sommer glühender Sonnenbrand und heiße Winde. Zwischen den Hauptjahreszeiten des Winters und des Sommers belaufen sich die Temperaturunterschiede auf 50 Grad. Die Luft ist von einer wahrhaft erstaunlichen Trockenheit. Im heißen Sommer versiegen bisweilen selbst Ströme und ihre Zuflüsse, kleinere Seen trocknen

Brunnen in der kirgisischen Steppe.

aus, und der Wassermangel wird, da die künstlichen Brunnenanlagen in der kirgisischen Steppe verhältnismäßig selten sind, den Herden oft genug verhängnisvoll. Die großen, noch vorhandenen Seen, wie der Kaspische und der Aralsee, sind als die Ueberreste riesiger Wassermassen anzusehen, die unter der fortschreitenden Verdunstung an den tiefsten Stellen der Depression des gewaltigen Steppengebietes übrig geblieben sind.

Wenn im Frühjahr die erſten, heiß erſehnten Niederſchläge fallen, dann erwacht das Pflanzenleben wieder, allein dieſe Periode währt nur drei Monate. Während dieſer Zeit wird die öde Steppe in einen blumenreichen Grasgarten umgewandelt, und die Bäume beeilen ſich, Blüten und Früchte zu treiben und letztere zur Reife zu bringen. Dann iſt auch die geeignetſte Zeit für Expeditionen in die Kirgiſenſteppe, die regelmäßig von den ruſſiſchen Truppen vorgenommen werden. Nach einem wohldurchdachten Plane, deſſen Hauptſtütze die gegenwärtig freilich noch nicht ganz vollendete große ſibiriſche Eiſenbahn zu werden beſtimmt, iſt das Zarenreich von allen Seiten her dem zopftragenden Nachbar immer näher gerückt, als deſſen Haupterben es ſich ohne Zweifel betrachtet.

Mannigfaltiges.

Das Geschäft der schönen Witwe. — Der Buchhalter Anatole Perinet in Paris war im Frühling 1830 fünfunddreißig Jahre alt geworden und wünschte sich zu verheiraten. Er war ein herzensguter und sanftmütiger Mensch, aber nicht gerade ausgezeichnet durch besondere Vorzüge des Körpers oder Geistes, hatte sich auch bisher in dem teuren Paris erbärmlich genug durchschlagen müssen. Aber nun war ganz unverhofft die Sachlage plötzlich günstiger geworden. Eine alte Tante von ihm war in der Provinz gestorben, und Anatole, dem einzigen Erbberechtigten, dadurch ein Kapital von sechzigtausend Franken zugefallen.

Sofort kündigte Perinet seine Stelle auf, und da es ihm gänzlich an Damenbekanntschaft fehlte, so erließ er in einigen Zeitungen ein Heiratsgesuch, durch welches er der schöneren Hälfte des Menschengeschlechtes mitteilte, daß ein kapitalbesitzender Herr in den besten Jahren sich baldigst zu verheiraten wünsche mit einem älteren Mädchen oder einer Witwe, die im Besitze eines kleinen einträglichen Grundstücks oder Geschäftes sei und zur guten Verwaltung desselben einer ehrenhaften und liebevollen männlichen Stütze im Leben bedürfe.

Dies Inserat hatte in der That besten Erfolg. Es meldete sich unter anderen eine „junge, kinderlose Witwe von angenehmem Aeußeren und heiterem Wesen, neunundzwanzig Jahre alt, Besitzerin eines einträglichen schuldenfreien Hauses und darin betriebenen bequemen Geschäfts, das ohne irgend welches Risiko alljährlich ansehnliche Summen einbringe. Ihr erster Gemahl, der einst auch in ihr Geschäft hineingeheiratet und ihr dabei ein

treuer und verständiger Helfer gewesen, sei vor zwei Jahren einer Krankheit erlegen; sie bedürfe wieder einer sicheren und redlichen Stütze fürs Leben und fürs Geschäft". Das war gerade, was Anatole Perinet brauchte. Man machte gegenseitige Bekanntschaft, fand Gefallen aneinander, und die Verlobung kam richtig zu stande. Auf solche schon damals nicht ungewöhnliche Weise wurde Anatole Perinet der glückliche Bräutigam der hübschen Witwe Rosalie Dugazon, die am Greveplatz wohnte in Nr. 14, ihrem eigenen Hause, nahe beim großen Stadthause, wie man in Paris das Rathaus nennt.

Das Haus der Dame war ein altes, aber solid gebautes, noch in sehr gutem Zustande befindliches Gebäude mit der behaglich eingerichteten Wohnung der Besitzerin im Erdgeschoß und zwei Stockwerken darüber mit je vier auffallend breiten Fenstern. Schon bei der ersten Zusammenkunft hatte Anatole sich nach der Beschaffenheit des Geschäfts erkundigt und von Rosalie die Auskunft erhalten, sie sei „Vermieterin", wonach er einstweilen nicht weiter fragte. Nach der Verlobung aber hielt er es für richtig, der Sache näher auf den Grund zu gehen.

„Also, geliebte Rosalie," sagte er, „du bist Vermieterin?"

„Ja, mein teuerster Anatole," versetzte sie. „Es ist ein vortreffliches, höchst einträgliches Geschäft."

„Um so besser. Aber deine Wohnungen oben im Hause stehen doch leer, wie ich gesehen habe."

„Jawohl, ich vermiete sie auch nicht, denn dabei würde ich meinen Vorteil nicht finden."

„Beschäftigst du dich vielleicht damit, Dienstboten zu vermieten? Hast du ein Gesindebureau?"

Sie lachte spöttisch. „Nein, mit solcher Plackerei möchte ich mich nicht befassen. Mein Geschäft ist ein viel besseres und ein einfacheres. Ich vermiete Fenster oder vielmehr Plätze an meinen Fenstern."

Ihm wurde etwas schwül zu Mute. „Fenster?" murmelte er. „O, ich begreife jetzt. Auf dem Greveplatze finden ja die Hinrichtungen statt."

„Ganz recht, mein Lieber. Du wirst dich bald daran gewöhnen. Es ist lange nicht mehr so aufregend wie in den alten Zeiten,

als die Kriminaljuſtiz grauſamer zu Werke ging. Seit der großen Revolution benutzt man die Guillotine. In der Regel iſt die Prozedur in ſehr kurzer Zeit vorüber."

„Wie viele Hinrichtungen geſchehen wohl alljährlich?"

„Im vorigen Jahre waren es nur neun, zuweilen ſind's einige mehr, ſelten weniger."

Er atmete etwas freier auf; jedenfalls hatte er ſich die Sache ſchlimmer gedacht.

„Machen die anderen Hausbeſitzer am Greveplatze auch ſolche Geſchäfte?"

„Gewiß. Alle, deren Häuſer die dazu geeignete Lage haben. Mein Haus aber hat die allergünſtigſte Lage; dicht vor den Fenſtern meines erſten Stocks, kaum fünfzehn Meter davon, wird das Gerüſt mit der Guillotine errichtet. Daher erziele ich auch die höchſten Preiſe; oft werden ſchon wochenlang vorher bei mir Plätze beſtellt von reichen Leuten. Ich will dir meine Einrichtungen zeigen, folge mir."

Beide verließen das Zimmer und ſtiegen eine breite, altertümliche Treppe hinauf. Roſalie führte ihren Bräutigam in den hohen vierfenſtrigen Saal des erſten Stocks. Die breiten und hohen Fenſter reichten faſt bis auf den Fußboden hinab. Bei jedem derſelben ſtanden ſechs bequeme, mit dunkelbraunem Sammet bezogene Seſſel, drei ganz vorne, drei andere gleich dahinter, insgeſamt alſo vierundzwanzig an den vier Fenſtern.

„Dieſe vorderſten Sitzplätze ſind natürlich die teuerſten," ſagte erklärend die ſchöne Witwe, „dahinter ſind dann noch gute Stehplätze für viele Perſonen."

„Und im zweiten Stock oben iſt es ähnlich eingerichtet?" fragte Perinet.

„Ja, aber nicht ſo fein, nur einfache Stühle, und natürlich ſind die Plätze dort auch entſprechend billiger."

Was ſind es denn für Herrſchaften, die für ſo etwas Geld übrig haben?"

„Senſationslüſterne Menſchen jeglicher Art, die gewöhnlichen Boulevardpflaſtertreter und Kaffeehausbummler, aber auch Berühmtheiten, Gelehrte, Schriftſteller und Künſtler von Weltruf, auch ſchöne Damen."

„Ist's möglich?"

„Jawohl. Damen der feinsten Gesellschaftskreise finden daran ein aufregendes Gelüste, wie sie sich ja auch in den Schwurgerichtssaal einzudrängen pflegen, wenn ganz besonders sensationelle Kriminalverhandlungen stattfinden. Erinnerst du dich an den letzten schauderhaften Kriminalprozeß, der ganz Paris wochenlang in Aufregung brachte, und der vor einem Monat hier auf dem Greveplatz seine Sühne fand, indem man den Missethäter guillotinierte?"

„Den Urheber der geheimen Verbrechen in Pantin meinst du wohl? Ich las davon in den Zeitungen mit Abscheu und Grauen."

„Nun, da erschienen hier bei mir als Zuschauerinnen einige höchst elegante Damen, um jenen Elenden unter dem Fallbeil sein Leben enden zu sehen. Und da war auch ein junges zierliches Herrchen; sah man aber genauer zu, so war's eine verkleidete Dame. Rate einmal, wer es war!"

„Das vermag ich wirklich nicht zu erraten."

„Eine in neuester Zeit durch ihre Romane sehr bekannt gewordene Schriftstellerin —"

„George Sand?"

„Jawohl. Eigentlich heißt sie Frau Dudevant, sie ist ihrem Gemahl aber davongelaufen."

Es war droben nichts Besonderes mehr zu sehen, und die beiden gingen wieder hinunter und setzten sich auf das bunte Plüschsofa an den Kaffeetisch.

„Mein lieber Anatole," fuhr dort die muntere Witwe fort, „du kennst nun mein Geschäft. Es ist höchst einfach und bequem, und du wirst nur etliche Tage im Jahre etwas zu thun haben, wenn es eine Hinrichtung giebt. Dann mußt du mir in allem behilflich sein, denn ich kann nicht gleichzeitig in beiden Stockwerken sein. Da gilt es, den Herrschaften die reservierten Plätze anzuweisen, das Geld einzukassieren, darauf zu achten, daß nicht Unberechtigte sich eindrängen, überhaupt auf alles sorgsam Obacht zu haben. Meine besten Sitzplätze im ersten Stock bringen nie weniger als zehn Franken ein; in ganz besonders sensationellen Fällen steigt der Preis auf fünfzehn, zwanzig und selbst fünfundzwanzig Franken."

„Das finde ich erstaunlich," bemerkte Anatole.

„O, in alter Zeit waren die Einnahmen oft noch viel bedeutender, wie aus dem genauen Register hervorgeht, welches seit länger als zweihundert Jahren in meiner Familie geführt ist. Im 17. Jahrhundert, als die berüchtigte Giftmischerin Marquise v. Brinvilliers hingerichtet wurde, und im 18., als der Fanatiker Damiens sein Attentat auf Ludwig XV. so gräßlich büßen mußte, da saßen als Zuschauerinnen an den Fenstern dieses Hauses maskierte vornehme Damen, und hinter ihnen standen, dicht gedrängt, edle Kavaliere. In den beiden Fällen sind die Sitzplätze des ersten Stocks mit je fünf Louisdor bezahlt worden." *)

Noch mancherlei Interessantes berichtete Rosalie mit heiterer Unbefangenheit. Er sah sie dabei bisweilen etwas scheu von der Seite an. Hätte er nicht sein liebebedürftiges Herz gänzlich an sie verloren, so wäre er sicherlich aus dem unheimlichen Hause weggelaufen, denn das Gruseln überkam ihn immer wieder. Aber so dachte er: „Ich muß und werde mich an das sonderbare Geschäft gewöhnen." . . .

Kurz darauf brach die Julirevolution aus. König Karl X. wurde verjagt, der Herzog Ludwig Philipp von Orleans zum König von Frankreich erwählt.

Am 3. August sollte die Hinrichtung eines Mörders auf dem Greveplatze stattfinden. Schon in früher Morgenstunde strömte das Volk in Scharen nach dem Greveplatze. Der Kriminalprozeß, welcher zu dem Todesurteil geführt hatte, war nämlich ein höchst sensationeller gewesen und hatte monatelang die Gemüter mächtig erregt.

Das Haus der schönen Witwe war voll von Zuschauern, und die Gesamteinnahme dieser Vormittagsstunde mochte sich etwa auf tausend Franken belaufen. Perinet war seiner Braut behilflich, bald unten, bald oben den Herrschaften die Plätze anzuweisen und das Geld dafür einzukassieren.

Obgleich er sich vorgenommen hatte, dem blutigen Schauspiel keinen Blick zu widmen, so konnte er trotzdem nicht umhin, es doch zu thun, einem fast dämonischen Antriebe folgend. Da sah

*) Historisch.

er denn zum erstenmal in seinem Leben, wie das blinkende Fallbeil niedersauste und im Nu ein Menschenleben vernichtete.

Das war zu viel für das sanfte Gemüt des weichherzigen Anatole. Er wurde beinahe ohnmächtig, fühlte sich fürchterlich angegriffen, ja geradezu krank. Wie in Betäubung verließ er das Haus, eilte in seine Wohnung und legte sich gleich zu Bette.

Vergebens suchte er sein Gemüt zu beruhigen. Er konnte den schrecklichen Eindruck nicht wieder los werden, und in der Nacht quälten ihn die entsetzlichsten Träume.

Am darauffolgenden Tage erhob er sich von seinem Lager, und wie er in den Spiegel blickte, erschrak er über sein bleiches, erbärmliches Aussehen.

„Es geht über meine Kräfte," murmelte er. „Rosaliens Geschäft paßt nicht für mich; unmöglich kann ich dergleichen noch einmal mitmachen; es würde mich umbringen oder dem Wahnsinn überliefern. Das muß ich ihr gestehen, sie inständig bitten, das unheimliche Geschäft aufzugeben, das Haus zu verkaufen. Doch — ach! ich befürchte, sie wird sich darauf nicht einlassen. Alles wird sie rückgängig machen: es wird nichts aus der Heirat."

Am Nachmittag ging er zu seiner Braut. Als er bei ihr eintrat, fand er sie in Bestürzung und tiefster Betrübnis.

„Ach, mein Lieber, wer konnte das ahnen?" rief sie. „Ich bin ruiniert, wenn auch nicht ganz, so doch halb!"

„Tröste dich, Rosalie! Das wird meiner treuen Liebe keinen Abbruch thun. Aber erkläre mir doch —"

„Hast du den gestrigen Moniteur nicht gelesen? Der neue Justizminister hat eine Verfügung erlassen, daß in Zukunft die Hinrichtungen nicht mehr auf dem Greveplatze, sondern fortan hinter den Mauern des Gefängnishofes von La Roquette stattfinden sollen."*)

Der gute Perinet atmete freudig erleichtert auf. Seine Seele fühlte sich wie von einem ungeheuren Alpdrücken auf einmal völlig befreit. Und er umarmte und küßte seine Braut inniglich. Jetzt war sie ihm ohne das seltsame Geschäft noch viel, viel lieber als vordem.

— — — — — — — — — — — — — —

*) Thatsächlich.

Die Einbuße, welche Rosalie erlitt, war allerdings beträchtlich, aber doch nicht so groß, wie sie anfänglich befürchtet hatte. Denn die beiden Stockwerke brachten als Wohnungen recht ansehnliche Mieten ein, so daß Anatole mit seiner Frau in guten bürgerlichen Verhältnissen leben konnte. O. H.

Neue Erfindungen: I. Elektrisch-selbstthätiger Feuermelder (System Keyser). — Wie wichtig für viele Räume, in erster Linie: Trockenkammern, Speicher, Magazine, Krankenhäuser u. s. w., selbstthätige Feuermelder, das heißt Apparate sind, die

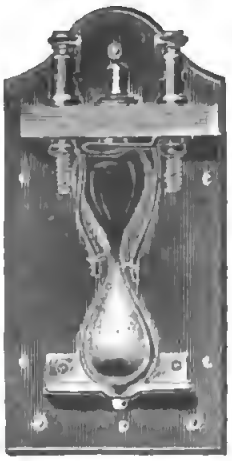


Fig. 1. Elektrisch-selbstthätiger Feuermelder (System Keyser). Innenansicht.

Fig. 2. Elektrischer Feuermelder, zugleich Thürkontakt. Innenansicht.

beim Ansteigen der Temperatur ihrer Umgebung auf eine ungewöhnliche Höhe einen Wecker in Thätigkeit setzen, liegt auf der Hand. Vorzüglich bewährt hat sich der elektrisch-selbstthätige Feuermelder, System Keyser, auf den wir deshalb die Aufmerksamkeit weiterer Kreise hinlenken möchten. Der Apparat enthält, wie aus Fig. 1 zu ersehen, eine gläserne Doppelbirne, deren unterer Teil mit Quecksilber gefüllt ist. Wo sie sich in der Mitte verengt, sind zwei Platindrähte eingeschmolzen, die in die Leitung einer jeden Hausklingel eingeschaltet werden können. Oben ist ein gewöhnlicher Drücker angebracht, mit dem sich das Funktionieren der Klingel jederzeit feststellen läßt. Sobald sich nun aus irgend einer Ursache die Temperatur in dem Raume, wo

ſich der Feuermelder befindet, erhöht, ſo dehnt ſich das Queckſilber aus, ſteigt und ſtellt dadurch den Stromſchluß zwiſchen den beiden Platindrähten her. In demſelben Augenblicke fängt alsdann die Klingel an, die Wache beziehungsweiſe die Hausbewohner zu alarmieren. Der Apparat läßt ſich von jedem Laien je nach ſeinen Zwecken für Wohn- oder Geſchäftsräume, Gaſthöfe u. ſ. w. in dem gewünſchten Wärmegrad einſtellen, und zwar durch Zufüllen oder Abgießen einer kleinen Menge Queckſilber. Um ihn auf den gewünſchten Wärmegrad einzuſtellen, taucht man ihn in Waſſer von der betreffenden Temperatur und achtet darauf, daß einige Sekunden nach dem Eintauchen das Queckſilber beide Platindrähte berührt. Für gewöhnlich wird der Apparat auf 28 Grad Reaumur (35 Grad Celſius) eingeſtellt, was meiſt ausreichend iſt. Auf Wunſch wird dieſer Feuermelder auch ſo geliefert, daß er zugleich als Thürkontakt (Fig. 2) für Läden, Magazine u. ſ. w. verwendet werden kann. Er wird dann auf dem Thürrahmen angebracht. Der oben befindliche Hebel macht durch eine in die Thür eingeſchraubte Führungsöſe die Bewegung der Thür mit, und durch eine mit dem Hebel in Verbindung ſtehende Zunge wird der Kontakt hergeſtellt. Dieſer Hebel iſt auf jede Stellung einſtellbar, ſo daß der Apparat für links- wie für rechtsgehende Thüren durch einfache Herumſtellung des Hebels benutzbar wird. Ebenſo iſt dadurch die Möglichkeit geboten, daß ſelbſt bei der geringſten Oeffnung der Thür das Signal ertönt; auch kann der Apparat ſo hergeſtellt werden, daß er bei Oeffnung der Thür ſo lange fortläutet, bis letztere wieder geſchloſſen wird. Fr. R.

II. Ein Polizeifahrrad. — Daß das Fahrrad, nachdem es ſich nicht nur alle privaten Gebiete, ſei es zu Erwerbs-, ſei es zu Vergnügungszwecken, erobert, ſondern auch bei der Poſt und beim Heere amtliche Verwendung gefunden hat, auch zu Polizeizwecken benutzt werden würde, war vorherzuſehen. Man wundert ſich nur, daß es erſt in jüngſter Zeit und nicht ſchon früher geſchehen iſt. Im praktiſchen Nordamerika hat man einen ganz neuen Fahrradtyp zum Dienſte der Polizei erfunden. Dieſes Polizeifahrrad, ein ſehr langgebautes Dreirad, vertritt die Stelle des in Europa üblichen polizeilichen Transportwagens, durch

welchen Gefangene von den Polizeibureaus nach dem Gefängnis oder zum Verhör gebracht werden. Es hat vorn und hinten je

Transport eines Verbrechers auf dem Polizeifahrrad in Nordamerika.

einen Sattel für die Polizisten, die zugleich Fahrer sind; in der Mitte aber einen Sitz für den Gefangenen, dessen Hände mit

Handschellen rechts und links an den stählernen Rahmen des Sitzes angeschlossen werden, so daß ein Fluchtversuch unmöglich gemacht ist. Dieses Polizeifahrrad, von dem wir eine Abbildung bringen, hat gegenüber dem Zellenwagen entschieden seine Annehmlichkeiten, und zwar für die Transporteure wie für den Transportierten, und nur den einen Nachteil, daß des letzteren Zartgefühl durch den offenen Transport verletzt wird. Doch fällt bei notorischen Verbrechern — und nur solche wird man jedenfalls auf diese Weise dem Gefängnisse zuführen — dieser Punkt nicht besonders schwer ins Gewicht, und so kann man das Polizeifahrrad jedenfalls als eine sehr praktische Neuerung betrachten. F. Z.

Zu Tode gespielt. — Die ihrer Zeit hochberühmte und vielgefeierte Sängerin Wilhelmine Schröder-Devrient (gestorben 1860) haßte mit dem ganzen Feuer ihrer echten Künstlerseele alles Niedrige und Triviale, sowohl in der Kunst als auch im Leben. Wo es ihr in ihrer Kunst entgegentrat, schüttelte sie es von sich ab mit allen Mitteln. Während ihres Engagements an der Dresdener Hofbühne wurde dort eine Oper von Halévy: „Guido und Ginevra" einstudiert. Das Libretto war ebenso albern, wie die Musik seicht und nichtssagend. Der Schröder-Devrient war die Rolle der Prinzessin zugeteilt. Diese wird von einer Rivalin durch einen Schleier vergiftet, stirbt auf der Bühne und wird begraben. Aber das Gift war nicht stark genug, und die Prinzessin erwacht in dem Gruftgewölbe aus dem Starrkrampf, in den sie das Gift versetzt hatte. Der Künstlerin, der weder ihre Rolle noch überhaupt die ganze Oper gefiel, ersuchte den Intendanten wiederholt, ihr die Rolle abzunehmen, oder besser noch die Oper überhaupt nicht zur Aufführung zu bringen. Der Intendant verneinte jedoch mit dem Hinweis, daß der Hof die Oper zu hören wünsche.

„Gut denn, so muß ich mich fügen," entgegnete die Künstlerin. „Aber," setzte sie mit einem kleinen sarkastischen Lächeln hinzu, „ich werde mir mit dem Spiele große Mühe geben."

Der Abend der Aufführung kam. Die Prinzessin empfängt den vergifteten Schleier und stirbt an dem daraus eingeatmeten Gift auf offener Scene, womit der erste Akt schließt. Die Schröder-Devrient starb so natürlich, ihre Todeszuckungen waren

so getreu die einer an Gift Sterbenden, von einer so furchtbaren Gräßlichkeit, daß dem Publikum die Haut schauderte und nach dem Fallen des Vorhanges der entsetzte Intendant mit dem Arzt auf die Bühne stürzte und mit bebender Stimme der Künstlerin zurief: „Um Gottes willen, sind Sie denn wirklich krank?"

„Keineswegs," antwortete die Künstlerin, „ich bin nur vorschriftsmäßig an Gift gestorben."

Im zweiten Akt, in dem Gruftgewölbe, gebärdete sich die lebendig Begrabene wie eine Rasende. Sie kratzte mit den Nägeln an der Mauer der Gruft, raufte ihr Haar, schlug sich die Brust mit den Händen — alles der Situation angemessen, alles lebenswahr, naturgetreu, aber von einer so abscheulichen Gräßlichkeit, daß der Hof mitten in der Scene die Loge verließ.

Die Oper wurde nicht wieder gegeben, und die Künstlerin hatte ihren Zweck erreicht, sie hatte die Oper — zu Tode gespielt. C. Sp.

Geschäfte mit Gaunern. — Bei der Direktion der Bank von England meldete sich vor einigen Jahren ein Mann, der erklärte, er müsse einen der Leiter in dringender Angelegenheit sprechen. Er wurde in das Direktionszimmer geführt.

„Was wünschen Sie?" fragte man ihn.

„Ich habe ein Mittel gefunden, um die Noten der Bank von England zu spalten," erklärte der Gefragte. „Ich bin im stande, aus einer Banknote zwei zu machen, und biete Ihnen das Geheimnis zum Kauf an."

„Wir werden uns die Sache überlegen, kommen Sie in drei Tagen wieder."

Der Besucher verschwand, und der Direktor rief schleunigst seine Kollegen zusammen, um über die Mitteilung des Erfinders zu beraten. Auch die Techniker aus der Druckerei der Bank wurden herbeigeholt, und diese meinten kopfschüttelnd, der Erfinder sei verrückt; es gäbe keine Maschine der Welt, mit welcher man die papierdünnen Banknoten in zwei Teile spalten könne.

Zum Verständnis muß hier zweierlei angeführt werden. Die englischen Banknoten sind von einer erstaunlichen Einfachheit und bestehen nur aus weißem Papier mit schwarzem Aufdruck auf der Vorderseite. Keine Verschnörkelung, kein Muster aus

sich kreuzenden und ineinander verschwimmenden Kreislinien (sogenannte Guilloche), nichts, nichts! Die Banknoten sind so einfach, daß man glaubt, jeder Druckerlehrling müsse sie nachmachen können. Aber das ist ein Irrtum. Diese anscheinende Einfachheit ist das Ergebnis eingehendster Ueberlegung und tausendfältiger Versuche. Der Schutz vor Nachahmungen liegt in der Art des Papiers, das unter den strengsten Vorsichtsmaßregeln fabriziert wird, und der Art der Druckerschwärze, deren Zusammensetzung ebenfalls Geheimnis der Bank ist. Endlich haben die Banknoten ein Wasserzeichen, das mit derartiger Kunstfertigkeit hergestellt ist, daß ebenfalls bisher noch niemand in der Lage war, dasselbe nachzuahmen.

Zweitens muß erwähnt werden, daß nicht nur die Bank von England, sondern infolge ihres Vorgehens auch alle Geschäftsleute in England und in Amerika dem Grundsatze huldigen, es sei vorteilhafter, mit den Menschen, von denen sie betrogen worden sind oder die sie betrügen könnten, einen Vergleich zu schließen, als nach der Polizei zu laufen. Die Erwägung dabei ist folgende: Die Gauner, welche Wertpapiere, Papiergeld u. s. w. gestohlen haben, werden wohl von der Polizei eingefangen und vom Gericht bestraft, aber das gestohlene Geld, die gestohlenen Wertpapiere sind fast immer verloren. Wenn man sich aber mit den Gaunern auf Unterhandlungen einläßt, so gelingt es fast stets, wenigstens einen Teil des Geldes zu retten. Zum Beispiel: Einbrecher haben eine Kasse ausgeräumt und Aktien im Werte von 100,000 Mark und daneben 70,000 Mark in barem Gelde gestohlen. Die Bank erklärt sich bereit, den Räubern das bare Geld zu lassen und jede Verfolgung aufzugeben, falls sie die 100,000 Mark in Aktien, die ohnehin für die Diebe sehr schwer unterzubringen sind, freiwillig wieder herausgeben. So kommen die Aktien, die sonst in der Erde verfaulen oder verbrannt würden, wieder in den Besitz der Bank und — diese Erwägung ist die Hauptsache für die Engländer — die Erfahrung, welche die Geschädigten durch den Betrug gewonnen haben, ist auch etwas wert und wird sie veranlassen, neue Maßregeln zu ergreifen, um eine Wiederholung des Einbruchs unmöglich zu machen.

Ja, die Bank von England und die Geschäftsleute gehen noch

viel weiter. Sie lassen sich mit jedem Menschen auf Unterhandlungen ein, der ihnen Mitteilung von irgend einer neuen Betrugsmöglichkeit macht. Wenn jemand zu diesen englischen Geschäftsleuten kommt und ihnen mitteilt, er wisse ein Mittel, um in ihre Tresors einzubrechen, um ihre Banknoten nachzumachen oder ihre Checks zu fälschen, so hört man ihn nicht nur geduldig an, sondern man verspricht ihm auch ein gutes Stück Geld, wenn er der Bank sein Geheimnis preisgiebt.

Doch kehren wir zu dem Fall mit dem Banknotenspalter zurück. Die Techniker also erklärten, es sei absolut unmöglich, mit irgend einer Maschine oder irgend welchen Hilfsmitteln eine Banknote zu spalten. Die Direktoren aber beruhigten sich bei diesem Gutachten der Sachverständigen nicht. Sie erinnerten sich daran, daß schon vieles von Sachverständigen für unmöglich erklärt worden sei, was dann Laien auf verblüffend einfache Weise doch fertig brachten. Sie ließen sich also mit dem Banknotenspalter, als er nach drei Tagen erschien, auf Unterhandlungen ein und versprachen ihm eine große Geldsumme zu zahlen, wenn er ihnen das Experiment der Banknotenspaltung vormachen wollte. Am nächsten Tage kam der Erfinder wieder, brachte zwei Stücke Leinwand mit und in einem Topf ein Klebmaterial, das aus arabischem Gummi und Leim zusammengesetzt war. Er erbat sich eine Banknote, bestrich die eine Seite derselben sorgfältig mit dem Klebmaterial und klebte sie auf das eine Stück Leinwand. Dann bestrich er auch die andere Seite der Banknote mit dem Klebestoff und legte ebenfalls ein Stück Leinwand darauf. Er beschwerte darauf Leinwand und Banknote mit ein paar mitgebrachten Eisenstücken, legte alles in einen Holzkasten und bat die Direktoren, ihn zu verschließen. Am Nachmittag wolle er wiederkommen. Er erschien auch richtig zur angesagten Stunde, nahm aus dem Kasten die beiden Leinwandstücke, faßte jedes von ihnen an einer Ecke und riß sie auseinander. Auf jedem Stück Leinwand klebte die Hälfte der Banknote. In der That hatte der Erfinder das für unmöglich erklärte Experiment gelöst, die Banknote zu spalten.

„Sie sind Ingenieur?“ wurde er gefragt.

„Nein, ich bin Buchbinder. Ich gedachte nun, wenn ich die

Banknoten gespalten hatte, dieselben, wie ich hiermit thue, wieder von der Leinwand abzuweichen und dann die beiden Rückseiten der Hälften sorgfältig mit Papier zu bekleben, damit sie die frühere Dicke wieder erhalten. Ich hätte statt einer dann zwei Banknoten, wenn die Druckerschwärze tief genug auch in den zweiten Teil auf der Rückseite der Banknote eingedrungen ist."

Wie man sich sofort überzeugte, war dies jedoch nicht genügend der Fall. Der Buchbinder hätte seine Erfindung also kaum zum Fälschen von Banknoten verwenden können, aber die Direktoren zahlten ihm die ausbedungene hohe Geldsumme anstandslos aus. Sie hatten von diesem verblüffend einfachen Experiment gelernt: nämlich, daß die Druckerschwärze noch weniger tief als bisher in das Papier eindringen durfte, wollte man derartige Betrügereien vollständig verhindern.

Daß die Bank von England derartige Erfindungen aufkauft, ist allgemein bekannt, und deshalb giebt es Leute, die ihr ganzes Sinnen und Trachten darauf richten, irgend einen neuen Streich gegen die Sicherheit der Bank, ihrer Checks oder Banknoten auszusinnen, um dann diese Erfindung für schweres Geld an die Bank zu verkaufen. Das gelingt öfters. Man hält das in England und Amerika für ein ganz loyales Geschäft. Ebenso, wie bereits gesagt, die Unterhandlung mit Dieben, Betrügern und Einbrechern.

Nehmen wir an, es seien in einer englischen Privatbank, wie dies erst neulich passierte, auf unerklärliche Weise Tausende von Aktien gestohlen worden. Die Bank wendet sich nicht an die Polizei, sondern erläßt in den verbreitetsten Blättern Englands Inserate, in denen die Nummern der gestohlenen Aktien und ihre Art angezeigt werden. Dann wartet sie auf ein Angebot der Diebe. Dieses läßt gewöhnlich nicht lange auf sich warten. In einem Briefe, der mit der Schreibmaschine geschrieben oder aus Wörtern zusammengesetzt ist, die aus einer Zeitung herausgeschnitten sind, wird der Bank ein Angebot gemacht betreffs der Höhe der Summe, welche die Diebe in barem Gelde für die Wiederherausgabe der Aktien verlangen. Die Antwort darauf hat die Bank gewöhnlich im Inseratenteil eines Blattes in höchst unauffälliger Weise zu erteilen. Ist der Bank die geforderte

Summe zu hoch, so handelt sie, indem sie weniger bietet, und durch das Schreiben dieser eigentümlichen Briefe und die Antwort im Inseratenteil kommt schließlich ein Abkommen zwischen der Bank und den Spitzbuben zu stande. Unter den nötigen Vorsichtsmaßregeln empfangen dann die Diebe durch besondere Agenten, die sich mit solchen Vermittelungen befassen, das Geld und liefern dafür die Aktien aus.

Aber auch mit dem eigenen Personal, welches Betrügereien begangen hat, paktiert die Bank oder das betreffende Geschäft. Haben die Leute eine Unterschlagung, einen Betrug begangen und legen sie ein reumütiges Geständnis ab, so verzichten die Geschädigten auf jede Verfolgung, wenn der Betrüger oder dessen Familie den Schaden wenigstens einigermaßen ersetzt. Natürlich wird einem solchen ungetreuen Angestellten das Zeugnis verweigert, und das ist gewöhnlich Veranlassung genug für ihn, um in das Ausland zu gehen, da er doch daheim keine Stelle mehr bekommt.

Daß diese Art und Weise, auch mit den Angestellten zu paktieren, zu den sonderbarsten Konsequenzen führt, geht aus folgendem Vorfall hervor. Ein in einem australischen Geschäft Angestellter verspielte an der Börse 4000 Pfund Sterling (80,000 Mark). Er hatte das Geld der Bankkasse entnommen und konnte es nicht wieder ersetzen. Er ging zu einem Rechtsanwalt, der ein alter Freund seines Vaters war, und vertraute sich ihm an.

„Ein böser Fall!“ sagte der Rechtsanwalt. „Wieviel können Sie noch aus der Kasse nehmen, ohne sofort entdeckt zu werden?“

„Ungefähr 6000 Pfund Sterling.“

„Nehmen Sie das Geld und kommen Sie damit morgen zu mir.“

Am nächsten Tage zählte der Rechtsanwalt das mitgebrachte Geld sorgfältig durch, steckte 1000 Pfund Sterling in seine Tasche und sagte: „Das sind meine Gebühren.“ Dann gab er dem Diebe 1000 Pfund mit den Worten: „Das ist für Sie, damit Sie sich damit weiterhelfen können.“ Darauf setzte sich der Rechtsanwalt hin und schrieb an die Bank: „Der bei Ihnen angestellte Mr. X. hat 10,000 Pfund Sterling unterschlagen, die

er nicht erſetzen kann. Der Familie iſt es unter Aufbietung aller Kräfte gelungen, 4000 Pfund Sterling zuſammenzubringen. Falls Sie mit dieſer Summe zufrieden ſind und dem jungen Manne Strafloſigkeit zuſichern, ſollen Sie das Geld haben."

Die Bank nahm den „Vorſchlag zur Güte" an, und die Angelegenheit war damit erledigt.

Die engliſche Polizei duldet nicht nur das Unterhandeln der Diebe mit den Geſchädigten, ſondern auch Agenturen, welche die Vermittelung beſorgen. Die Pariſer Polizei dagegen duldet ſolche Unterhandlungen nicht. Die Folge iſt, daß die franzöſiſchen Einbrecher und Diebe ſich ebenfalls der Londoner Agenturen bedienen, um mit den Geſchädigten in Frankreich zu unterhandeln. Die Franzoſen nennen die Inhaber dieſer Agenturen bezeichnend: „Die Bankiers der Diebe." O. K.

Auch ein Forſchungsreiſender. — Die Stadt Czernowitz liegt auf einer Anhöhe am rechten Ufer des Pruth, der, durch den reißenden Czernemoſch verſtärkt, drei Meilen ſüdöſtlich von Czernowitz das Gebiet der Bukowina verläßt und dann bei Galacz ſich mit der Donau vereinigt. Aber bei ſeinem Ausfluſſe aus der Bukowina berührt er einen Punkt, das ſogenannte triplex confinium, wo drei Reiche, Rußland, Oeſterreich und Rumänien, aneinander grenzen. Hier können die drei Monarchen jener drei Reiche perſönlich einander ſprechen und ſich die Hände reichen, ohne daß einer von ihnen die Grenze ſeines Reiches zu überſchreiten braucht.

Zur Zeit, als Rumänien noch ein Beſtandteil der Türkei war, beſchloß nun ein reicher und wunderlicher Lord aus London, die Nacht am Vorabende ſeines Namenstages in drei Kaiſertümern zu ſchlafen und am Morgen in drei Kaiſertümern ſein Frühſtück einzunehmen. Er reiſte richtig ab und traf bei dem triplex confinium ein. Am Abend ſeiner Ankunft ſchlug er, dem Regen und Sturm mit engliſchem Gleichmute trotzend, auf der ruſſiſchen Seite ſein eiſernes Feldbett auf, und nachdem er eine Taſſe ruſſiſchen Thees zu ſich genommen hatte, ſtreckte er ſeine Glieder auf dem Feldbette aus, mit dem Befehle an die mit Regenſchirmen bewaffneten Diener, ihn nach einer Stunde zu wecken. Dies geſchah; er beſtieg ſeinen Reiſewagen und

langte nach drei Sekunden in dem türkischen Reiche an, wo er abermals sein Feldbett aufschlagen ließ und nach dem Genusse einer Tasse türkischen Kaffees, wobei er eine Pfeife türkischen Tabaks rauchte, abermals sich schlafen legte. Die aufmerksamen Diener weckten ihn nach einer Stunde zum zweitenmal, und nach einer langen, aber glücklichen Reise von drei Sekunden langte er wohlbehalten im Kaisertum Oesterreich an. Hier stärkte er die von der Reise ermatteten Glieder durch eine Flasche Vöslauer vom Jahre 1811 und legte sich dann behaglich wieder nieder, um von seiner weiten Reise auszuschlafen. Nun ließen ihn die Diener eine anhaltende Ruhe genießen und thaten ein Gleiches, während ein österreichischer Zollwächter bei ihnen Wache hielt. Erst spät am Morgen erwachte der Lord und sah mit Staunen, daß einer seiner Diener nach Rußland zurückgereist war und dort schlief, der andere in der Türkei, der dritte in Oesterreich unter seinem Feldbette lag; er ließ also mittels reitender Stafette seine Diener aus der Türkei und aus Rußland zurückbeordern und dann sein Frühstück bereiten. Während seine Theemaschine brodelte, stellte er sich seinen dreibeinigen Feldstuhl so zurecht, daß jeder der drei Füße in einem anderen Kaisertum zu stehen kam; darauf nahm er nun mit dem ganzen Ernste eines echten Gentleman Platz und trank drei Tassen duftenden Thees gemächlich aus, ließ sich den Thatbestand seiner heroischen Expedition von dem Zollwächter amtlich beglaubigen und reiste nach London zurück, um die geographische Gesellschaft durch die Resultate seiner Forschungsreise in Erstaunen zu setzen. C. T.

Eine kostbare Hand. — Wie eng Barbarei und moderne Hyperkultur aneinander grenzen, ja oft zu denselben Erscheinungen führen, dafür liefert Nordamerika von jeher die drastischesten Beispiele. Eines der neuesten und schlagendsten ist jedenfalls die juwelengeschmückte Hand der amerikanischen Tänzerin Titenia, von der wir eine nach einer Photographie hergestellte Abbildung bringen. Diese transatlantische Bajadere begnügt sich nicht damit, sich mit kostbaren Armbändern und Ringen zu schmücken, von denen sogar Daumen und Mittelfinger einen tragen, sondern auf dem Handrücken ist mit Hilfe von goldenen Kettchen

auch noch eine Brosche befestigt, und die Fingernägel sind durchbohrt, dergestalt, daß man in jedem einen „Diamantring" befestigen konnte. Diese ebenso kostbare als geschmacklose Ausschmückung der Hand schlägt jeden bis dahin von Frauen halb-

Hand der amerikanischen Tänzerin Titenia.
Nach einer Photographie von Hall in New-York.

wilder orientalischer Völkerschaften erreichten „Rekord". Miß Titenia macht bei ihrem abendlichen Auftreten durch die graziösen Bewegungen ihrer Hand, deren zahlreiche Diamanten im Glanze des elektrischen Lichtes in allen Farben blitzen und funkeln, großen Effekt und wird bei dem excentrischen Wesen der Amerikanerinnen wahrscheinlich auch bald „Schule machen", so

daß „Ladies" mit Ohrringen in den Fingernägeln möglicherweise bald als neueste Errungenschaft in der Mode gelten werden. F. Z.

Aus dem Leben des Vogels Strauß. — Die Kraft und Widerstandsfähigkeit des Straußes ist außerordentlich, so daß er, wenn er sich verfolgt sieht, alle Barrieren und selbst eine dünne Wand durchbricht, ohne sich Schaden zu thun. Diese Kraft äußert sich auch in den Kämpfen der Strauße, wobei sie sich der langen Beine als Waffen bedienen, deren größte Zehe bisweilen ganz bedeutende Wunden verursacht. Ein Fußschlag des Straußes vermag einen kräftigen Mann zu Boden zu werfen, und man hat schon einen in Wut geratenen Vogel mit seinem Fuße eine dünne Eisenplatte durchschlagen sehen, hinter welche sich ein Mensch geflüchtet hatte. Im Augenblicke der Wut kennt der Strauß keine Furcht, selbst nicht einmal vor einer Lokomotive; hat man doch schon beobachtet, daß ein männlicher Strauß sich auf die Lokomotive eines daherbrausenden Eisenbahnzuges stürzte und natürlich von derselben zerschmettert wurde.

Der Strauß ist ein guter Tänzer, und jung und alt belustigt sich oft mit der Aufführung einer Art von Walzer. Wenn sie am Morgen zahlreich beisammen sind, eilen sie plötzlich davon, und haben sie eine Strecke von einigen hundert Metern durchlaufen, so halten sie auf einmal an und drehen sich mit emporgehobenen Flügeln rasch um sich selbst herum, bis sie übereinander hinwegpurzeln.

Wie manche andere Vögel zeigen auch die männlichen Strauße eine gewisse Eitelkeit, und sie nehmen eine stolze Haltung an, bevor sie zum Kampfe schreiten oder ihrem Weibchen den Hof zu machen suchen. Sie knieen dann nieder und bewegen die wagerecht ausgestreckten Flügel bald vor-, bald rückwärts, während der niedergebeugte Hals mit dem Rücken eine gerade Linie bildet. Die Federn sind alle gesträubt, und das Tier ist in diesem Augenblick so mit sich beschäftigt, daß es für die Außenwelt völlig blind scheint und man sich ihm nähern und es ergreifen kann. Seine Stimme klingt ganz eigentümlich, und wir sind kaum im stande, sie nachzuahmen.

Was die Nahrung des Straußes anbetrifft, so verschlingt

er faſt alles, was ihm vor den Schnabel kommt, ohne ſich dadurch den Magen zu verderben. Das Sprichwort vom „Straußenmagen" hat darum ſein volle Berechtigung. Der Vogel verſchlingt Orangen, wie kleine Schildkröten, junge Katzen, Knochen und dergleichen. Als man einmal eine hölzerne Kugel gegen einen Strauß rollen ließ, ergriff er dieſelbe und verſchlang ſie auf der Stelle. Ein anderes Mal folgte er den Arbeitern, welche eine Barriere von Draht herſtellten, und verſchluckte die Drahtſtücke, welche dabei abgeſchnitten wurden.

Obgleich die Straußenweibchen weit zahlreicher ſind als die Männchen, ſo leben dieſe Vögel doch meiſt in Monogamie. Das Männchen wählt ſich ein Weibchen, mit dem es nach einiger Zeit ein Neſt zu bauen beginnt. Es ſcharrt meiſt an einer einſamen Stelle eine Vertiefung in den Boden, welche ſodann von dem Weibchen mit Grashalmen gepolſtert wird. Nach Herſtellung des Neſtes legt das Weibchen alle zwei Tage ein Ei, und wenn 8 bis 15 Stück beiſammen liegen, beginnt es zu brüten. Das Männchen ſteht ihm hilfreich zur Seite und löſt es bereitwillig zur Nachtzeit ab. Wie oft wird uns heute noch erzählt, daß der Vogel das Brutgeſchäft während des Tages den warmen Sonnenſtrahlen überlaſſe. Das iſt jedoch ein Irrtum, denn das Weibchen brütet regelmäßig von morgens gegen acht bis nachmittags gegen vier Uhr und verläßt das Neſt nicht einen Augenblick ohne Not, während der Nacht aber ſitzt es an der Seite des brütenden Gatten und ſchläft.

Es iſt nicht immer leicht, ein Straußenneſt zu entdecken, wenn das Weibchen darauf ſitzt. Dieſes ſtreckt nämlich ſeinen Hals und ſeinen Schwanz wagerecht aus, und ſein Gefieder iſt hinſichtlich ſeiner Färbung ſchwer von dem Boden ſeiner Umgebung zu unterſcheiden. Man hält es von weitem vielleicht für einen Stein oder Ameiſenhaufen. Auch das Männchen iſt durch ſeine Färbung gut geſchützt, wenn es während des Tages auf der Lauer liegt und wacht.

Das Straußenneſt wird nach und nach durch eine kleine Erhöhung vervollſtändigt, welche ſich bald nach dem Beginn des Brütens bildet. Das brütende Weibchen ſtreckt nämlich fortwährend ſeinen langen Hals aus, füllt den Schnabel mit Sand

oder kleinen Kieseln an und läßt sie dann um seinen Körper herum niederfallen. Diese Ablagerung ist aber sehr nützlich, denn sie verhindert nicht nur die Eier, aus dem Neste zu fallen, sondern sie hält auch den Regen ab, in das Nest zu dringen.

Sind die jungen Vögel vollständig entwickelt, so öffnen sie von innen die harte Schale, um herauszuschlüpfen, ohne daß die Alten nötig hätten, mit ihren Schnäbeln zu Hilfe zu kommen. Das Junge gelangt demnach ans Tageslicht, ohne daß ihm jemand von außen beisteht, und je schneller es erscheint, desto besser. Denn wenn einige Tage nach der Geburt des ersten Kleinen vergangen sind, verläßt die Mutter das Nest und hört auf zu brüten.

Kurz vor dem Ausschlüpfen lassen die Kleinen eigentümliche Laute und ein Geräusch vernehmen, das sie mit ihrem Schnabel bei Durchbrechung der Schale verursachen. Endlich ans Tageslicht gekommen, zeigen sie sich ungemein schwach und völlig unfähig, während der ersten vierundzwanzig Stunden das mindeste zu sich zu nehmen. Sie können sich nicht einen Augenblick aufrecht erhalten, ihr Kopf und ihre Beine sind aufgeschwollen, und gegen alle äußeren Eindrücke zeigen sie sich durchaus gleichgültig. Bald jedoch bedienen sie sich ihrer Beine und spazieren in Begleitung der Alten umher, von denen sie bewacht und verteidigt werden, sobald ihnen eine Gefahr droht. Wie viele andere Tiere unterscheiden auch die alten Strauße sofort die aus anderen Nestern kommenden Jungen und verhalten sich kalt und teilnahmslos gegen sie.

Oft drängen sich an ein Straußennest andere Weibchen heran, um ihre Eier in dasselbe zu legen; das pflegt dem Männchen sehr zu mißfallen, und meist verschwindet es dann auf Nimmerwiedersehen. L. Haschert.

Die siebente Todsünde. — Nachdem Eugen Sue im Jahre 1842 den großen Roman „Die Geheimnisse von Paris" mit ungeheurem Erfolge veröffentlicht hatte, beeiferten sich die Verleger der Pariser Hauptzeitungen, um von dem berühmten Autor dessen neue Geistesprodukte zum ersten Abdruck in den Feuilletonspalten ihrer Blätter zu erlangen, und sie boten ihm dafür ungeheure Honorare. Alle aber überbot schließlich Doktor Louis

Veron, der Herausgeber und Besitzer des „Constitutionel", der mit Sue einen Kontrakt abschloß über die Lieferung von mehreren Romanen. So erschien denn in seiner Zeitung zuerst „Der ewige Jude", und dieser ebenfalls höchst erfolgreiche Roman bewirkte, daß die Zahl der Abonnenten des „Constitutionel" sich rasch um viele Tausende vermehrte. Danach brachte Sue den Romancyklus „Die sieben Todsünden". Sechs dieser Todsünden erschienen nach und nach in Verons Zeitung und wurden von zahllosen Lesern mit Heißbegier verschlungen. Dann kam endlich die siebente und letzte Todsünde, der Roman „Die Schlemmerei", an die Reihe. Veron, selbst ein Lebemann allerersten Ranges, vertiefte sich vor dem Abdrucke mit einem gewissen Interesse in die Lektüre gerade dieses Manuskripts, gelangte aber zu seiner unliebsamen Ueberraschung und zu seinem nicht geringen Verdruß zu der sicheren Ueberzeugung, daß der darin geschilderte Hauptschlemmer niemand anders als er selbst sei, allerdings verkappt unter einem anderen Namen, aber doch so deutlich erkennbar, daß nach seiner Meinung darüber gar kein Zweifel bestehen konnte. Das ging ihm über den Spaß. „Wenn ich diese Charakterschilderung in meiner Zeitung erscheinen lasse, so wird jedermann in Paris rufen: ‚Das ist Veron selbst, wie er leibt und lebt, ißt und trinkt!'" dachte der würdige Doktor. „Man würde über mich lachen und spotten. Welch ein gutes Futter zu pikanten Einfällen und Notizen würde das sein für die Konkurrenzzeitungen, besonders aber für die Witzblätter, die ohnehin schon immerfort mich zerzausen!"

Der Gedanke war ihm unerträglich. Er ließ anspannen und fuhr unverzüglich mit dem Manuskript zu Sue.

„Bester Sue, dies kann ich unmöglich drucken lassen," sagte er zu ihm.

„Warum nicht, lieber Doktor?" fragte der Autor.

„Weil Sie darin mich persönlich als allergrößten Schlemmer geschildert haben."

„Was hat Sie auf eine solche Idee gebracht?"

„Das wird jeder Leser sofort vermuten."

„Herr Doktor, Sie sind doch von Haus aus, ebenso wie ich selbst, eigentlich Mediziner, haben früher auch als Arzt praktiziert."

„Gewiß."

„Dann müssen Sie also auch über krankhafte Einbildungen einigermaßen Bescheid wissen."

„Sehr genau sogar."

„Nun, ich befürchte, daß Sie selbst zur Zeit in solcher unglückseligen Einbildung befangen sind."

„Herr Sue, Sie können mich nicht täuschen!" rief Veron erregt. „In Ihrem Roman haben Sie niemand anders als mich geschildert, und zwar haben Sie das absichtlich gethan."

„Nein."

„Doch. Es ist nicht daran zu zweifeln. Ich lasse die siebente Todsünde nicht in meiner Zeitung erscheinen, weil ich nicht zum allgemeinen Gespötte werden will."

„Und unser Kontrakt?"

„Ich erkläre ihn für aufgehoben."

„Dann lasse ich diesen Roman im „Siècle" erscheinen, der mir neuerdings wiederholt sehr vorteilhafte Anträge gemacht hat."

„Nun, so thun Sie das!" rief Veron. „Ich vermag es leider nicht zu verhindern. Adieu, Herr Sue!"

„Adieu, Herr Doktor!"

So schieden sie voneinander, gänzlich entzweit. Der wunderliche Vorfall blieb natürlich kein Geheimnis, das zur Folge hatte, daß man nunmehr erst recht die Schlemmerfigur in dem siebenten Todsündenroman schadenfroh und spottlustig direkt für Verons Porträt hielt, als der Roman im „Siècle" erschien, welche Zeitung, sowie auch die „Presse" fortan die neuen Werke Sues zuerst veröffentlichten. F. L.

Warum es in China keine Schauspielerinnen giebt. — In China ist das Theater bekanntlich ein Vergnügen, dem sich die Chinesen aller Klassen mit einer wahren Leidenschaft hingeben. Merkwürdigerweise ist das Theater aber nicht eine der uralten chinesischen Einrichtungen, es ist vielmehr erst, nach glaubwürdigen Nachrichten, am Ende des 7. Jahrhunderts in China eingeführt worden, und zwar kam es von Völkern, die im Westen des chinesischen Reiches wohnen. Damals regierte in China der Kaiser Tang Ming Huang. Er gilt in der Geschichte

für sehr vergnügungssüchtig, und so ist es erklärlich, daß er dem neuen Vergnügen des Theaters ganz besondere Aufmerksamkeit widmete. Er suchte das Theaterspielen in China möglichst zu verbreiten und förderte es, so gut er konnte. Er errichtete sogar eine eigene Theaterschule, in welcher Hunderte von jungen Männern und Mädchen in der Schauspielkunst ausgebildet wurden. Das Haus, in dem die Schule war, befand sich in einem Birnbaumgarten, und in der blumenreichen Sprache der Chinesen hießen die Schüler „die Brüder und Schwestern aus dem Birnbaumgarten". Noch heute führen die Schauspieler in China diesen Namen. Schauspielerinnen giebt es aber nicht mehr, und alle Versuche, sie wieder einzuführen, sind daran gescheitert, daß ein kaiserliches Edikt aus dem vorigen Jahrhundert besteht, welches das Auftreten von Schauspielerinnen auf der Bühne verbietet. Wie dieses Verbot entstand, das ist eine ganz romantische Geschichte.

Unter den Schülerinnen, die im Anfang des 18. Jahrhunderts in der Theaterschule ausgebildet wurden, befand sich eine, die so schön war, daß der damals regierende Kaiser Yung Tsching sich in sie sterblich verliebte und es durchsetzte, sie zu heiraten und zur Kaiserin zu machen. Im Jahre 1736 folgte der Sohn des Kaisers und der Schauspielerin, Namens Kien Lung, seinem Vater als Regent, und seine sechzigjährige Regierung ist eine der weisesten und gerechtesten gewesen, welche die chinesische Geschichte zu verzeichnen hat. Im ersten Jahre seiner Regierung veranlaßte ihn nun seine Mutter, ein Verbot zu erlassen, daß Frauen auf der Bühne auftreten dürfen. Sie that das aus Eitelkeit, denn sie wollte nicht mehr durch Schauspielerinnen an ihre Herkunft erinnert werden. Der Kaiser erfüllte den Wunsch seiner Mutter, und das Edikt vom Jahre 1736 verbot ein für allemal die Darstellung von Frauenrollen durch Frauen. Seit jener Zeit werden in China auch die Frauenrollen von Männern in Frauenkleidern dargestellt. A. O. K.

Ludwig der Geizhals. — König Ludwig I. von Bayern war sehr ökonomisch und galt darum bei vielen für geizig. Er konnte im Schloßthor umwenden, um sich statt des guten Regenschirms seinen „alten" holen zu lassen, „weil es regnete".

Er führte oft kein Geld bei sich; da traf es sich aber einmal, daß er einen Blumenstrauß für zwölf Kreuzer bei der Verkäuferin am Hofgarten borgte und sie am anderen Tag durch einen seiner Bedienten befriedigen ließ. Den Bedienten ließ er dann zu sich rufen, um ihm — die zwölf Kreuzer zurückzuerstatten, während dieser wie die Blumenverkäuferin sich auf eine „königliche Bezahlung" gespitzt hatten.

Bei einem starken Regenguß, der ihn in der Vorstadt überfallen, trat er in einem kleinen Hause unter und hörte bald laut, bald leise über sich weinen und wimmern. Er ging den Lauten nach und trat in ein ärmliches Zimmer, wo eine Frau mit ihrem Kinde neben einem Krankenlager saß. Er erfuhr, daß der Mann, ein Maurer, vom Gerüste gefallen und arbeitsunfähig geworden sei; ohne Verdienst fehle nun alle Nahrung, denn alle Bemühungen, eine Unterstützung zu erhalten, seien vergeblich gewesen.

„Seid Ihr denn schon," fragte Ludwig, „beim König gewesen?"

„Ach, bei dem Geizhals," war die Antwort, „ist vollends nichts zu holen."

Der König, der sich unerkannt sah, bestellte die Frau unter einem Vorwand aufs Schloß, und dort erhielt sie eine Rolle mit hundert Gulden unter der Aufschrift: „Von Ludwig dem Geizhals." W. Stelljes.

Die Aussichten der drahtlosen Telegraphie. — Die günstigen Resultate, welche in letzter Zeit die praktischen Versuche mit dem Marconischen Apparate ergeben haben, sowie der Umstand, daß sich in England eine Gesellschaft zur Verwertung dieser Erfindung gebildet hat, lassen es begreiflich erscheinen, daß man über die Aussichten der drahtlosen Telegraphie Näheres zu erfahren wünscht.

Nun ist es immer ein mißliches Ding, über den Erfolg neuer wissenschaftlicher Errungenschaften, die der Industrie oder dem Verkehrswesen dienstbar gemacht werden können, Vorbeurteilungen aufstellen zu wollen, da diese nur zu häufig der Gefahr unterliegen, wie Wettervorhersagungen von der Praxis dementiert zu werden. Wir wollen uns daher zunächst darauf beschränken,

handgreifliche Irrtümer in Beurteilung der finanziellen Aussichten der drahtlosen Telegraphie aufzuklären.

Unter diesen Irrtümern ist der verbreitetste der, daß infolge des Entbehrlichwerdens der Telegraphenleitungen und des daraus resultierenden Wegfallens der Verzinsung der dafür erforderlich gewesenen enormen Anlagekapitalien auch eine Verbilligung und Vervielfältigung der aufgegebenen Telegramme stattfinden müsse. Es wird dabei übersehen, daß jene elektrischen Apparate, mittels welcher im letzten Jahre allein in Deutschland einige 45 Millionen Telegramme befördert wurden, niemals durch drahtlose Telegraphenanlagen werden ersetzt werden können. Der Telegraph und das Telephon können überhaupt nicht mehr durch irgend welche dem Gedankenverkehr dienende Erfindungen entbehrlich gemacht und verdrängt, sondern höchstens noch vervollkommnet werden; sie sind für Benutzung durch die breiten Massen bestimmt, sie ermöglichen ein rapides Korrespondieren zwischen örtlich weit voneinander getrennten Privatpersonen und dienen nicht nur zum Austauschen von Signalen zwischen Befehlshabern von Truppen oder Schiffen über verhältnismäßig beschränkte Entfernungen.

Das Publikum begeht nur zu häufig den Irrtum, bei Beurteilung neuer und hervorragender Erfindungen von deren epochemachendem wissenschaftlichen Wert auf eine gleich hohe kommerzielle Bedeutung zu schließen, wobei außer Augen gelassen wird, daß erfahrungsmäßig nur ein Bruchteil der wichtigsten Errungenschaften in hervorragender Weise auch für Erwerbszwecke verwendbar gemacht werden konnten.

Als am 19. Oktober 1783 die beiden kühnen Franzosen Pilâtre de Rozier und der Marquis d'Arlandes als die ersten es wagten, mit einem Ballon in die Lüfte zu steigen, und von diesem Ausfluge in das Luftmeer wohlbehalten zurückkehrten, da glaubten zahllose Personen, daß nunmehr die Passagierbeförderung durch die Post ein Ende nehmen und durch die Luftschiffahrt ersetzt werden würde. Die zuversichtlichen Erwartungen auf glänzende, durch Ballonfahrten zu erzielende pekuniäre Gewinne, die selbst von erfahrenen Finanzmännern gehegt wurden, erwiesen sich indessen bald als utopisch, und wie bekannt hat sich bis auf

den heutigen Tag die Benutzung von Aëroſtaten für Verkehrszwecke als eine vollkommen verfehlte Idee erwieſen.

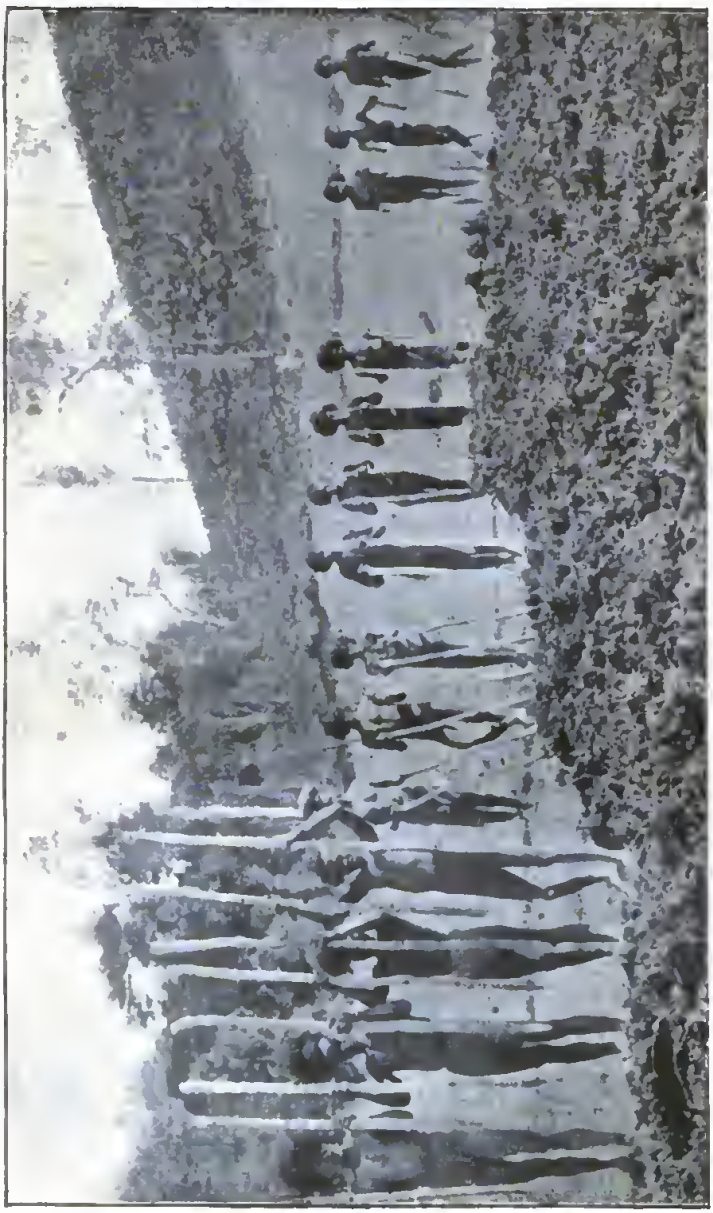
Nun darf man allerdings der drahtloſen Telegraphie einen ungleich höheren praktiſchen Wert beimeſſen als ſelbſt den unter Umſtänden ganz nützlichen Feſſelballons, und aërographiſche, alſo drahtloſe Telegramme werden in unſerer Zeit wohl täglich der Schiffahrt die wertvollſten Dienſte leiſten. Bezüglich der Rentabilität dieſer überaus intereſſanten, die Aetherſchwingungen dienſtbar machenden Erfindung empfiehlt es ſich indeſſen, ſich keinen Illuſionen hinzugeben und jenen überſchwenglichen Anpreiſungen mit Mißtrauen zu begegnen, die von finanziellen Erträgniſſen fabeln, wie ſie durch die Telegraphen- und Telephonanlagen erzielt worden ſind und noch gewonnen werden.

Auf Gewinne innerhalb beſcheidener Grenzen wird nur gerechnet werden dürfen, wenn einzelne Regierungen die neue Erfindung für militäriſche Zwecke ankaufen, und ſofern die großen Schiffahrtsgeſellſchaften und Reedereien ein Recht für Benutzung der durch Patente geſchützten Vorrichtungen zum Depeſchieren ohne Leitungsdrähte erwerben, wobei aber nicht außer acht gelaſſen werden darf, daß die Erfindung eine noch unfertige iſt und eine Konkurrenz durch Verwertung anders geſtalteter und vollkommenerer Inſtrumente in unſerer Zeit unausbleiblich iſt. Ajo.

Ackerbau in Deutſch-Neu-Guinea. — Wir wiſſen, daß in einigen Teilen der aſiatiſchen Türkei noch der aus früheren Kulturepochen ſtammende Holzpflug in Verwendung iſt, aber ſelbſt dieſer bezeichnet eine verhältnismäßig hohe Kulturſtufe gegenüber der Art, wie die Eingeborenen der großen auſtraliſchen, zum Teil dem deutſchen Kolonialgebiete angehörigen Inſel Neu-Guinea, die Papuas, ihr Feld beſtellen. Es iſt die denkbar einfachſte Art des Ackerbaues, denn als Pflug dienen zugeſpitzte Knüppel. Unſere deutſchen Bauern würden nicht wenig die Augen aufreißen, wenn ſie ſehen könnten, wie ihre ſchwarzen „Landsleute“ im fernen Oſten den Acker „pflügen“. Die Arbeiter ſtellen ſich, jeder mit zwei ſtarken Knüppeln in den Händen, in Reihen auf, und alle ſtoßen auf ein Zeichen des Vorarbeiters oder Herrn gleichzeitig mit aller Kraft die Knüppel

Digitized by Google

mit den zugespitzten Enden in den Boden und biegen sie dann nach rückwärts um, so daß der in der Erde steckende Teil als Hebel wirkt. Dadurch wird eine etwas unregelmäßige und nicht



Papuas beim „Pflügen“ eines Feldes.

tiefe, aber für die dortige Feldbestellung vollkommen genügende Furche ausgehoben. Dann wiederholt sich derselbe Vorgang ein Stückchen weiter, und Furche auf Furche wird gebildet mit einer in der That erstaunlichen Schnelligkeit. In ein paar Stunden

haben die Papuas mit Hilfe dieſes verblüffend einfachen Verfahrens eine kleine Waldblöße umgepflügt, auf der nun Mais, Zuckerrohr, Melonen oder Pataten gepflanzt werden, die im Verein mit Bananen und Kokosnüſſen die pflanzliche Nahrung dieſer nackten Wilden bilden, während die Jagd auf alles, was fleucht und kreucht, ſchwimmt, gleitet, läuft und krabbelt, ſie mit Fleiſch verſorgt. F. Z.

Der erſte Reim auf Deutſchland. — Auf das Wort Deutſchland werden viele vergebens, gerade wie auf das Wort „Menſch", einen Reim ſuchen. Der Schriftſteller A. Schnezler hat das Verdienſt, den erſten Reim auf Deutſchland erfunden zu haben. In ſeiner humoriſtiſchen Rhapſodie „Delirium rimans" kommt folgende Stelle vor:

„O, daß reimen ſich auf Erden
Alles Ungereimte ließe!
Bald zu einem Paradieſe
Würde ſie dem Menſchen werden,
Der doch ſelbſt vor allen Dingen
Iſt in keinen Reim zu bringen;
Und vor Allem du, o Deutſchland,
Dem ſo mancher Funkenſtern,
Drauf du ſehnlich dich gefreut, ſchwand
In ein ödes Dunkel fern!
Mögſt du von des Nordmeers Sunde
Bis zum Saum des Alpenkranzes
Dich zu einem Rieſenbunde
Einen, als gereimtes Ganzes!" C. T.

Die Tabakoper. — Altbekannt iſt die nur ſehr langſam erfolgte Einführung der indianiſchen Gewohnheit des Rauchens in Europa und wie viele Schwierigkeiten dabei überwunden werden mußten.

Während der erſten ſechzig Jahre nach der Entdeckung Amerikas und des dort wachſenden und von den Eingeborenen gerauchten Tabaks begnügten ſich die ſeefahrenden Spanier und Portugieſen, nachdem ſie ſelbſt das Rauchen und Schnupfen ſich angewöhnt, die getrockneten Blätter des Tabaks nach Europa

zu bringen und einzeln zu verkaufen. Erst im Jahre 1558 brachte Hernandez de Toledo Tabaksamen nach Portugal, und es wurden dann in einigen Gärten bei Lissabon die ersten Tabakpflanzen auf europäischem Boden gezogen. Jean Nicot, der französische Gesandte am portugiesischen Hofe, sah dort diese botanische Neuheit, interessierte sich dafür und nahm 1560 bei seiner Rückkehr nach Paris einige Pflänzlinge und auch Samen des Tabaks mit für die Königin Katharina von Medici, welche huldvoll dies Geschenk von ihm annahm und die Pflänzlinge und den Samen ihrem Gärtner anvertraute, der mit allem Eifer dann das Pflanzen, Säen und fernere Gedeihen dieser interessanten Neuheit besorgte. Aus Schmeichelei nannten die Höflinge die neue Pflanze „Das Kraut der Königin", die Gelehrten aber schufen dafür die lateinische Bezeichnung „herba nicotiana", und dadurch erlangte der würdige Gesandte, von dem man sonst heutzutage wohl nichts wissen würde, ganz unvermutet die Unsterblichkeit seines Namens in der botanischen Wissenschaft, denn nach ihm wird auch noch jetzt das im Tabak enthaltene Gift „Nikotin" genannt.

Nach dem Tode seines älteren Bruders Franz II. wurde Karl IX. als elfjähriger Knabe zu Rheims gekrönt; seine herrschsüchtige Mutter Katharina von Medici führte für ihn die Regentschaft. Der jugendliche Karl litt häufig an heftigen Kopfschmerzen, und man riet dafür seitens der Aerzte den Schnupftabak als vortreffliches Schmerzlinderungs- und sogar gutes Heilmittel an. So mußte trotz seines Widerwillens der kleine König viele große Prisen „Espagnol" (wie man damals den Schnupftabak nannte) in seine Nase stopfen. Um ihm den Widerwillen zu vertreiben und ihn zum fleißigen Gebrauch dieser „Arznei" zu ermutigen, fing seine Mutter selbst das Schnupfen an, was zur Folge hatte, daß sehr bald die Hofdamen dasselbe thaten, dann die Herren des Hofes, sowie andere vornehme Personen und endlich auch die Bürgersleute.

Unterdessen entbrannte in anderen Ländern der grimmigste Verfolgungskrieg gegen das edle Tabakkraut und den Genuß desselben. In England, Deutschland und Rußland eiferte die Obrigkeit gegen die vermeintliche Unsitte, die sie für volks-

verderblich hielt. Doch in Frankreich, wo man zuerst mehr schnupfte als rauchte, und in Spanien und Portugal, wo man viel rauchte und schnupfte, hatte sich bei hoch und niedrig, bei reich und arm der Tabakgenuß bereits so fest eingebürgert, daß dort solche Verfolgungen nicht stattfanden. Zwar wurde in Portugal von einigen Tabakfeinden einmal ein solcher Verfolgungs- oder Ausrottungsversuch unternommen, aber ganz vergeblich, denn der allgemeine Unwille des Volkes erhob sich laut und stürmisch dagegen.

Bei jener Gelegenheit nun, zu Anfang des 17. Jahrhunderts, vereinigten ein begeisterter Dichter und ein begabter Musiker, beide ohne Zweifel auch eifrige Raucher und Schnupfer, ihre künstlerischen Talente und schufen gemeinsam eine merkwürdige Oper, in welcher sie poetisch und musikalisch den Nutzen und die Annehmlichkeiten des Tabaks verherrlichten. Unter ungeheurem Zudrang und lautestem Beifall des Publikums wurde das sonderbare Musikstück oftmals in Lissabon aufgeführt.

„Lob und Preis des Tabaks" ist der Titel dieser Oper. Schauplatz der Handlung ist ein Hain bei einer Tabakplantage auf der Insel Tabago in Westindien. Zu Anfang erscheinen phantastisch kostümierte und mit hohen Federkronen geschmückte Indianer nebst ihren Weibern und Kindern, unter Führung ihrer alten weißbärtigen Häuptlinge und Priester, und alle zusammen singen im Chor das Lob des Tabaks und ihrer schönen Tabakinsel. Die ehrwürdigen Priester preisen singend alle die Völker, Inseln und Länder glücklich, welchen die Gottheit solche herrliche Wohlthat verliehen. Darauf großes pantomimisches Ballett, bis der Tanz durch einen gewaltigen Sturm unterbrochen wird, den jedoch die Priester zu beschwichtigen wissen, indem sie, geheimnisvolle Zauberformeln singend, Tabakstaub in die Luft streuen. Der Sturm ist nämlich sichtbar „in Person" auf der Bühne erschienen, und zwar in Gestalt von Boreas, Aeolus und noch anderen Sturmgöttern. Diese Sturmgötter können die in die Luft gestreuten Prisen Schnupftabak nicht vertragen, sie müssen fürchterlich niesen und machen sich schleunigst davon, worauf wieder der fröhliche Tanz beginnt. Zum Schluß wird um eine Art Opferaltar, von dem der angenehm duftende blaue

Rauch brennender Tabakblätter aufsteigt, ein großes Ballett getanzt.

Die Oper erregte Enthusiasmus. Die Gegner des Tabaks in Portugal verstummten. Und auch anderwärts verstummten allmählich die Gegner, denn der Tabak war siegreich überall. F. L.

Von Geisterhand. — Im Sommer des Jahres 1816 unternahm der preußische Staatskanzler Fürst Hardenberg eine Erholungsreise durch die Insel Rügen. Sein Mitarbeiter an dem glücklich vollendeten Befreiungswerk, der auf Rügen geborene Dichter Ernst Moritz Arndt, ließ es sich nicht nehmen, den Fürsten bei seinen Wanderungen zu begleiten und während seines Aufenthalts auf der Insel sein Führer zu sein. Erinnerungen an die große jüngst verflossene Zeit wurden zwischen beiden getauscht, und der Fürst gedachte dabei auch der epochemachenden Schrift des Dichters „Der Geist der Zeit", die einst das Volk zur Erhebung aufforderte. Beim Durchschreiten eines Gehölzes bog Arndt, der vorausschritt, die Zweige auseinander, ließ sie zu früh los, und ein Zweig schnellte dem ihm folgenden Fürsten heftig ins Auge. Hardenberg mußte sich für längere Zeit in ärztliche Behandlung begeben, doch behielt er noch nach Monaten ein blau unterlaufenes Auge. Als ihn König Friedrich Wilhelm III. bald darauf frug, woher das Uebel eigentlich stamme, erwiderte der liebenswürdige Fürst, ohne Arndt zu nennen: „Es stammt von Geisterhand, Majestät! Der „Geist der Zeit" hat mich etwas zu kräftig berührt!" J. W.

Noten wegen Noten. — Die berühmte Sängerin Henriette Sontag — von der ihre gleich berühmte Kunst- und Zeitgenossin Angelika Catalani sagte: „Sie ist groß in ihrem Genre, aber ihr Genre ist nicht groß!" — vermählte sich 1828 mit dem italienischen Grafen Rossi, der derzeit sardinischer Gesandter im Haag war, aber einige Jahre später auf Wunsch des Zaren Nikolaus an dessen Hof in gleicher Eigenschaft von seinem König, Karl Albert von Sardinien, geschickt wurde. Der Zar, ein großer Verehrer der Gesangskunst der Gräfin, veranlaßte diese, in Petersburg in einigen ihrer früheren Glanzrollen aufzutreten, allerdings nur vor einem geladenen, selbstverständlich sehr distinguierten Publikum. Immerhin erschien aber doch die Frau Ge-

ſandtin auf der Bühne, was in Turin ſehr übel vermerkt wurde. Der König Karl Albert verbot ſeinem Geſandten entſchieden jedes Auftreten ſeiner Gemahlin als Bühnenſängerin. In der betreffenden Note war das Wort „unpaſſend" gebraucht worden, worüber der Zar ſich äußerſt entrüſtete.

Eine ſcharfe Gegennote ging nach Turin, worin es hieß: „Alles, was am Hofe Seiner Majeſtät des Zaren ſich zutrüge, dürfe niemals und von keinem, er ſei wer er wolle, unpaſſend gefunden werden."

Der über dieſe Note, die einer Zurechtweiſung gleich kam, begreiflicherweiſe empörte König von Sardinien ließ eine ſehr ſcharf gehaltene Antwort nach Petersburg ergehen, der noch weitere Noten gleicher Art herüber und hinüber folgten, ſo daß ſchließlich dieſer Wechſel von diplomatiſchen Noten wegen auf der Bühne geſungener Noten ſich ſo zuſpitzte, daß der Zar drohte, alle Beziehungen zu dem Turiner Hofe abzubrechen.

Der König Karl Albert war der Schwächere, wohl oder übel alſo mußte er nachgeben. Niemals aber hat er dieſe diplomatiſche Niederlage, die er wegen der Gemahlin ſeines Geſandten erleiden mußte, dieſem und ihr verziehen. C. Sp.

Napoleons I. Einzug in Thorn. — Am 2. Juni 1812 kam Napoleon I. nach Thorn. Von dieſem Einzuge gab der württembergiſche Oberſt Freiherr v. Rotenhan folgende anſchauliche Schilderung. Schon lange vor ſeiner Ankunft trieben polniſche Lanciers von der Garde die Leute aus dem Wege. Endlich ritt der Kaiſer mit ſeinem Gefolge über die Brücke. Vor ihm her ging mit gezogenem Degen, keuchend und ſchwitzend, ein dicker Oberſt der Elite-Gendarmerie; dicht hinter dem Pferde des Kaiſers folgte ein Hauptmann von derſelben Truppe mit ſechs bis acht wahrſcheinlich gedungenen Gaſſenbuben, denen er von Zeit zu Zeit ſo laut, daß es Napoleon notwendig hören mußte, zurief: „Allons donc, criez!" (Vorwärts, ſo ſchreit doch!) Und wenn die unglücklichen Bengel dieſer freundlichen Aufforderung nicht gleich nachkamen, ſo verſetzte er dem ihm nächſten ein paar derbe Rippenſtöße, worauf dann der Chor gehorſam ein kurzes Geheul: „Vive l'empereur!" anſtimmte. Von dieſem Einzuge in Thorn aber hieß es dann in den franzöſiſchen Zei-

tungen: „Die Luft wiederhallte von den lebhaften Zurufen und dem Freudengeschrei: Es lebe der Kaiser!" D.

Der Branntwein und die Bienen. — Kälte, sowie Hunger machen die Bienen lahm. Taucht man hungrigen, frierenden Bienen das Köpfchen in Honig, so lecken sie daran, werden wieder munter und machen sich sofort wieder an ihre Arbeit. Wenn man ihnen aber Honig mit Branntwein vermischt vorsetzt und sie davon naschen, dann bekommen sie einen Rausch. Sie fliegen taumelnd umher und können ihre Heimat nicht finden — kurz, die Welt scheint auch ihnen rund umzugehen. Leider lernen sie das verhängnisvolle Gift ebenfalls bald lieben und kommen mehr zu trinken. Bald verlernen sie dabei das Selbsthonigsammeln und werden faul. Hungern sie dann, so wollen sie stehlen und suchen sich in andere Stöcke einzuschleichen. Sie werden dann sogenannte „Raubbienen", und so werden selbst Tiere durch den Genuß starker Getränke entsittlicht. W. H.

Henker-Doktoren — das heißt Henker, die mit der Doktorwürde ausgezeichnet wurden, hat es im 17. Jahrhundert einst gegeben. Damals war's, als in Stuttgart vier Brüder, Martius, Jakob, Andreas und Johann Bickel, mit ihrem unansehnlichen Richtschwert, das unter seinem Griffe den Spruch eingeätzt trug: „Thue nichts Böses, so widerfährt dir nichts Böses!" innerhalb eines Zeitraums von 31 Jahren (1660 bis 1691) nicht weniger wie 315 Delinquenten vom Leben zum Tode gebracht hatten. Das Enthaupten wurde ehedem in Stuttgart an der sogenannten „Hauptstatt", vor dem Hauptstätterthor nämlich, und anfangs zu ebener Erde vorgenommen, bis Anno 1581 eine 1½ Fuß hohe, kreisrunde Mauer, innen ganz mit Erde ausgefüllt, zu diesem Zwecke aufgerichtet ward. „Der Käs" nannte der Volksmund alsbald diese runde Erhöhung, die freilich einem Laib Käse so ziemlich gleich sah.

Im Jahre 1680 begab es sich, daß die beiden ältesten Gebrüder Bickel, Martius und Jakob, soeben zwei armen Sündern, einem Mörder aus Stuttgart und einem Brandstifter aus Feuerbach, den Garaus zu machen hatten, als gerade Kaiser Leopold I., von Nürtingen kommend, des Wegs geritten kam und am „Käse" die Hinrichtung mit ansah.

Bei dieſer Gelegenheit nun ſollen die beiden, den Arm der Gerechtigkeit vertretenden Brüder mit ſolchem „Anſtande", ſo viel „Kunſtfertigkeit und Accurateſſe" ihr blutiges Amt ausgeübt, auch „ſonder Plagh für die armten Sünder verricht" haben, daß der begeiſterte Kaiſer allen beiden die Doktorwürde verlieh, und ſie dadurch berechtigte, als Aerzte zu wirken und „allerlei äußere Leibesſchäden zu heilen nach ihrem beſtlichen Wiſſen". — Von Stund' an nannten und ſchrieben alſo die beiden Henker ſich „Doktoren", als wohl die einzigen praktiſchen Aerzte, die zugleich „promovierte Scharfrichter" waren. K. R.

Das boshafte Beiſpiel. — Der Profeſſor der Philoſophie Dr. Lenning in B., von dem alle Welt wußte, daß ſeine Ehehälfte ihn in maßloſeſter Weiſe knechte, liebte es, im Examen dafür ſeinerſeits die Kandidaten mit raffinierter Grauſamkeit zu zwiebeln. Mit Zittern und Zagen gingen denn auch die Examinanden zu ihm in die Tortur des Examens. Mitunter indeſſen fand ſich doch einer, der ihn mit einem wohlgezielten, gut ſitzenden Hiebe meiſterte.

„Was verſtehen Sie unter einer Antinomie, Herr Kandidat?" fragte er einmal einen Examinanden.

„Eine Antinomie iſt der Widerſpruch zwiſchen zwei Geſetzen, der Widerſpruch zwiſchen der theoretiſchen Vernunft und dem Verſtande, der Widerſpruch zwiſchen Theorie und Praxis, überhaupt, der Widerſpruch auch zwiſchen einem Wort und deſſen Sinn und Bedeutung."

„Ganz gut, Herr Kandidat, immerhin aber etwas dunkel. Wollen Sie deshalb Ihre Definition durch ein Beiſpiel erläutern. Sie werden doch eins bei der Hand haben?"

„O gewiß, Herr Profeſſor," entgegnete der Examinand mit boshaftem Lächeln, „ſogar ein ſehr naheliegendes und ſicher vollauf genügendes. Der Ehemann iſt der Hausherr, aber ſehr oft nicht der Herr im Hauſe!"

Nach dieſer von den Zuhörern mit kaum verhehltem Vergnügen aufgenommenen Antwort verſchonte ihn der Profeſſor mit weiteren Fragen. C. Sp.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzi

Soeben erschienen:

Hexengold.

Roman von **E. Werner.**

Preis geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Glückliche Augen.

Novellen von **Eva Treu** (Lucy Griebel).

Inhalt: Der Seefahrer — Grünes Gras — Der gute Regen — Ritter Ewald — Heimwärts — Das Schloß — Vertrauen — Flatterrose.

Preis geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Moderne Romane aller Nationen.

In dieser Sammlung wird eine Auswahl der spannendsten und wertvollsten Werke deutscher und ausländischer Erzählungskunst veröffentlicht.

Der Preis des geschmackvoll kartonierten Bandes beträgt 75 Pfennig, des elegant gebundenen Bandes 1 Mark.

Es sind bis jetzt erschienen und in den meisten Buchhandlungen vorrätig:

Band 1. Voß, Don Sebastian.
„ 2. François, Judith, die Gluswirtin.
„ 3. Daudet, Ein Märtyrer der Liebe. — Die Baronin Amalti.
„ 4. Höllhausen, Das Geheimnis des Hulks.
„ 5. Turgenjew, Rauch.
„ 6. Telmann, Gerichtet.
„ 7. Vasqué, Zwei Eleven Worths.
„ 8. Poe, Seltsame Geschichten.
„ 9. Ouida, Die Leiden einer A
„ 10. Bret Harte, Im Walde v

Die Sammlung wi

Jeder Band ist einzeln käuflich; bei der Bandnummer.